BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cerisier, Antoine Marie,

Geschichte der Entstehung der Remonstranten der damit verbundenen Unruhen und der dadurch veranlassten Dordrechtischen Synode Eine Schrift für Religionslehrer und für andere Leser, die sich unterhalten und belehren wollen

Osnabrück 1799

H.ref. 166
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10449146-9
VD18 1530146

R

H. Ref. 166


BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söcklen sc. 1779.

H. E. 303. a.

H Ref.

# Geschichte
## der Entstehung
## der
# Remonstranten,
## der damit verbundenen Unruhen und der dadurch veranlassten Dordrechtischen Synode.

Eine Schrift
für Religionslehrer
und
für andere Leser,
die sich unterhalten und belehren wollen.

Osnabrück 1799
in der Hofbuchhandlung bei Carl und Comp.

# Vorrede.

Die Entſtehung der Remonſtranten in den vereinigten ſieben Provinzen, die damit verbundenen Unruhen im Staate und in der Kirche, die dadurch veranlaſste Dordrechtiſche Synode, die Art, wie der

Prinz Moritz und die Könige von England und Frankreich ſich bei dem allen benahmen, die Schickſale eines Barnevelt, Grotius — und ſo viel andere, mit dem Aufkommen jener Religionspartei in Verbindung ſtehende Erſcheinungen ſind ſehr merkwürdig. Nicht nur dem Religionslehrer, den ſein Amt verbindet, die Religions- und Kirchengeſchichte zu ſtudiren, ſondern auch manchem andern Leſer bieten ſie reichhaltigen Stoff zum weitern Nachdenken, und eine intereſſante Unterhaltung dar. Sie verdienen es daher, umſtändlich und unparteiiſch beſchrieben zu werden.

Aus leicht zu erklärenden Urſachen wagten Nationalſchriftſteller

es erſt ſpät, die Geſchichte jener Begebenheit genau und richtig zu liefern. Unter ihnen zeichnet ſich der gelehrte Verfaſſer des Tableau de l'Hiſtoire générale des provinces-unies, *) der ſein voluminöſes Werk vor noch nicht langer Zeit vollendete, ſehr vortheilhaft aus. Der fünfte Tom deſſelben, welcher im Jahr 1780 herauskam, enthält die Geſchichte der gedachten Begebenheiten **). Dieſes treffliche Werk ſelbſt ſcheinet in Deutſchland

*) à Utrecht chez B. Wild,
Londres — P. Elmsly,
Paris — Barois, fils ainé,
Bern — La Societé typographique,
Geneve — B. Chirol,
Leipzic — Weidmann et Reich.

**) S. 139 bis 436.

nicht ſehr bekannt zu ſeyn. Es iſt auch zu theuer, als daſs es in vieler Hände kommen könnte. Der Gedanke, die Geſchichte der Entſtehung der Remonſtranten etc. aus demſelben heraus zu heben, und ins Deutſche zu überſetzen, war daher wohl um deſto verzeihlicher, weil dadurch vielen geholfen und keinem geſchadet wird. Der eigentliche Geſchichtsforſcher kann ſolcher Auszüge freilich leicht entbehren; um deſto angenehmer ſind ſie aber jedem, den ſeine Lage und Umſtände hindern, die gröſſern Werke, die jener kennet, zu leſen, und der ſich gleichwohl über intereſſante Gegenſtände aus der Geſchichte umſtändlich unterrichten möchte, und ſo bald er es kann,

auch billig ſollte. Auch andere Leſer, die ſich unterhalten wollen, und wirkliche Begebenheiten erdichteten oder entſtellten Geſchichten vorziehen, dürften die Geſchichte, die ihnen hier geliefert wird, wohl nicht ganz unbefriedigt aus der Hand legen.

Der Verfaſſer des Tableau etc. der ſich erſt vor dem fünften Tom deſſelben A. M. Ceriſier nennet, weiſet bei der Darſtellung der Geſchichte der Entſtehung der Remonſtranten etc. beſtändig auf die Schriften eines Grotius, Uitenbogard, Brandt, Leclerc, Regenboog, Carleton, Wage-

naar und vieler andern zurück, und giebt damit die Quellen, aus denen er schöpfte, sorgfältig an. Die eigentliche Bestimmung dieser Uebersetzung schien es nicht zu fordern, daſs die häufigen Anführungen aller dieser Schriften in derselben beibehalten würden. Der Gelehrte kennet diese Gewährsmänner schon ohnehin, und für andere Leser hätte man durch das beständige Hinweisen auf dieselben diesen Auszug nur unnöthiger Weise vertheuert. Eine umständlichere Nachricht über den Verfasser des Tableau etc. ist aus ähnlichen Gründen wohl eben so entbehrlich. Gefällt seine Arbeit, so

wird man ihn werthſchätzen, ohne ihn genauer zu kennen. Gefällt ſie nicht, ſo iſt an der nähern Bekanntſchaft mit ihm wenig gelegen. Nicht ſelten verräth er einen recht warmen Eifer für Wahrheit, Gerechtigkeit und Duldung, und zeiget ſich dadurch ſelbſt von einer ſchönen Seite. Wer kann Wahrheit, Gerechtigkeit und Duldung lieben, und gleichwohl kaltblütig bleiben, wenn ſie vorſetzlich verkannt und unter die Füſſe getreten werden?

In der Vorrede zum erſten Tom ſeines Werks verſichert Herr Ceriſier, daſs die franzöſiſche Sprache

ihm nicht ganz geläufig ſey. Dieſe Verſicherung iſt aber wohl nur ſeiner Beſcheidenheit anzurechnen. Er ſchreibt korrekt, ungekünſtelt und ſchön. Man lieſet ihn ſehr gern. Der Ueberſetzr hat ſich Mühe gegeben, das Original ſo treu darzuſtellen, als es ihm, ohne ſteiſe Aengſtlichkeit und vorſätzliche Verſündigungen gegen den Genius der deutſchen Sprache, nur immer möglich war. Kenner mögen beurtheilen, ob, und in wieſern ihm dieſes gelungen ſey? Vielleicht hätte er die Reflexionen, die ſein Autor bei gewiſſen Gelegenheiten macht, übergehen, vielleicht auch überhaupt ganz kalt erzählen ſol-

ten. — Er geſtehet, daſs es ihm ſchwer geworden iſt, ſich zu beſtimmen, ob er treu, oder frei überſetzen ſollte? Für das Erſtere fanden ſich mehr und ſtärkere Gründe, als für das Letztere. Man verdenke es ihm daher nicht, daſs er nur in den äuſſerſten Nothfällen, deren es jedoch nur ſehr wenige gab, ſich einige kleine Freiheiten erlaubte.

Uebrigens beſcheidet er ſich gern, daſs ſeine Arbeit, ſo wie alles in der Welt, ihre Fehler hat. Wenn ſie unterdeſſen dazu beiträgt, Wahrheit, Gerechtigkeit und Duldung zu befördern, und auf

die schrecklichen Folgen des Gegentheils immer aufmerksamer zu machen, so erreichet sie schon ihren eigentlichen Zweck, und darf dann in Ansehung ihrer Fehler wohl auch auf Duldung rechnen.

K..

# Geſchichte der Entſtehung der Remonſtranten.

## Erſtes Buch.

### *Urſachen der Religionsunruhen.*

Schon unter alten Völkern gab es mancherlei Arten von Aberglauben und Sektirerei; die verurſachten aber niemals ſolche Unruhen unter ihnen, als die Ketzereien unter den Chriſten hervorbrachten. Sie wirkten keine Revolutionen, die verdienet hätten, in den Geſchichtsbüchern aufbewahrt zu werden. Die Urſache hievon iſt ſehr begreifflich. Die Philoſophen

hatten keine Gewalt über das Volk, und die Regenten verrichteten ſelbſt die feierlichen Geſchäfte des Prieſterthums. Die heidniſche Mythologie, weit entfernt, etwas Ausſchlieſsendes ſeyn zu wollen, betrachtete die Verſchiedenheiten der Gottesdienſte als verſchiedene Arten, einerlei Gottheiten anzubeten, und als Anordnungen, die, durch Zeit und Gebrauch geheiligt, ſich für jedes Klima und Volk ſchickten. Es iſt wohl gewiſs, daſs die Religionen und Sekten nur in ſofern ſchädlich wurden, als die Lehrſätze derſelben ausſchlieſsend waren, und es Trennungen zwiſchen der weltlichen Macht und dem Anſehn der Prieſter gab. Die Religion der Brahmanen macht keine Ausnahme von dieſer Regel. Ihre Verehrer verabſcheuen alles Blutvergieſsen, und glauben, daſs es der Gottheit gefalle, unter mancherlei Formen angebetet zu werden. Daher, daſs die ausſchlieſsenden Religionen die nicht ausſchlieſsenden gelin-

dern Religionen ſo leicht verdrängten; hingegen, wenn ſie auf ebenfalls ausſchlieſsende Religionen trafen, ein Stoſs und Stillſtand erfolgte, oder Blut vergoſſen wurde; wie jenes mit dem Mohammedismus in Griechenland, und dieſes mit mehrern chriſtlichen Sekten in Europa der Fall war. Daher die Streitigkeiten des Staats mit der Prieſterſchaft, wenn nur eine Meinung herrſcht; die Ströme Bluts, wenn deren zwei Statt haben; und die bürgerlichen Uneinigkeiten, wenn die herrſchende Religion, umgeben von Sekten, ſie nicht unterdrücken kann, dieſe erbittert, indem ſie ihre bürgerlichen Vortheile und Rechte an ſich reiſſet. Wenn in unſerm Iahrhundert unter ſolchen Umſtänden nicht ſolche Wirkungen erfolgen, ſo rühret dieſes daher, daſs die weltliche Macht ſich zu hoch über die geiſtliche Macht hinauf geſchwungen hat, und derſelben noch immer die Flügel kurz hält; daſs die fortſchreitende Auf-

klärung den Glaubenseifer für bloſs ſpekulative Lehrſätze geſchwächt hat; daſs das Chriſtenthum ſich mehr mit den Grundſätzen der Toleranz und der allgemeinen Billigkeit, kurz mit den Forderungen der Moral, die man vollbringen muſs, als mit Geheimniſsen des Glaubens beſchäftiget. Es iſt auch gewiſs, daſs man auf dieſem Wege dem wahren Geiſte des Chriſtenthums ſich immer mehr nähert. Der Zweck der moraliſchen Ordnung und die Abſicht des Schöpfers, der jene aufrecht erhält, müſſen nothwendig auf die möglichſt gröſſeſte Glückſeligkeit ganzer Geſellſchaften und einzelner Menſchen abzielen.

*Verfolgungen gegen die Katholiken.*

Es hatte ſeinen guten Grund, daſs Ieannin *) der widerrechtlich unterdrückten

*) Franzöſiſcher Miniſter bei der Repulick. d. U.

Katholiken ſich annahm. Nach den Fundamentalgeſetzen der Union *) ſollten ſie in Holland und Seeland tolerirt werden und in den andern Provinzen alle Rechte und Vorzüge der Bürger genieſsen. Es iſt wahr, daſs im Iahr 1583 die Generalſtaaten den Vorſchlag thaten, dieſe Religion nicht mehr zu dulden, und daſs die Städte und Provinzen die Uebung derſelben von Zeit zu Zeit durch ſtrenge Edikte unterſagten. Jedoch man hat erwieſen, daſs dieſe Edikte einen Artikel der Union, den nur das einſtimmige Gutfinden jeder Provinz aufzuheben vermogte, nicht umſtoſſen konnten. Vergebens würde man dieſe Strenge unter dem ſcheinbaren Vorwande, daſs die katholiſche Religion den geſellſchaftlichen Verbindungen nicht günſtig ſey, zu rechtfertigen ſuchen; weil eben derſelbe Artikel der Union deutlich zu verſtehen giebt, daſs man ein Katholik und zugleich *ein guter Patriot* ſeyn könne. Selbſt die Geſchichte lehret, daſs

*) Dieſe wurde 1579 zu Utrecht errichtet d. U.

man umſonſt die Waffen gegen die Tyranney ergriffen hätte, wenn nicht die Proteſtanten von den Katholiken dabei unterſtützt geworden wären. Man unterlieſs nicht, ihnen in den meiſten Provinzen alle öffentliche Verſammlungen zu verbieten. Als man ſie dahin gebracht hatte, ſich mit heimlichen Zuſammenkünſten begnügen zu müſſen, ergriff man gehade dieſen Umſtand, noch ſtrenger mit ihnen zu verfahren, und ſie als Leute zu behandeln, die ſich des Götzendienſtes und reimlicher böſer Anſchläge gegen den Staat ſchuldig machten. So ſtrafen ſchlechte Regierungen Dinge, die ſie ſelbſt veranlaſst haben! Die Prieſter, die Katecheten, die Schullehrer, ſelbſt die, die den Verſammlungen nur mit beigewohnet hatten, wurden zur Landesverweiſung, zur Gefängnisſtrafe bei Waſſer und Brodt, und gewöhnlich zu einer Geldſtrafe verurtheilet. Die proteſtantiſchen Prediger trugen zu dieſen Gewaltthätigkeiten nicht wenig bei. Einige Reformirte trieben

ihren Abſcheu gegen das, was ſie papiſtiſchen Aberglauben nannten, ſelbſt bis in das Lächerliche. Ein Fanatiker ſchlich ſich bei der Nacht in die groſſe Kirche zu Alkmaar, und glaubte, ſeiner Religion einen Dienſt dadurch zu erweiſen, daſs er die trefflichen Gemälde, mit denen dieſe Kirche geziert war, vernichtete. Der Magiſtrat der Stadt Hoorn hatte dem um ſein Vaterland ſehr verdienten Bürger, Petrus Hogerbeets ein prächtiges Denkmal verfertigen laſſen. Das Volk wollte aber nicht eher zugeben, daſs es in der Kirche aufgeſtellet wurde, bis man die ſchönen halberhobenen Bilder, mit welchen es geziert war, weggemeiſſelt hatte.

Es iſt kein Wunder, daſs die Proteſtanten die alte Religion ſo intolerant behandelten, da ſie ſich ſo gar unter einander nicht duldeten. Die erſten Reformatoren hatten, als ſie das Anſehn der Kirche, als tyranniſch, abſchwuren, vor-

geſchlagen, daſs man die heilige Schrift für die einzige Regel des Glaubens halten, und ſie aus ihr ſelbſt erklären mögte. Iedoch da ſie ſahen, daſs das Erklären der Schrift, wenn es dem Urtheil eines jeden Glaubigen überlaſſen blieb, ſo viel Sekten erzeugte, als Schrifterklärer wären, ſo waren ſie gezwungen, zu den beſtrittenen Grundſätzen zurück zu kehren. Sie verfertigten Glaubensformeln, um die Vernunft zu leiten; ſie errichteten Kirchentribunale, um die Gewiſſen zu beherrſchen; einige von ihnen gingen ſo weit, daſs ſie behaupteten, es ſey erlaubt, Ketzer mit dem Tode zu ſtrafen. Calvin blieb nicht bei der Theorie ſtillſtehen. Dieſer eifrige Mann, der gegen die römiſche Kirche donnerte, wenn ſie Proteſtanten verbrannte, zündete ſelbſt den Scheiterhaufen an, auf welchem Servet ſein Leben endete. Es lag keinesweges an dem gröſseſten Theil der niederländiſchen Prediger, daſs dieſe Grundſätze, die ſie laut bekannten, nicht wi-

der ihre Gegner in Ausübung gebracht wurden. Sie hörten nicht auf, die Obrigkeiten und das Volk gegen die Nonkonformisten, und besonders gegen die Wiedertäufer, die dann auch oft gedrückt wurden, aufzuhetzen. Sie veranlassten die Regierung von Amsterdam, einen gewissen Vogelsang gesangen zu setzen. Dieser Schwärmer behauptete, Gott hätte die Gestalt eines Menschen. Man wollte ihn mit der äussersten Strenge richten, als der Bürgermeister Kornelius Peterszoon Hooft die Vertheidigung dieses Unglücklichen übernahm, und ihn rettete. Hooft zeigte in *einem* sehr freimüthigen, beredten und patriotischen Aufsatze, wie gänzlich diese Art zu verfahren dem Geiste der Reformation und den Grundsätzen der Belgischen Freiheit zuwiderlaufe. Noch unsanfter behandelte man die Socinianer. Ein jeder, der sich zu deren Lehren bekannte, wurde des Landes verwiesen. Ihre Schriften verdammte man zum Feuer. Unterdessen bemerkte man, dass die

Regierungen, bloſs um den groſſen Hauſſen zu blenden, Scheiterhauffen anzünden lieſsen, und übrigens dahin ſorgten, daſs die verdammten Schriften in der Stille unter ſie und ihre guten Freunde vertheilet wurden.

### *Urſprung der ſtrengen Grundſätze, welche die Proteſtanten annahmen.*

Und welches war die Urſache dieſer abſcheulichen Intoleranz, die die erſten Fortſchritte der Reformation mit Blut bezeichnete? Dieſes, daſs die Stifter dieſer groſſen Revolution, die ſo wohlthätig für die Menſchheit hätte werden können, ſo wohl in Anſehung der Grundſätze, die ſie befolgten, als auch in Rückſicht auf die Wahl der feſt zu ſetzenden weſentlichen Wahrheiten, Miſsgriffe thaten. Sie dachten nicht daran, die Religion auf die ewigen Wahrheiten zu erbauen, deren erſte Grundſätze allen Herzen ſo tief eingegraben, und die der Text ſind, den der göttliche Stifter des Chriſtenthums mit

ſo viel Kraft und Deutlichkeit kommentirte. Wären ſie ſo klug geweſen, den zankſüchtigen Lehrern bloſs ſpekulative Lehrſätze zur Unterſuchung zu übergeben, ſo wie man beiſſigen Hunden einen dürren Knochen hinwirft, ſie hätten ihr Syſtem auf einen unerſchütterlichen Grund erbauet. Die Wahrheit und Schönheit ihrer Lehren hätten ſich dem Verſtande und dem Herzen gleich ſtark aufgedrungen. Ohne Gewalt, ohne Blutvergieſsen hätten ſie Völker mit einander vereiniget, die alle darüber unwillig waren, daſs der römiſche Hof den geſunden Menſchenverſtand beſchimpfte. Allein, irre geführt durch den Haſs gegen dieſe Kirche, und durch die ſtolze Sucht, Häupter einer Partei zu ſeyn, beſtrebten ſie ſich, nicht ſo wohl dieſe zu reinigen, als vielmehr, Altar gegen Altar zu erbauen. Faſt immer fielen ſie auf das äuſſerſte Gegentheil deſſen, was die römiſche Kirche lehrte, gerade, als wenn dieſelbe nicht einen einzigen wahren Grundſatz behaup-

tete, und eine Wahrheit aufhörte, Wahrheit zu ſeyn, ſo bald dieſe Kirche ſie annimmt. Dieſe falſchen und gefährlichen Schritte führten ſie zu den empörendſten Ungereimtheiten. Sie erklärten ſich förmlich gegen die Moralität der Menſchenhandlungen. Sie behaupteten, daſs es der höchſte Grad von Gottloſigkeit und Verdammniſs wäre, auf ſie ſein Vertrauen zu ſetzen. Sie ſtellten das höchſte Oberweſen ſo dar, als ob es, wie ſie, ohne Abſichten und Gründe ſeine Lieblinge und Schlachtopfer auswählte.

*Urſprung der gemäſſigten Grundſätze.*

Da die Religion fürnehmlich dahin arbeiten muſs, Vertrauen zu Gott in uns zu erwecken und zu beſtärken, und zwar dadurch, daſs ſie uns Gott lieben lehret, und ihn uns unter den einnehmendſten Zügen darſtellet, ſo müſſen Grundſätze, die ihn zu einem eigenſinnigen und grauſamen Tyrannen, zum Urheber des Laſters und der Unglückſeligkeit der Men-

ſchen machen, nothwendig den Menſchenverſtand empören. Die Lutheraner erkannten daher auch, ſchon vom Anfange der Reformation an, dieſe ſchlimmen Folgen ihres Syſtems, und kehrten zu gemilderten Grundſätzen zurück. Die Calviniſten hingegen hielten die härteſten und verhaſsteſten Grundſätze für Lehrpunkte, die ſie mit dem gröſſeſten Eifer glaubten vertheidigen zu müſſen. Dieſe Grundſätze wurden durch diejenigen nach den Niederlanden gebracht, die daſelbſt zuerſt die Reformation predigten; denn dieſe kamen aus Gränzprovinzen Frankreichs, in denen man nur hauptſächlich Calvins Lehren kannte; und diejenigen, die ſie unterſtützten und ihre Stellen erſetzten, hatten eben dieſe Lehren auf den Univerſiäten Genf und Heidelberg geſchöpft. Unterdeſſen gab es einige gemäſſigte Köpfe, die, durch das Beiſpiel der Lutheraner ermuntert, glaubten, daſs man ein Proteſtant ſeyn könnte, ohne jene lächerlichen und grauſamen Grundſä-

tze anzunehmen. Vom Anfange der Reformation an sah man einen Anastasius aus der Velau, einen Gellius von Sneek, einen Duithuis, Prediger zu Utrecht, einen Hollmann, Professor zu Leyden, und berühmten Apostel der Toleranz und Freiheit, einen Dirk Koornert und mehr andere öffentlich gemässigte Grundsätze vortragen. Iedoch ihre Gegner machten die grösseste Partei aus, und sie mussten die heftigsten Widersprüche erdulden. Gaspard Koolhaas, Prediger zu Leyden, wurde exkommuniciret, weil er vernünftig war, und die versammelte Synode übergab ihn förmlich dem Teufel. Obgleich die Rigoristen sich alle Mühe gaben, die andern von den Kanzeln und aus dem Predigtamte zu verbannen, so konnten sie doch nicht verhindern, dass *Iakob Arminius* von Oudewater, geschützt durch die Staaten, zum Professor der Theologie in Leyden ernannt wurde.

*Charakter des Arminius.*

Dieſer Mann gefiel beim erſten Anblick. Ein ſich immer gleiches Gemüth, angenehme, feine Sitten, ein intereſſanter, lehrreicher Umgang, eine natürliche, durch ſanfte Sittſamkeit gemilderte Munterkeit, — alle dieſe, mit einem guten empfindſamen Herzen verbundene Eigenſchaften machen es ſehr begreiflich, daſs Arminius ein gemäſſigtes, ſeinem Charakter entſprechendes Syſtem angenommen hatte. Mit allen dieſen einnehmenden Eigenſchaften verband er ein ſchnelles, feines, tiefgehendes Urtheil, und eine klare, einfache, jedem geſunden Verſtande begreifliche Logik. Durch die Reinigkeit ſeines Betragens wurde die Achtung, die man ſchon ſeiner Perſon ſchuldig war, noch mehr vergröſſert. Vergebens beſtrebten ſich ſeine Feinde, ſeine Tugend verdächtig zu machen. Ihre Bosheit wirkte weiter nichts, als daſs ihm eine Reiſe vorgeworfen wurde, die er in Italien gemacht hatte. Der Wunſch, den

berühmten Arabella, damaligen Professor der Philosophie zu Padua zu hören, und vielleicht auch sein Geschmack an der Musik und den schönen Künsten hatten ihn nach jenem, durch die Ueberreste dessen, was er vormals war, so berühmten Theil Europens geführet. Da er sich eine Zeitlang in Rom aufhielt, so schloss die Logik seiner Gegner, dass er dem Pabste den Pantoffel geküsst, mit den Jesuiten enge Verbindungen geknüpft, und die protestantische Religion in die Hände Bellarmins abgeschworen hätte. Allein weit gewisser als diese, durch das Betragen des Arminius und durch seine Schriften hinlänglich widerlegte Fabeleyen ist es, dass er sich, selbst in Genf, zu der Lehre der strengen Reformatoren von der Prädestination nicht bequemen konnte. In Amsterdam, wo er funfzehn Jahre lang Prediger war, wagte er es, die Bibel nach seinen Meinungen zu erklären. Nachdem er 1603 zu Leyden Professor geworden war, sah er sich noch,

mehr genöthiget, ſeine Grundſätze mitzutheilen. Er behauptete, daſs Gott keinen einzigen Menſchen durch einen ewigen und unbedingten Rathſchluſs von der Seligkeit ausgeſchloſſen; daſs er die Menſchen nicht zur Seligkeit, oder hingegen zur Verdammniſs beſtimmt habe, als, nachdem er vorhergeſehen hätte, ob ſie Ieſu Chriſto thätlich glauben, und welchen Gebrauch ſie von ihrer Freiheit machen würden.

*Arminius wird von Gomarus angegriffen.*

Arminius hatte auf derſelben Univerſität einen ſehr gelehrten Profeſſor zum Kollegen, deſſen Charakter und Meinungen mit den ſeinigen nicht übereinſtimmten. Dieſer Mann war einer von den ſauertöpfiſchen, heftigen Leuten, die ſehr leicht in Harniſch gerathen, und ſich dann gar nicht mäſſigen könuen, weil ihr Stolz ſich in den Mantel der Religion wirft. Der ungeſtüme *Gomarus*, bürtig aus Brügge, hatte die härteren Grundſätze angenom-

men. Mit Schmerzen ſah er, daſs Arminius auf die Univerſität zugelaſſen wurde. In einer Konferenz mit demſelben bekannte er, daſs die Verſchiedenheit ihrer Meinungen nicht die Grundwahrheiten des Glaubens beträfe. Allein ſo bald er das Syſtem ſeines Kollegen in öffentlichen Theſen dargeſtellet ſah, konnte er ſeine, ihm natürliche Hitze nicht unterdrücken. Man verſichert, daſs ſich ſelbſt eine kleine Doſis von Neid in ſeinen Zorn gemiſchet habe. Die gröſſern Talente und der glänzende Beifall ſeines Gegners verdroſſen ihn. Er widerſetzte ſich ihm mit Heftigkeit. Er behauptete, daſs Gott, indem derſelbe ſeine furchtbare Gerechtigkeit und unverdiente Barmherzigkeit zeigen wollen, die Menſchen geſchaffen habe, damit er einige ſelig machen, andere hingegen verdammen könne. Selbſt die Kinder der Glaubigen ſchloſs er von dieſem ſchrecklichen Rathſchluſſe nicht aus. Uebereinſtimmend mit dieſem Syſteme beſchuldigte er den Arminius, daſs derſelbe

die wirkſame Kraft der göttlichen Gnade verkenne, und die Menſchen ſtolz und übermüthig mache, indem er ihnen die Ehre, gute Werke zu vollbringen, und für ihre Seligkeit zu ſorgen, beilege. Arminius vertheidigte ſich mit Gegenbeſchuldigungen. Er warf ſeinem Gegner vor, daſs er Gott zum Urheber der Sünde mache, und einen Fatalismus einführe, der die Menſchen im Böſen verhärte.

Man ſiehet, daſs dieſer Streit nicht weniger philoſophiſch als theologiſch war, und es darauf ankam, zu erklären, *wie die* erſte und allmächtige Urſache auf den Willen der Menſchen wirke, und dann, ihren Einfluſs mit der Freiheit des Willens in Uebereinſtimmung zu bringen. Die Unterſuchung dieſer Fragen hat den Vorwitz der älteſten Philoſophen beſchäftigt. Einige von ihnen erklärten ſich für die abſolute Freiheit des Menſchen. Allein die Stoiker ſtellten den Menſchen als ein ſich leidend verhaltendes Werkzeug dar, das

durch die unwiderstehliche Kraft einer blinden Macht, Verhängniſs genannt, welche nach ihrer Meinung, das Weltall regierte, dahin geriſſen würde. Bei den Muhammetanern gehören die Fragen über die Prädeſtination und den freien Willen zu den Hauptpunkten, welche die Nachfolger des Omar von den Nachfolgern des Ali unterſcheiden. Bis zum fünften Iahrhunderte unſerer Zeitrechnung entzweite ſich der ſtreitſüchtige Geiſt der Chriſten über ſo viel andere, weit weſentlichere Streitfragen, daſs ſie kaum Zeit hatten, an das Syſtem von der Wirkung Gottes auf die Geſchöpfe, zu denken. Man ſiehet aus den Schriften der griechiſchen Kirchenväter, daſs dieſe ſich damit begnügten, zu glauben, der mit einem freien Willen begabte Menſch habe das Vermögen, zu verdienen und zu verſchulden. Wenn auch gleich dieſe Kirchenväter die Rechtfertigung als eine Gabe Gottes betrachteten, ſo machte es ihnen doch keine Mühe, die Rechtfertigung mit der ihr ſcheinbar entgegen geſtellten

Freiheit zu vereinigen. Man hatte alle mögliche Hypothesen über die Natur des Worts und des Geistes Gottes erschöpft, als der berüchtigte Augustin, Bischof zu Hippo, in Afrika, die eigentliche Art und Weise, *wie* das allerhöchste Wesen in Absicht auf die Menschen wirke, ergründen wollte. Da er aus den Schriften der griechischen Kirchenväter sich nicht belehren konnte, weil er deren Sprache nicht verstand, so überließs er sich seinem Genie; und da er eben so hitzig als scharfsinnig war, so ist es kein Wunder, dass man ihm nicht immer mit sich selbst übereinstimmen siehet. Es ist gewiss, dass vor ihm noch niemand so harte Hypothesen über die Erbsünde, über die Verdorbenheit des Menschen, und über die Unverdientheit der Gnade vorgetragen hatte. Auch fand er mächtige Gegner. Iedoch, anstatt, seiner Theorie gemäss zu warten, bis das kräftige Licht der Gnade komme und sie erleuchte, gebrauchte er seine Beredsamkeit, seine höhern Talen-

te, und befonders fein Anfehn und feinen verfolgungsfüchtigen Eifer dazu, fie überall dergeftalt zu verdammen, dafs er den glänzendften Sieg davon trug. Obgleich die griechifche Kirche und felbft viel Glieder der lateinifchen die Lehre Auguftins nicht anerkennen wollten, fo wurde er doch im Occident als Lehrer der Gnade betrachtet. Als die, durch die Ueberfchwemmungen der Barbaren veranlafste Unwiffenheit anfieng fich zu verlieren, und die Gelehrfamkeit wieder aufblühte, wurde Auguftin für ein Orakel der Schulen gehalten. Die Thomiften näherten fich feiner Lehre am meiften; und die Scotiften, obgleich einer entgegen gefetzten Meinung zugethan, beriefen fich doch auf ihn, um fich ein Anfehn zu geben. Diefe beiden Parteien ermangelten nicht, fich einander der Ketzerey zu befchuldigen. Iedoch da fie beiderfeits Vertheidiger hatten, die gleich mächtig im Himmel und auf der Erde waren, fo war der römifche Stuhl diefes

mal ſo klug, nicht zu entſcheiden. Eben dieſe Politik beobachtete Rom in Anſehung des Molina. Dieſer Ieſuit hatte, um die Freiheit des Menſchen mit dem Vorherwiſſen Gottes in Uebereinſtimmung zubringen, eine Art von Mittelerkenntniſs in Gott erſonnen. Die Dominikaner verriethen dieſes Syſtem dem Pabſte. Unterſtützt durch die Feinde der Ieſuiten, deren es nicht wenige gab, griffen ſie dieſe Lehre 1607 in den Verſammlungen — de Auxiliis genannt — lebhaft an. Ihr hitziger Lemnos jagte mehrere Streiter vom Kampfplatze; und der Streit wurde, ſo wenig man das auch von einem bloſs polemiſchen Streite erwartet hatte, wirklich tragiſch; weil die Ueberwundenen, die die Kräfte ihrer Lungen nicht gehörig geprüft hatten, ihre Niederlage nicht überlebten. Glücklicherweiſe war dieſes doch das einzige Unglück dieſer Art, das durch den lächerlichen Streit veranlaſst wurde; denn Rom war auch dasmal ſo klug, ſeine Infallibilität nicht

durch Entſcheidung in Gefahr zu ſetzen; und Streitfragen, über welche das Anſehn ſo wenig für als wider entſcheidet, ſtiften kein Unheil.

*Arminius und Gomarus diſputiren vor den Staaten.*

Unterdeſſen hatte Arminius — gleichſam, als wenn eine Art von *Verhängniſs* bei dieſem Streite obgewaltet hätte, — beinah eben das Schickſal, das die Feinde des Lemnos traf. Da die Gomariſten das Volk in Hitze brachten, indem ſie demſelben vorſpiegelten, daſs der Glaube in Gefahr ſey, und die ganze Nation an dem Streite Theil nehmen wurde; ſo zogen die Staaten von Holland den Streit vor ihr Tribunal. Der ſtolze Gomarus, immer hitzig, und immer durch ſeinen Eifer verblendet, brachte ſie anfangs gegen ſich auf, indem er ihnen das Recht, in kirchlichen Dingen zu entſcheiden, öffentlich abſprach. Er behauptete, daſs es einer weltlichen Obrigkeit

nicht zukomme, den Procefs über dergleichen Materien einzuleiten. Unterdeſſen muſste er doch mit dem Arminius vor dem groſſen Rath erſcheinen. Der Streit war lebhaft und hartnäckig. Die Schiedsrichter glaubten dahin urtheilen zu müſſen, daſs derſelbe ſubtile Fragen, und nicht „Fundamentalartikel des Glaubens„ beträfe. „Wie?„ rief Gomarus, „dieſer Streit iſt von äuſſerſtem Gewicht. Vor dem Richterſtuhl Gottes mögte ich mit den Meinungen des Arminius nicht erſcheinen. Wenn die Staaten dem drohenden Sturm nicht vorbeugen, ſo werden wir Altar gegen Altar, Stadt gegen Stadt, Provinz gegen Provinz ſich empören ſehen.„ So verblendeten Leidenſchaften dieſen hitzigen Gottesgelehrten, der einige Iahre früher in eben dieſen Lehrſätzen des Arminius nichts Tadelnswürdiges gefunden hatte. Arminius behauptete, daſs er weiter nichts als Privatmeinungen einiger Prediger angegriffen hätte. Er erklärte ſich mit einer ſo einnehmenden Sanftheit,

dafs Mehrere ausriefen: Lieber mögten wir mit der *Liebe* des Arminius, als mit dem *Glauben* des Gomarus fterben. Da die Trennung in der Kirche und im Staate zunahm, fo wurden diefe beiden Männer noch einmal vor die Verfammlung der Staaten von Holland berufen. Man erlaubte ihnen, dafs einer wie der andere vier Gottesgelehrten, die ihre Sekundanten und Richter feyn follten, mitbringen durfte. Iedoch die Anzahl der Streitenden machte den Streit nur noch lebhafter. Er betraf die Prädeftination, die Gnade, die Freiheit des Menfchen, und die gewiffe Verficherung von der Seligkeit. Sie konnten fich einer den andern nicht verftehen, und noch weniger mit einander vereinigen. Der ftolze Gomarus brachte feine Richter wieder gegen fich auf. Er beklagte fich, dafs man ihn gezwungen habe, in ihrer Gegenwart über kirchliche Materien zu difputiren. Die Arminianer hingegen gewannen auch jetzt die Regenten für fich, indem fie deren Autorität laut aner-

kannten. Der berühmte Uitenbogard ſpielte in dieſer Verſammlung eine glänzende Rolle. Er vertheidigte öffentlich die Partei des Arminius. Da er bei Hofe, und beſonders bei Barnevelt in groſſem Kredit ſtand, ſo hatte Gomarus ihn boshafter weiſe mit dem Biſchof Euſebius verglichen, der den Kaiſer Conſtantin zu Gunſten des Arius verführet habe. Uitenbogard hielt eine Rede, in welcher er ſich gegen die Vorwürfe von Arianismus vertheidigte. Er zeigte die Inkonſequenz der Calviniſten, als welche, nachdem ſie die Bibel für die Richtſchnur des Glaubens anerkannt hätten, doch wieder zu papiſtiſchen Grundſätzen zurück kehrten, indem ſie die Gewiſſen willkührlichen Formeln und kirchlichen Entſcheidungen zu unterwerfen ſuchten. Er bewieſs beſonders, daſs der Glaube nicht in Gefahr ſey, und daſs es kein anderes Mittel gäbe, Unruhen vorzubeugen, als, der ſtärkern Partei zu verbieten, die ſchwächere für ketzeriſch zu halten, und durch heftige Deklamationen die Gemü-

ther zu erhitzen. Er zeigte, wie gefährlich es ſeyn würde, zwey Gewalten im Staate zuzulaſſen. Er lieſs ſich umſtändlich darauf ein, der Autorität ihre Stelle anzuweiſen, und zu beweiſen, daſs chriſtliche Obrigkeiten von dergleichen Streitigkeiten Notitz nehmen könnten und müſsten, um durch zweckmäſſige Mittel zu verhindern, daſs ſie bürgerliche Unruhen verurſachten.

### *Tod des Arminius.*

Arminius konnte den Streit nicht bis zum Ende aushalten. Schon ſeit mehrern Monaten litt er an einer Art von Ermattung. Die auſſerordentliche Anſtrengung, mit der er ſich vertheidigte, erſchöpfte die Kräfte ſeines ſchwachen, empfindlichen Körpers. Der Verdruſs über die Angriffe ſeiner Feinde und die traurige Ahndung der Unruhen, welche dieſer Streit im Staate verurſachen würde, drückten ihn zu Boden. Unter ſichtbaren Aeuſſerungen der hohen Gefühle der Religion, und unwankelbar in

ſeinen Meinungen ſtarb er im 49 Jahre ſeines Alters. *) Man kann, wenn er Entſchuldigung bedarf, ſagen, daſs er gleich Anfangs wohl nicht vorherſah, daſs ein Streit, von welchem das Volk nichts verſtand, ſo ſehr viel Verwirrung verurſachen würde; und daſs er ſich in der Folge für verpflichtet hielt, denſelben, durch mächtige und angeſehene Männer im Staate dazu ermuntert, fort zuſetzen. Wahrſcheinlich wurde er, wie Ianſenius, ſein Landsmann, Stifter einer Sekte, ohne es zu wiſſen. Billig iſt es unterdeſſen, zu bemerken, daſs, wenn man annimmt, Gottes Macht ſey gränzenlos, und ſein Vorherwiſſen und Vorherbeſtimmen eines und daſſelbe, die Hypotheſe der Gomariſten konſequenter ſcheine. Die der Arminianer ſcheinet den Begriffen von Gerechtigkeit und Güte, unter welchen ſich der Menſch das höchſte Weſen ſo gern vorſtellet, angemeſſener zu ſeyn. Iedoch die-

---

*) Am 19ten October 1609.

ſe Hypotheſe bringet die Streitfrage nur auf die Seite, ohne ſie aufzulöſen. Man wird die Arminianer immer fragen, warum der allmächtige Beherrſcher des Weltalls die Sünde und die Verdammniſs zulaſſe, da er ſie doch verhindern könne? Man wird neue Fragen aufwerfen. Und eine Schwierigkeit iſt nicht aufgelöſet, ſo lange noch ein *warum* übrig bleibt, auf welches ſich nicht antworten läſſet. Auch führet dieſe Frage auf die Frage, woher das Gute und das Böſe rühre, zurück, auf dieſes groſſe Problem, womit von je her die Vernunft ſich vergebens marterte, und deſſen Auflöſung das höchſte Weſen uns augenſcheinlich verbarg.

*Abſichten des Arminius.*

Es ſcheinet nicht die Abſicht des Arminius geweſen zu ſeyn, den Verſtand auf die anſtöſſigen Fragen über die Gnade und Prädeſtination einzuſchränken. Er hatte wohl einen weit erhabnern, ſeines groſſen Geiſtes und gefühligen Herzens würdigern

Zweck. Es ist gewiſs, daſs er darauf ſann, die von Luther und Calvin übrig gelaſſenen Uebel dadurch zu heben, daſs er die zur Seligkeit nöthigen Punkte auf eine kleine Zahl einſchränkte, und alle chriſtlichen Geſellſchaften, von welchen er nur Götzendiener und Verfolger ausſchloſs, in eine Brüderſchaft der Liebe und der Duldung vereinigte. Seine Entwürfe blieben nicht ohne allen Erfolg. Obgleich die Geſellſchaft der Arminianer in dem Lande, worin ſie entſtand, ſich ſichtbar verringerte, ſo machten doch ihr Geiſt und ihre Lehre ſchnelle Fortſchritte unter andern Sekten und ſelbſt unter der Kirchengeſellſchaft, die ſich auf die Dordrechtiſche Synode gründet. Man hat bemerkt, daſs in England, Deutſchland und in der Schweiz Arminius den Calvin verdrängt hat. Die proteſtantiſchen Höfe haben den Hauptartikel des Arminius von der Duldung angenommen. Der groſſe Fehler des Arminianismus iſt, daſs er weiter nichts zur zuverläſſigen Richtſchnur des Glaubens an-

nimmt, als ein Buch, das der eine ſo, der andere anders erklären kann. Auch weiſs man, daſs die Arminianiſchen Lehrer in den weſentlichſten Punkten von einander abgehen. Sie hätten, wie es ſcheinet, die Vernunft zur erſten Regel machen ſollen; die Vernunft ſag' ich, aus welcher diejenigen praktiſchen Wahrheiten herflieſsen, die das Fundament der Geſellſchaft, der Zügel des Laſters, der Sporn der Tugend, und der Troſt des Unglücklichen ſind. Die heiligen Bücher wären nachher gekommen und dieſen erſten Principien beſtändig untergeordnet geblieben. Der Geſetzgeber der Chriſten wäre immer der göttliche Mann geweſen, der in die Welt kam, um dieſe heiligen Principien, welche durch Irthum und Unwiſſenheit erſchüttert und verdunkelt worden waren, zu beſtätigen und zu enthüllen. Alle theologiſchen Dogmen, die nicht dazu dienen konnten, das höchſte Weſen liebenswürdiger darzuſtellen, unſer Vertrauen zu demſelben zu ſtärken, und unſer Beſtreben,

demſelben zu gefallen, zu vergröſſern, hätte man der Gleichgültigkeit und der Verachtung Preiſs gegeben.

*Die Arminianer werden heftig angegriffen.*

Die Arminianer waren, um ihren Gegnern antworten zu können, genöthigt, nur die heiligen Schriften zu Führerinnen zu nehmen. Stark in dieſer Schanze, deren ſich ſchon die erſten Reformatoren bedient hatten, boten ſie ihren Feinden Trotz, und ſchickten ihnen die, gegen ſie abgeſchoſſenen Pfeile zurück. Die ſtrengen Calviniſten durften die Glaubensregel nicht verwerfen, die die erſten Reformatoren feſtgeſetzt hatten; allein ſie behaupteten, daſs der wahre Sinn der heiligen Schrift von dieſen groſſen Männern erkläret worden ſey, und daſs, wenn die Lehrer von dem Heidelbergiſchen Katechismus und von dem Glaubensbekenntniſſe der niederländiſchen Kirchen, als welche beide Schriften, erſtere im Iahre 1562,

und letztere im Jahre 1563 angefertiget, und in der Folge durch verschiedene Synoden eingeführet worden, sich entfernten, es den Kirchen an Einigkeit und an einem Vereinigungspunkte fehlen würde. Sie behaupteten, daſs es ihnen, als der zahlreichsten und, der Lehre nach, ältesten Partei zukomme, einigen verwegenen Neuerern, die, wenn man sie nicht unterdrücke, Unruhen und Trennungen in der Kirche stiften würden, Gesetze vorzuschreiben. Man muſs gestehen, daſs sie in politischer Rücksicht Recht hatten, und kein kräftigeres Mittel, Unruhen vorzubeugen, vorschlagen konnten, als Unterwerfung an die gröſsere Anzahl und an das Ansehen! Die Arminianer unterlieſsen nicht, ihnen Fragen vorzulegen, die sie sehr in die Enge trieben. „Seyd ihr unfehlbar? fragten sie; waren es die ersten Reformatoren? Und gleichwohl wollet ihr das Ansehn, das ihr beim Abschwören des Pabstthums verworfen habt, wieder zur Regel des Glaubens machen? Das Wort Gottes

wäre dann keine untrügliche Regel, wenn man dasselbe nach von Menschen gemachten Katechismen und Glaubensbekenntnissen erklären müßte. Wenn das Alter für die Güte eurer Sache spräche, sehet ihr dann nicht, daß die Papisten weit früher datirten, als ihr? Ihr selbst gebet zu Trennungen Anlaß, indem ihr alle Reformation durch euere harten Lehren und unerträgliche Tyrannei verhaßt machet. Unser einziger Zweck ist, diesen vorzubeugen, indem wir den Weg der Seligkeit breiter machen, und zwar dadurch, daß wir allen Christen, deren Betragen untadelhaft ist, den Eingang in die Kirche öfnen.„ Es war schwer, solchen dringenden Gründen zu entwischen. Die Rigoristen, nicht im Stande, darauf zu antworten, nahmen ihre Zuflucht zu Mitteln, welche ihrer heftigen Gemüthsart entsprachen. Sie behaupteten sogleich, daß, da sie die höchsten Richter in Glaubenssachen wären, die Obrigkeit sich nach ihren Entscheidungen blindlings richten, und

deren Annahme durch ihr Anſehn beför-
dern müſste. Sie rühmten die Weisheit der Genfer Regierung, welche die, von den Lehrern angegebenen Ketzer hätte verbrennen laſſen. Sie ſchilderten diejenigen, die ſich für die Toleranz, und gegen die Synoden und Formeln erklärten, als Atheiſten, als Gottloſe, als Freigeiſter, die kein Zügel zurück halte; die unter dem Schleyer von Gewiſſensfreiheit darauf ausgiengen, die Religion mit fürchterlichen Ketzereyen zu vergiſten, und das Land dem Pabſte und den Spaniern zu verkaufen. „Der Katechismus iſt infallibel" ſagte ein Predikant aus Alkmaar, „Gott ſelbſt hat ihn ehmals den Adam, den Noah, den Abraham, die Propheten und die Apoſtel gelehret.„

*Die Gomariſten verlangen, daſs eine Nationalſynode gehalten werde.*

Die Rigoriſten erſannen ein neues Mittel, den Katechismus und das niederländiſche Glaubensbekenntniſs einzuführen.

Dieſes beſtand darin, daſs alle Religionslehrer verpflichtet würden, dieſelben zu unterſchreibeu. Eine, im Iahre 1606 zu Rotterdam gehaltene Synode hatte dieſen Vorſchlag nicht durchſetzen können; die Gomariſten verlangten daher, daſs ein Nationalconcilium zuſammen berufen würde. Die Generalſtaaten willigten hierin ein; jedoch unter der Bedingung, daſs man jene beiden Glaubensformeln *unterſuchen* ſollte. Dieſe letzten Worte waren ein Donnerſchlag für die Gomariſten. „Dieſe Formeln ſind heilig, ſagten ſie, wir haben u s eidlich verpflichtet, ihnen als untrüglichen Führern zu folgen. Die Rede iſt lediglich davon, daſs man alle Religionslehrer zwinge, ſie zu unterſchreiben, damit Trennungen vorgebeuget werde.„ Die Arminianer hingegen deklamirten gegen alle Formeln, wenn nicht zum wenigſten die Glaubenspunkte darin auf eine ganz kleine Anzahl eingeſchränket würden. Sie machten zu Gouda einen ſehr kurzen Katechismus öffentlich be-

kannt, der ganz aus biblischen Ausdrücken zusammen gesetzt war. Die Gomaristen widersetzten sich diesem dreisten Schritte sehr heftig, und behaupteten nicht ohne Grund, dass es auf diese Art leicht seyn würde, die abscheulichsten Meinungen in der Kirche einzuführen.

*Ursprung der Benennung: Remonstranten.*

Die Arminianer, besorgt, dass man sie, als die schwächere Partei, unterdrücken mögte, glaubten wohl zu thun, wenn sie sich in den Schutz der Staaten von Holland begäben, und diesen eine Vorstellung — *Remonstrantie* — überreichten, in welcher von ihrer Lehre Rechenschaft gegeben wurde. Diese Vorstellung enthielt fünf Artikel 1) Gott, sagten sie, hat die Menschen nicht zur Seligkeit oder zur Verdammniss prädestiniret, als nachdem er vorhergesehen hatte, welche glauben und welche nicht glauben würden. 2) Jesus Christus ist für alle Menschen gestorben; allein er macht nur die selig, die ihm

glauben. 3) Dieſer Glaube iſt eine bloſſe Wirkung der Gnade Gottes. 4) Dieſe Gnade iſt die Urſache von dem Anfange, dem Fortgange und der Vollendung der Seligkeit; doch kann man ihr widerſtehen. 5) Durch dieſe Gnade kann man den Teufel, die Sünde, die Welt und das Fleiſch überwinden.„ Man kann dieſe Gnade aber auch verlieren, wie die *Remonſtranten* — ſo nannte man von der Zeit an diejenigen, die die Meinungen des Arminius behaupteten, — in der Folge erklärten. Bei der Ueberreichung dieſer Vorſtellung ſuchten ſie die Staaten dahin zu bringen, daſs dieſe durch ihr Anſehn die Einigkeit ungeſtört erhalten mögten. Aber die Prädeſtinatianer nahmen eben daher Gelegenheit ſich einer um deſto gröſſern Wuth gegen die Remonſtranten zu überlaſſen. Die Claſſe von Leyden erklärte, daſs ſie ſich dem Anſehn des Staats nicht unterwerfen könnte. Es gab deren, die die Remonſtranten mit den Schimpfnamen *Teufel* und *Mam-*

*melucken* belegten. Man verglich ſie den Canaanitern, die Gott habe vertreiben und ausrotten laſſen, und den Prieſtern Baals, die der Prophet Elias geſchlachtet habe.

*Conferenz im Haag. — Gegenremonſtranten.*

Die Staaten von Holland ſannen auf alle möglichen Mittel, die Ruhe herzuſtellen. Sie kündigten eine, im Haag zwiſchen ſechs Predigern zu haltende Conferenz an. Da die Gomariſten bei dieſer Gelegenheit eine, wider ihre Gegner gerichtete Vorſtellung — Remonſtrantie — übergaben, ſo wurden ſie von der Zeit an *Gegenremonſtranten* genannt *). Sie nahmen die urſprüngliche Verdorbenheit von Adam her, die unbedingte Prädeſtination im ſtrengſten Sinne, die unwiderſtehliche Kraft der Gnade, die Unverlierbarkeit der Gerechtigkeit und die aus-

---

*) Oder: Contraremonſtranten.

ſchlieſsende Erlöſung einiger Menſchen an. Die Staaten, beſorgt, beide Parteien nicht vereinigen zu können, ſchlugen ihnen vor, ob ſie nicht über die Mittel, die Unruhen zu ſtillen, ſich ſelbſt erklären wollten? Die Remonſtranten erklärten, daſs es das Beſte ſeyn würde, beider Meinungen beſtehen zu laſſen, und einem jeden zu erlauben, ſie zu lehren und zu predigen. Eine erſt entſtehende, noch ſchwache Partei verlangt nur Duldung, um ſich befeſtigen zu können. Die Gomariſten hingegen, die gern ſiegen und allein herrſchen wollten, beſtanden auf einer Nationalſynode, überzeugt, daſs ſie dann, wegen ihrer gröſſern Anzahl, triumphiren würden. Ehe die Staaten eine Entſchlieſſung faſsten, empfahlen ſie beiden Parteien, ſich einander in Liebe zu dulden, über Streitmaterien nicht anders, als mit Mäſſigung zu ſprechen, und ſich zu beſtreben, das Volk nicht ſo wohl über abſtrakte, ſchwere Fragen, als vielmehr über die Pflichten der Moral und des

Chriſtenthums zu unterrichten. Die beiden Parteien ſchienen ſich nach dieſem Rathe zu richten, und behandelten ſich als Brüder. Iedoch der Friede iſt noch ungewiſs, wenn er vom Stillſchweigen erhitzter Theologen abhängt.

*Der König von England erkläret ſich gegen die Remonſtranten.*

Die gröſſeſten Feinde der Remonſtranten befanden ſich nicht in Holland ſelbſt. Man ſah einen neuen Streiter auf den theologiſchen Kampfplatz treten, deſſen Zuneigung zu den Gomariſten deren Muth anfeuerte. Mit einem Wort, der König von England *), den die politiſchen Händel fremder Mächte nicht aus ſeinem Schlummer wecken konnte, lieſs ſeinen ganzen Eifer und alle ſeine Thätigkeit aufleben, als er die Nachricht von dieſen theologiſchen Streitigkeiten vernahm. Zum Unglücke für die Remonſtranten erklärte

---

*) Iakob I.

dieſer gekrönte Theologe ſich lebhaft wider dieſe. Seinen Unwillen richtete er beſonders gegen den Konrad Vorſtius, der durch eine liſtige Veranſtaltung der Arminianer von Steinfurt, in der Grafſchaft Bentheim, nach Leyden berufen war, um den, durch den Tod des Arminius erledigten theologiſchen Lehrſtuhl wieder zu betreten. Vorſtius galt für einen eifrigen Anhänger der Arminianiſchen Grundſätze. Man hatte ihn ſelbſt und nicht ohne Urſache, in Verdacht, daſs er zum Socinianismus hinneige. Die Gomariſten hatten ihn einer ſo groſſen Menge von Ketzereyen beſchuldigt, daſs man ihm noch nicht erlaubte, ſein Amt zu verwalten. Seine Abhandlung: de Deo hatte alle Anhänger der Orthodoxie aufgebracht. Man findet in derſelben allerdings Gedanken, die mit den angenommenen Meinungen nicht ſtimmen. Es war ſchwer, ſelbſt die gemildertesten Hypotheſen von der Prädeſtination mit der über alles ſich erſtreckenden Wirkung einer unend-

lichen Macht in Verbindung zu bringen. Vorſtius machte Gedanken bekannt, die dazu dienen ſollten, den Begriff von dieſer Macht einzuſchränken. Dadurch ertheilte er dem Syſtem des Arminius eine mehr philoſophiſche Form, und konnte einen befriedigenden Grund vom Urſprunge des Böſen und der Sünde angeben. Der König von England, eiferſüchtig auf die Ehre, die Reinigkeit des Glaubens zu vertheidigen, und für einen der gründlichſten Gottesgelehrten ſeines Iahrhunderts gehalten zu werden, las dergleichen Abhandlungen mit weit gröſſerm Vergnügen, als die Depeſchen ſeiner Geſandten. Er war auf der Iagd, als man ihm die Schriften des Vorſtius überreichte. Nach Verlauf von einer Stunde hatte er ſchon den Inhalt durchgeſehen. Sein ſcharfes Auge entdeckte darin ſo viel Ketzereyen, daſs er ſo geſchwind, als möglich einen Boten abſandte, um den Generalſtaaten eine genaue Liſte davon zu überbringen. Er begnügte ſich nicht damit, ſie zu ermah-

nen, gegen den Verfaſſer auf das ſtrengſte zu verfahren; er drohete ſo gar, im entgegengeſetzten Falle ein Manifeſt bekannt zu machen, worin er vor aller Welt erklären wollte, wie ſehr er dieſe Ketzereyen, deren abſcheulichen Urheber, und diejenigen, die ſie duldeten, verabſcheue. Vorſtius war kein Menſch; er war ein Ungeheuer, das man ſo fort erſticken müſſe, um die Welt vor ſeinen Verwüſtungen zu ſichern. Der Geſandte Winwood ſtützte ſich bei Ueberreichung dieſes Schreibens ſeiner Seits auf die Nothwendigkeit, den Vorſtius von einer Stelle auszuſchlieſsen, auf welcher der Glaube nicht einmal in Verdacht kommen dürfe. Dieſer ſonderbare Eifer und dieſer hohe Ton überraſchten die Staaten nicht wenig.

Um unterdeſsen einen König zu ſchonen, dem ſie Achtung ſchuldig waren, ſo machten ſie ſich verbindlich, den neuen Profeſſor von dem Lehrſtuhle weg zu

weisen, wenn er sich nicht von den ihm angeschuldigten Irthümern reinigen könnte. Die Antwort that dem Monarchen kein Genüge. Er glaubte, daſs die Staaten es darauf anlegten, sein Verlangen abzuweisen. Er schrieb ihnen donnernde Briefe. Er nannte den armen Vorstius einen Erzketzer, eine Pest, einen Socinianer und Atheisten. „Ich glaube, schrieb er den Staaten, Sie warnen zu müssen, daſs Sie sich durch die Ausflüchte und zweideutigen Ausdrücke dieses Gotteslästerers nicht überlisten lassen; verhärten Sie Ihre Herzen gegen das falsche Mitleiden, das ihnen zurufen mögte, ihn nicht verbrennen zu lassen. Niemals hat irgend ein Ketzer es mehr verdient." Dieser fanatische Monarch verschonte auch die übrigen Remonstranten nicht. Nach seiner Meinung verdiente Petrus Boetius das Feuer schon wegen des Titels seines Buchs *Vom Abfall der Heiligen*. Arminius war ein Feind Gottes, der zuerst die Religion mit dem Gifte der Ketzerey ange-

steckt hätte. Die Remonstranten waren verfluchte Sektirer, die so geschwind als möglich ausgerottet werden müssten. „Kurz, sagte der König, da Gott uns mit dem Titel, Beschützer des Glaubens beehrt hat, — er betrog sich, der Pabst Leo X. gab Heinrich VIII. diesen Titel, weil derselbe gegen Luthern schrieb; — so würden wir, wenn man den Vorstius unterstützte, genöthigt seyn, mit dieser falschen, ketzerischen Kirche zu brechen, mit den andern Kirchen über die Mittel, die abscheulichen, seit Kurzem aufsprießenden Ketzereyen zur Hölle zu verweisen, zu berathschlagen, und unsern Unterthanen zu verbieten, einen so angesteckten Ort, als die Universität Leyden ist, zu besuchen.„ So dachte damals ein Monarch, der lange den Entschluss, die römische Religion anzunehmen, mit sich herum trug, und damit endigte, dass er dieselben Arminianischen Meinungen, die er mit so vieler Wuth verdammt hatte, selbst annahm. Unterdessen liess er alle

Schriften des Vorſtius, deren er habhaft werden konnte, durch die Hand des Henkers verbrennen. Er lieſs eine Erklärung drucken, in welcher er ſeinen Eifer vertheidigte, und gegen die Staaten, die er einer ſtraſbaren Gleichgültigkeit beſchuldigte, heftig deklamirte. Die Staaten waren daher beſorgt, einen Monarchen, mit welchem in gutem Vernehmen zu ſtehen, ihnen ſehr angelegen war, nicht aufs Aeuſſerſte zu treiben. Sie brachten den Vorſtius dahin, daſs er auf ſeine Beförderung Verzicht that, indem ſie ihm ſeine Beſoldung fortdauernd ausbezahlen lieſſen. Episkopius kam in ſeine Stelle. Gomarus, deſſen unbiegſamer und hartnäckiger Charakter ſich in die Widerſprüche, die die Arminianer ihn erfahren lieſſen, nicht finden konnte, hatte um dieſelbe Zeit ſich zurück gezogen. Iohann Poliander, franzöſiſcher Prediger zu Dortrecht, wurde in ſeine Stelle berufen. Episkopius war ein ſcharfſinniger Kopf, ein Gelehrter vom erſten Range, und ſer-

tig im Disputiren. Er wurde der grösseste Vertheidiger der Remonstranten. Poliander unterstützte die entgegengesetzte Partei; jedoch er war weit gemässigter als Gomarus. Es scheinet, dass die Staaten ein Gleichgewicht zwischen beiden Parteien erhalten wollten.

### *Ursachen der Hartnäckigkeit beider Parteien.*

Warum opferten die Arminianer, die nichts, als Friede und Einigkeit predigten, diesen beiden schätzbaren Gütern nicht Meinungen auf, die sie selbst für sehr unbedeutend erklärten? Warum zogen sie dieselben aus dem Schulstaube, worin sie ewig hätten modern mögen, hervor, um sie in öffentliche Versammlungen zu bringen, wo sie die Gemüther in Flammen setzten? Sie werden sagen, dass das Interesse der Wahrheit sie verpflichtet habe, deren Rechte zu vertheidigen. Allein die Wahrheit vertheidiget sich durch sich selbst; und es ist zum we-

nigſten beſſer, dergleichen Wahrheiten nicht zu wiſſen, oder ſie zu verſchweigen, als ein ganzes Land in Flammen zu ſetzen, um ſie zu vertheidigen. Zur Entſchuldigung der Arminianer kann man ſagen, daſs es die Gomariſten geweſen ſeyen, die das Feuer des Aufruhrs unter dem Volke angezündet hätten, indem ſie jene Materien auf die Kanzeln brachten. Sie wollten die Arminianer zwingen, Glaubenspunkte zu unterſchreiben, die dieſe nicht glaubten. Die Liebe zu ihren Meinungen erhitzte die Arminianer nicht ſo ſehr, als der Schutz, den ſie bei der Regierung fanden. Die theologiſchen Zänkereyen waren durch die politiſchen Factionen unmerklich, und eher als man es dachte, angezettelt, und in Gang gebracht worden. Schon ſeit langer Zeit hatte der heftige und unbiegſame Eifer der ſtrengen Religionslehrer oft genug den Maſsregeln der Regierung entgegen gearbeitet, und ſie vereitelt. Die Gewalt über die Gewiſſen, die dieſe Herren aſ-

fektirten, das Syftem von Unabhänglichkeit, das fie vermittelft ihrer Synoden aufrichten wollten, ihr Hang, das Volk gegen die Regenten aufzuhetzen, fo bald diefe fich ihren despotifchen Planen widerfetzten; alle diefe Kunftgriffe hatten die Regierung unwillig gegen fie gemacht. Auch begünftigte diefe feit langer Zeit alle Religionslehrer, welche den Meinungen und der Arroganz anderer Religionslehrer nicht nachgaben, und dadurch einen Kolofs fchwächten, der durch feine Einigkeit um defto furchtbarer geworden war. So ftanden die Sachen; und der gute Ruf des Arminius warf ein ganz eigenes Licht auf die, den Rigoriften entgegen gefetzte Partei, als man die Unterhandlungen über den Waffenftillftand anfieng. *) Von je her hat man eine enge Verwandfchaft zwifchen ftrengen Lehren und der religiöfen Schwärmerey wahr-

*) Diefer Waffenftillftand mit Spanien wurde am 9ten April 1609 auf 12 Iahre gefchloffen. d. U.

genommen. Die Rigoristen, um ihren Eifer bemerkbar zu machen, erhoben ihre Stimmen gegen alle Vorschläge zum Frieden mit desto grösserer Wuth, da sie grössesten Theils in den wieder eroberten Provinzen geboren waren, und mithin die Hofnung, als Sieger in ihr Vaterland zurück zu kehren, nicht gern aufgeben wollten. Sie schonten selbst derer nicht, die sie mit der Benennung, Waffenstillstandmacher belegten. *Barnevelt* *) besonders war ihren heftigen Angriffen ausgesetzt. Die Arminianer hingegen, deren gemässigte Meinungen auf ihr Benehmen Einfluss hatten, und die es dem Schutz der Regenten, als welche beinahe alle den Waffenstillstand billigten, verdanken mussten, dass sie von ihren zahlreichen Gegnern nicht unterdrückt geworden waren, lobten den Frieden und die bürgerliche Gewalt, von welchen sie denn auch Gelegenheit erwarteten, ihre Mei-

*) Oder Oldenbarnevelt. d. U.

nungen fort zu pflanzen. Barnevelt ſand ſich alſo natürlicher Weiſe bewogen, ſie zu begünſtigen. Ihre gemäſſigten Grundſätze ſtimmten mit ſeinem Alter und Charakter, ſo wie ihre Nachgiebigkeit gegen die bürgerliche Regierung mit ſeinen patriotiſchen Abſichten, und mit ſeinem Abſcheu gegen alle Kirchenhierarchie ſehr gut zuſammen. Sein ganzes Vertrauen hatte er dem berühmten Uitenbogard geſchenkt, daher auch die Gomariſten verſicherten, daſs Uitenbogard den Barnevelt, und Barnevelt wieder die Staaten leitete. Es iſt ſelbſt wahrſcheinlich, daſs Barnevelt, welcher viele beſondere Conferenzen mit Arminius gehabt hatte, die mehr verſühreriſche als ausführbare Idee, von einer allgemeinen Vereinigung aller Chriſten lieb gewonnen habe. So wurden Barnevelt und die Regenten Remonſtranten, weil die Grundſätze dieſer Sektirer die bürgerliche Gewalt befeſtigten und ihnen daran gelegen war, die deſpotiſche Autorität der Kirche, die ihren

Abſichten ſo oft in die Queere kam, herabzuſetzen. Die Prediger und das Volk blieben gröſsten Theils den Rigoriſten zugethan, weil ſie die Regenten haſsten. Moritz hingegen war für eine Partei eingenommen, die es nicht mit dem Groſspenſionär hielt; ſeine Abſichten entwickelten ſich jedoch nur unmerklich. Er hielt es lange mit ſeinem Hofprediger Uitenbogard, deſſen Beredſamkeit ihm gefiel; allein er rechnete dabei auf die Vortheile, die er ſich von der blinden Ergebenheit der Gomariſten verſprach, und wartete nur auf günſtige Umſtände, um ſich zu erklären. Ieannin hatte ſchon bemerkt, daſs der Prinz die Lehrer der Religion zu gewinnen ſuchte, um ſich Anhänger zu verſchaffen.

*Wuth beider Parteien.*

Mann hörete nicht mehr über Pflichten der Moral predigen. Die Prediger lieſſen ſich mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte in die Streitfragen ein. Man könn-

te kein guter Reformirter ſeyn, ſagten die Gomariſten, ohne die Hypotheſen des Auguſtinus über die Gnade anzunehmen. Sie beſchuldigten die Obrigkeiten eines Mangels an Eifer für die gute Lehre. Das ganze Land wurde mit Streitſchriften überſchwemmt. Ströme von Galle und Dinte floſſen aus den theologiſchen Federn. In den Treckſchuiten, auf den Poſtwagen hörete man über nichts ſprechen, als über Prädeſtination und Gnade. Wenn gleich nur Wenige dieſe abſtrackten, ſubtilen Materien verſtunden, ſo beeiferten ſich doch alle, durch Beurtheilung derſelben ihren Scharfſinn zu zeigen; und dieſer lächerliche Ehrgeitz verrieth dann gemeiniglich ihre Unwiſſenheit. Manche legten der einen Partei Meinungen bei, die der andern zukamen. Alle ergriffen Partei; jeder, je nachdem eine Meinung, oder vielmehr ein Prediger ihm vorzüglich gefiel, oder auch, je nachdem die eigennützigen Plane, die er beabſichtete, es mit ſich brachten.

Man ſah die auffallendſten Beiſpiele von Miſsgriffen dieſer Art. Die Arminianer waren ſelbſt genöthigt, in der Folge Bekenntniſse ihres Glaubens öffentlich anzuheften, weil das Volk ihnen gerade die Meinungen ihrer Gegner beilegte. Während der Zeit, da mehrere Arminianiſche Prediger auf dem Schloſſe Louveſtein im Arreſt ſaſſen, kam die Frau des ſie bewachenden Soldaten nieder. Da das Kind tödtlich ſchwach, und kein anderer Prediger zu haben war, ſo nahm man ſeine Zuflucht zu den Arminianern. Der Doktor Niellius wurde herbei gerufen. Man fieng an, ihn ſeiner Meinungen wegen anzugreifen; aber wie wunderten ſich die guten Leute, als der Arminianer ihnen zeigte, daſs ſie ihm die Meinungen ſeiner Gegenpartei beilegten. Der Soldat freuete ſich, daſs ſein Kind von einem Orthodoxen ſey getauft worden, und erzeigte den Gefangenen, die er vorhin, in der Meinung, daſs ſie Ketzer wären, ſehr ſchhlecht behandelt hatte, von der Zeit

an alle mögliche Gefälligkeiten. Moritz that auch ſonderbare Miſsgriffe. Albert Huttenus, Prediger zu Büren, kam eines Tages im Namen der Gräfin von Hohenlohe *), um für einen franzöſiſchen Soldaten, der wegen Deſertion zum Tode verurtheilt war, um Gnade zu bitten. „Seyd ihr, fragte ihn der Prinz, einer von den Arminianern, welche glauben, daſs Gott einige Menſchen auswähle, um ſie ſelig zu machen, andere, um ſie zu verdammen?„ Der Prediger wunderte ſich über dieſe, Unwiſſenheit verrathende, ſcharfe Anrede, und erwiederte: „Ihre Excellenz werden mir erlauben zu bemerken, daſs Sie denen, welche ſie mit der Benennung, Arminianer, brandmarken, die Meinung ihrer Gegner beilegen.„ Wie? fuhr Moritz fort,„ Glaubet ihr, daſs ich eines ſolchen Verſehens fähig ſey?„ und, indem er ſich gegen den Statthalter von Friesland, Wilhelm Ludwig wandte, „ſagen Sie, Couſin,

---

*) Sie ſtarb im Anfange des Octobers 1616.

wer von beiden hat Recht, der Prediger, oder ich?" Der Graf gab dem Prinzen Unrecht. Dergleichen Züge, zumal wenn sie ächt sind, zu bemerken, ist um desto wichtiger, weil sie unwiderleglich beweisen, daſs das Interesse der Religion an dem Eifer derer, die die vornehmsten Rollen in diesem Bürgerkriege spielten, nicht den geringsten Antheil hatte.

*Bestrebungen der Gomaristen, die Kirchengewalt unabhängig zu machen.*

Die Gomaristen waren nicht nur weit zahlreicher; die sonderbare Form des Kirchenregiments gab ihnen auch die Hoffnung, ihre Gegner nach und nach unter die Füſse zu treten. Man weiſs, daſs dieses Regiment zwischen den Consistorien, Classen und Synoden getheilt ist. Das Consistorium ist die Versammlung der Prediger, Aeltesten und Almosenpfleger einer einzigen Kirche. Die Versammlung aller Prediger eines gewissen Districkts macht die Classe aus. Die Classen sind den Pro-

vinzialſynoden untergeordnet; und dieſe letztern beſtehen aus den Deputirten aller Kirchen einer und derſelben Provinz. Die Gomariſten drangen hitzig auf eine Nationalſynode, das heiſst, auf eine ſolche, zu welcher alle ſieben Provinzen die Mitglieder hergeben ſollten. Sie allein herrſchten in den Provinzen Seeland, Friesland, Groningen und Ommelanden; in Geldern und Overyſſel fiengen einige Prediger an, ſich für die Arminianer zu erklären; wiewohl es hiemit nur ſehr wenig zu ſagen hatte. In den Provinzen Holland und Utrecht war ihre Anzahl zwar viel gröſſer; ſie blieb aber doch unter derjenigen der Gomariſten. Die Kirchenverſammlungen hatten ſich mehrere Privilegièn angemaſst, die die Staaten ihnen zu entreiſſen ſchon oft verſucht hatten. Das wichtigſte von allen beſtand darin, daſs die Conſiſtorien die Prediger für vakante Gemeinen ernannten, und ſich damit begnügten, die Approbation bei der Obrigkeit nachzuſuchen. Die Folge davon war, daſs die Gomariſten, als

die zahlreichſten, nur ſolche Kandidaten ins Predigtamt lieſſen, die ihrer Partei ergeben waren. Seit mehrern Iahren hatten die Staaten verſucht, den Conſiſtorien dieſes Privilegium zu nehmen, und die Predigerwahlen den Obrigkeiten jeden Orts zu unterwerfen. Sie gründeten ſich dabei auf das Patronatrecht, das vor der Reformation der Obrigkeit und dem Adel zugeſtanden hatte. Sie entwarfen im Iahre 1583 ein Reglement, das auch 1591 angefertigt wurde, nach welchem die Obrigkeit oder der Kirchenpatron mit dem Conſiſtorium, jedes vier Perſonen ernennen muſsten, um die Prediger zu wählen. Wenn der gewählte Prediger der Obrigkeit nicht gefiel, ſo muſste eine neue Wahl vorgenommen werden. Die Prediger ſetzten ſich mit ſo vieler Heftigkeit gegen dieſes Reglement, das ihre aufruhrſüchtige und mit Argwohn bewachte Freiheit umſtürzte, und wuſsten demſelben ſo viel Hinderniſſe entgegen zu ſtellen, daſs es nicht zu Stande kam. Barnevelt, welcher

die Partei, der er gewogen war, unterſtützen, gemäſſigte, duldſame, friedliebende Prediger in die Kirche einſühren, und die Gomariſten, deren Muthwille von Tag zu Tage zunahm, im Zügel halten wollte, ſchlug das Reglement von neuem vor; und zuverläſſig hätte auch daſſelbe die erſte Urſache der Unruhen ausgerottet; allein viel Städte weigerten ſich, es anzunehmen. Unterdeſſen lieſſen die Staaten zu Utrecht, wo die Remonſtranten die ſtärkſte Partei ausmachten, eine ähnliche Verordnung anfertigen und vorläufig einführen.

### *Unruhen zu Rotterdam.*

Unter den Städten in Holland, die das von Barnevelt vorgeſchlagene Reglement annahmen, zeichnete Rotterdam ſich aus. Cornelis Geſelius, ein Prediger in dieſer Stadt, der daſelbſt in holländiſcher und franzöſiſcher Sprache predigte, eiferte heftig gegen die Remonſtranten, und verlangte, daſs man mit ihnen brechen ſollte. Die

Obrigkeit erinnerte ihn, ſich zu mäſſigen; er wurde nur noch wüthender. Man ſetzte ihn ab; er hielt heimliche Konventikeln. Man lieſs ihn vorfordern, um ihn zu ermahnen, ſich ſtill zu halten; er antwortete, daſs er ſeine Heerde nicht dran geben könne. Man verwieſs ihn aus der Stadt; er weigerte ſich, ſie zu verlaſſen. Man führte ihn mit Gewalt hinaus; er predigte in der Nachbarſchaft. Die Regenten machten eine Schrift bekannt, worin ſie ihr Benehmen rechtfertigten; Geſelius antwortete darauf. Das Volk verlieſs die Kirchen der Stadt, in welchen die Prediger Duldung empfahlen, und giengen hinaus, um den neuen Märtyrer zu hören, der ſich einen Lehrer der verfolgten Kirche nannte. In einer Verordnung, welche die Regierung von Rotterdam damals bekannt machen lieſs, wurde jeder, der ſein Haus oder ſeinen Stall zu dergleichen Verſammlungen hergab, zu einer Strafe von 200, die Prediger hingegen zu einer Strafe von 100 Gulden verurtheilt. Die Re-

monſtranten wurden damals nicht beſſer behandelt. Ein remonſtrantiſcher Prediger war nach Warmenhuizen berufen worden; das Volk verſperrte die Kirchthüre; der Beſitzer des Orts war genöthigt, ſie mit Gewalt öfnen zu laſſen. Allein der neue Prediger fand überall ſo viel Widerſtand, daſs er es für ſeine Pflicht hielt, die Stelle dran zu geben.

### *Moritz fängt an ſich zu erklären.*

Die Gegenremonſtranten wurden in eben dem Maaſse ſtolzer, in welchem Moritz ſie zu begünſtigen ſchien, ſo viel Vorſicht er auch immer dabei gebrauchte. Da ſein Anſehn der Partei, für welche er ſich erklären würde, ein groſſes Gewicht geben muſste, ſo kundſchaftete man alle ſeine Schritte aus, und hatte auf alle ſeine Reden ſorgfältig Acht. Die Erkenntlichkeit zog ihn auf die Seite der Gomariſten, die ſich durch ihren Eifer, den Waffenſtillſtand zu verhindern, ſo ſehr ausgezeichnet hatten. Seine Parteilichkeit für ſie

hatte ſich ſchon in einem Vorfall zu Alkmaar gezeigt. Als er ſahe, daſs der König von England ſie unterſtütze, ſo wagte er ſich ein wenig weiter zu ihren Vortheil. Er gieng ſo weit, daſs er ſich beklagte, Uitenbogard habe ihn auf Koſten des Vorſtius hintergangen, und dabei verſicherte, daſs es ihn reue, denſelben begünſtigt zu haben. Wilhelm Ludwig, Statthalter in Friesland, ermunterte ihn, ſich offener gegen ſie, oder auch gegen die Regenten zu erklären, die ſie unterſtützten.

### *Moritz verbindet ſich mit dem König von England.*

Es ſcheinet, daſs die Umſtände nicht wenig beitrugen, ihn dem König Iakob näher zu bringen. Dieſer Monarch fühlte ſelbſt die Nothwendigkeit, mit Moritz in gutem Vernehmen zu ſtehen. Er wollte ihn durch eine auffallende Auszeichnung gewinnen. Am 12 December 1612 verſammelte er das Kapitel des Ordens vom blauen Bande und ernannte ihn nebſt dem

Churfürsten von der Pfalz *), der sich mit seiner einzigen Tochter, der Prinzessin Elisabeth vermälen sollte, und ein Neveu von Moritzen war, zum Ritter. Der Orden wurde nachher durch den Englischen Gesandten im Haag Moritzen überreicht. Diese Ceremonie war mit vieler Pracht vollzogen worden. Obgleich man bei dieser Feyerlichkeit den französischen Gesandten mit grosser Distinktion behandelt hatte, so sah er doch die neuen Verbindungen zwischen den Häusern Stuart und Nassau nicht mit gleichgültigen Augen an. Er schrieb dem Ministerium, dass die Staaten sich an *Hals* und Beinen mit dem blauen Bande fesseln liessen. Als der Churfürst bei seiner Zurückkunft aus England mit seiner neuen Gemahlin durch Holland reisete, wurde ihm in allen Städten, durch welche er kam, die gröſste Ehre erwiesen. Die Einwohner schienen sich darum zu streiten,

---

*) Friedrich V. Er war eine kurze Zeit lang König in Böhmen. d. U.

wer von ihnen es dem andern durch die herrlichſten Feſtivitäten zuvor thun ſollte. Man ſagt, daſs die Koſten ſich auf mehr als ſechs mal hundert tauſend Gulden beliefen. Der Churfürſt dachte wohl nicht, daſs er, nachdem er eine Krone getragen, als flüchtiger, von allem beraubter Prinz in eben dem Lande noch einmal eine Freiſtäte ſuchen würde. Man findet, daſs Iakob und Moritz von der Zeit an wirklich einen weit vertrautern und fleiſſigern Briefwechſel mit einander unterhielten. Den Remonſtranten lag alles daran, ihre Gegner um die Unterſtützung zu bringen, die ſie beim Könige Iakob gefunden zu haben ſich ſchmeichelten. Die Staaten ſelbſt hielten es für nöthig, dieſen Monarchen über die Religionsangelegenheiten aufzuklären, und ihn von ſeinem Abſcheu gegen die Remonſtranten zurück zu bringen. Sie fiengen damit an, ihn durch ihren Geſandten eine deutliche und gedrängte Darſtellung der damals aufgeworfenen Fragen überreichen zu laſſen. Grotius war zu der Zeit

in England, um die Handlungsangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Dieſer gelehrte Mann hatte mit dem Könige und den geſchickteſten engliſchen Theologen mehrere Conferenzen in Abſicht auf jenen Gegenſtand. Ihre Majeſtät billigten ſeine Gründe. Sie bekannten, daſs die Hypotheſen von Calvin und Beza hart wären; jedoch legten Sie Ihre Vorurtheile gegen die Remonſtranten nicht eher ab, bis Sie verſichert wurden, daſs dieſe an der Ketzerey Socins keinen Antheil nähmen. Der König ſchrieb darauf an die Staaten von Holland, und ermahnte ſie, die beiden Parteien zur Duldung zurück zu bringen, und ſie zu verpflichten dahin zu ſehen, daſs dergleichen Streitfragen durchaus nicht auf die Kanzeln oder in öffentliche Geſellſchaften gebracht würden. Man hatte eine neue Conferenz zu Delft zwiſchen drei Predigern von jeder Partei veranſtaltet. Die Gomariſten weigerten ſich zu geſtehen, daſs die fünf Artikel geduldet werden könnten. Die Remonſtranten wollten ſich über die an-

dern Glaubenspunkte nicht erklären, ehe jenes Geſtändniſs ihnen gethan worden wäre. Mithin gieng die Verſammlung, wie gewöhnlich, aus einander, ohne etwas entſchieden zu haben.

*Edikte zur Vereinigung beider Parteien.*

Die Remonſtranten gewannen unterdeſſen ihren Handel bei den Staaten. Dieſe erklärten, daſs die Verfahrungsart der Gomariſten eine Art von Inquiſition ſey. Sie thaten noch mehr. Sie trugen dem Grotius auf, ein Edikt zur Einführung der Duldung auszuarbeiten. Dieſes Edikt fand groſſen Widerſtand. Erſt im folgenden Jahre wurde es gebilliget, und auch da weigerten ſich noch die Städte Amſterdam Enkhuiſen, und Edam daſſelbe anzunehmen. Die Staaten verboten, irgend eine, auf die Prädeſtination ſich beziehende Frage vor dem Volke aufzuwerfen, und zu predigen, daſs Gott, um die Menſchen zu verdammen, ſie geſchaffen, und ſie in die Nothwendigkeit zu ſündigen geſetzt habe.

Ob man gleich die gröſste Mühe angewendet hatte, ſich in dieſem Edikte auf eine, für einen jeden befriedigende Art auszudrücken, ſo ſtillte doch daſſelbe den Sturm keinesweges. Der Verfaſſer ſelbſt ſah ſich mit einem Gegner, der ſeiner ſehr unwürdig war, in Streit verwickelt. Sibrand Lübberts, Profeſſor zu Franeker, hatte ein Buch gegen Vorſtius heraus gegeben, und daſſelbe dem Erzbiſchofe von Canterbury, George Abbot zugeeignet. Er begnügte ſich nicht damit, den Vorſtius anzugreiffen, er beſtrebte ſich auch aus allen Kräften, die Staaten zu verſchreyen. Ohne ſie zu nennen, belegte er ſie mit den ſanften, anſtändigen Titeln von Steif- und Hitzköpfen, von Verwirrern des Landes und Aufruhrſtiftern. Er nannte ſie Epikuräer, Freigeiſter, die die Religion für eine Fabel, für einen Popanz hielten, mit dem man Kinder ſchrecke. Grotius ergriff die Feder gegen dieſen Ruheſtörer. In einem drei bis vier Bogen ſtarken, in einem reinen und beſtimmten Stil geſchrie-

benen Auffatze voller wohl angebrachter Gelehrfamkeit und lebhafter Züge, rechtfertigte er das Benehmen der Staaten vollkommen, und bewiefs, dafs diefelben allerdings Recht hätten, fich in die Streitigkeiten und das Regiment der Kirche zu mifchen. Lübbert antwortete. Grotius brachte feinen Gegner durch einen zweiten Auffatz, unter dem ironifchen Titel: „die Einfalt des Sibrand Lübberts„ zum Schweigen.

*Die remonftrantifchen Obrigkeiten bedienen fich des Anfehens.*

In den Städten, wo die arminianifchen Regenten am ftärkften waren, bedienten fie fich wirkfamerer Mittel, ihre Partei zu unterftützen. Zu Utrecht, wo es nur tolerante Prediger gab, und wo die letzte Revolution den Arminianern den Sieg verfchafft hatte, giengen mehrere Bürger vor die Stadt, um Predigten über den unbedingten Rathfchlufs zu hören. Man machte Edikte bekannt, in welchen es

ihnen unterſagt wurde. Zu Rotterdam, wo die Regierung eben ſo ſehr über die Gomariſten ſich beſchwerte, wurde dieſen unter ſchwerer Strafe verboten, beſondere Verſammlungen zu halten. Iedoch der Eifer dieſer Schwärmer, denen man vorgeſpiegelt hatte, daſs die toleranten Prediger Feinde Gottes wären, wurde durch den Widerſtand nur verdoppelt. Sie hielten beſondere Verſammlungen in den Häuſern, in den Ställen, auf den Schiffen in den Treckſchuiten, auf dem freien Felde. Spott oder Verachtung wären die beſten Mittel geweſen, die verbrannten Köpfe zu heilen. Die Regenten glaubten, ganz andere anwenden zu müſſen. Sie erklärten, daſs alle Oerter, wo dergleichen Verſammlungen würden gehalten werden, gerichtlich eingezogen werden ſollten. Sie verurtheilten diejenigen zu einer ſchweren Geldſtrafe, die ſich an ſolchen Orten würden betreffen laſſen. Man fühlet das Unkluge dieſer Maſsregeln. Sie waren mehr dazu geſchickt, das Uebel

ärger zu machen, als dasselbe zu heilen. Da die Gomaristen sahen, daſs sie zu Rotterdam verfolgt, hingegen an andern Orten unterstützt wurden, so wurden sie nur hartnäckigter und hitziger. Ein Mäkler durfte so gar sagen, daſs er sich lieber von einem Schweine, als von einem Rotterdamer Prediger mögte zur Ehe einsegnen lassen. Anstatt diese lächerliche Versicherung zu verachten, erklärte die Obrigkeit ihn auf ein Iahr seines Bürgerrechts verlustig, und nahm ihm seine Bedienung. Ein anderer, ein Handwerker, der sich den Verordnungen der Obrigkeit in Absicht auf die Religionsangelegenheiten, förmlich widersetzt hatte, wurde aus der Stadt verbannt. Man sieht, daſs dieses strenge Verfahren den wüthenden Eifer der Gomaristen entflammen, und ihnen noch dazu die Freude verschaffen muſste, sich für Verfolgte um der Religion willen halten zu können. Ein Drucker zu Schiedam lieſs es sich so gar einfallen, Lotteriezettel mit zwei Versen aus-

zutheilen, in welchen er die ſpaniſche Inquiſition mit der zu Rotterdam verglich. Die kommittirten Räthe von Holland verurtheilten dieſen gar zu eiferigen Drucker zu einer vierzehntägigen Strafe auf Waſſer und Brod, und zogen ſeine Zettel ein. Sie durften unterdeſſen das Strafurtheil nicht vollziehen laſſen. Man bemerkte, daſs in den beiden Verſen des Druckers Moritz als Theilnehmer an der guten Sache, das heiſst, als Gomariſt, dargeſtellt war. Die zu dieſer Partei Gehörigen, welche ſich nicht in den vorgezeichneten Schranken hielten, wurden zu Gouda, Schoonhoven und Haarlem nicht beſſer behandelt.

*Amſterdam erkläret ſich offenbar gegen die Remonſtranten.*

Wenn das von den Staaten erlaſſene Reglement, zufolge deſſen das Kirchenregiment der weltlichen Macht unterworfen ſeyn ſollte, überall wäre angenommen worden, ſo würde daſſelbe wahr-

ſcheinlich die Unruhen, deren erſter Keim in der Unabhängigkeit der Prediger lag, erſtickt haben. Es ſtand bei den Regenten der Städte, ob ſie es annehmen wollten; es ſtimmte ſelbſt mit ihrem Intereſſe überein. Man muſs ſich daher wundern, daſs es in mehrern Städten verworfen wurde. Die Weigerung der Stadt Amſterdam zog beſonders die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Die Urſache davon verdienet um deſto eher angezeigt zu werden, da man ſehen wird, welchen Einfluſs das Intereſſe und die Empfindlichkeit Einzelner auf die Ruhe der ganzen Republik haben können. Seit dem Iahre 1601 hatte die Regierung von Amſterdam beſchloſſen, den Umfang der Stadt zum drittenmal zu erweitern. Einige von den Regenten hatten das Geheimniſs niederträchtiger Weiſe miſsbraucht, und Grundſtücke, deren, wie ſie wuſsten, die Stadt nothwendig bedurfte, wohlfeil an ſich gekauft, Sie weigerten ſich ſo gar, dieſelben für einen or-

dentlichen, von dem Rathe festgesetzten Preiss zurück zu geben, ungeachtet sie neun tausend Gulden auf den Morgen *) gewinnen konnten, und die gemeinen Bürger sich dem Reglement unterwerfen mussten. Der Bürgermeister Hooft, ein rechtschaffener Mann und warmer Patriot, ärgerte sich über dieses Monopol. „Die Regenten, sagte er im vollen Rathe, und mit der ihm eigenen Beredsamkeit, die Regenten müssen jederzeit das allgemeine Wohl ihrem Privatinteresse vorziehen. Sie sind dem Volke, was Vormünder den Waisen sind. Da sie auf einem grossen Schauplatze stehen, so sind ihre Handlungen nur um desto mehr der öffentlichen Beurtheilung unterworfen, und sie dürfen nicht glauben, dass sie allein gesunden Verstand und Recht haben. Es giebt unter dem Volke Scharfsichtige und Scharfsinnige, die nicht gutwillig zugeben wer-

*) Der holländische Morgen beträgt 600 Quadratruthen. d. U.

den, dafs man fich felbft von Gefetzen losfage, die man ihnen vorfchreibt.„ Diefe harten Wahrheiten erbitterten diejenigen auf das heftigfte, die es felbft fühlten, dafs fie fie verdient hatten. Sie richteten eine Partei mit denen auf, die neidifch darüber waren, dafs Hooft zum achtenmal die Bürgermeifterftelle bekleidete. Von diefer Zeit an wurde derfelbe zu keiner öffentlichen Würde mehr erwählet *). Dies find die Folgen einer ariftokratifchen Conftitution. Wenn die Wahlen von den Regenten abhängen, fo ift es nichts feltenes, wenn das gemeine Befte willkührlichen Mafsregeln und dem Privatintereffe aufgeopfert wird. Uebrigens befanden fich feit dem Waffenftillftande, welchem Amfterdam fich lange widerfetzt hatte, noch Regenten in diefer Stadt, die

*) Da die Grundftücke, von welchen bei diefer Gelegenheit die Rede war, unter dem Namen Erb (*Erv*) bekannt waren, fo gab diefes zu dem bedeutenden Wortfpiel Anlafs: *Hy lyd om de Ervzonde*. d. h. Er leidet um der Erbfünde willen.

ſich der Faktion des Prinzen überlieſſen. Sie wurde durch dieſe beſondern Zufälle und durch die Religionsunruhen wieder aufgemuntert. Reinier Pauw, ſeit dem Iahre 1605 Bürgermeiſter, ein aufruhrſüchtiger Mann, der ſich in der Hitze der Leidenſchaft gar nicht zwingen konnte, war dem Prinzen und den Gomariſten mit blinder Ergebenheit zugethan. Dieſe, durch die Gewogenheit der Regierung ermuntert, tobten heftig gegen die Arminianer. Sie verabredeten ſich über die Mittel, eine offenbare und erklärte Trennung zu ſtiften. Sie beklagten ſich, daſs die Regenten die Kirche Gottes und Glaubensformeln, „ſo rein, als ſieben mal im Tiegel geläutertes Gold„ nicht eifrig genug vertheidigten. Sie trieben ihre Dreiſtigkeit ſo weit, daſs ſie ankündigten, es komme ihnen zu, die Obrigkeiten bei den Wahlen zu leiten. Ihre unbändige Wuth hätte dem berühmten Profeſſor Epiſcopius beinahe das Leben gekoſtet. Er war von Leyden gekommen, um bei einem

Kinde, das ſein Bruder taufen laſſen wollte, Gevatter zu ſtehen. Der Prediger, der die Taufe verrichten ſollte, fragte ihn, um ihn zu überraſchen, ob er die Lehre glaubte, die in der Kirche, in welcher er lebte, gelehret würde? Epiſcopius, welcher dieſe unerwartete Frage nicht befriedigend beantwortete, war genöthigt, ſich dem Geſchrei und den Beſchimpfungen des Volks zu entziehen, und wäre am folgenden Tage beinahe umgebracht worden, als er ſich auf die Straſſe wagte *).

---

*) Ich weiſs nicht, ob dieſer Zug aus der Geſchichte jemals den Pinſel eines Mahlers beſchäftigt hat. Er könnte zu einem grotesken, eines Callot oder eines Hogarth würdigen Gemählde Stoff geben. Man ſähe den armen Episcopius in den Händen des Pedellen, der ihm den Mantel abreiſst. Der Pöbel überhäuft ihn mit Beſchimpfungen. Er will ſeine Zuflucht zu den Predigern nehmen; aber weit entfernt, ihm beizuſtehen, werfen dieſe die grimmigſten Blicke auf ihn, und muntern die Wüthenden durch Minen und Gebärden nur mehr auf. Im Hintergrunde eilet ein Schlöſſer mit einem glühenden Eiſen aus ſeiner Werkſtäte hervor. Einige Frauen, völlig geſtaltet wie Fiſchweiber, begleiten denſelben, und rufen der Menge zu: Hänget oder erläufet

*Revolution zu Leeuwarden.*

Die Religionsfaktionen verurſachten eine zweite Revolution in der Regierung zu Leeuwarden. Man beſchuldigte dieſelbe, daſs ſie nur Leute zu Mitgliedern aufnähme, deren Glaube verdächtig wäre. Die Staaten, der Gerichtshof und der Statthalter der Provinz bedienten ſich dieſes Miſsvergnügens, um ein anderes Reglement vorzuſchlagen, und die Regierung von neuem zu ändern. Dieſem Plan gemäſs würden die Regenten des Orts ein Iahr nach der erſten Wahl zwölf Bürger vorgeſchlagen haben, welche liegendes Eigenthum in der Stadt beſeſſen hätten und der reformirten Konfeſſion zugethan geweſen wären. Sie hätten dann vier Perſonen auſſerhalb der geſchworenen Kommune, und aus den Kapitäns der Bürgerkompagnien erwählt. Dieſe beiden Corps hätten jedes vier andere Mitglie-

---

den Böſewicht, den Erzketzer, den verfluchten Läſterer — Man ſehe das 12 Buch der Geſchichte der Stadt Amſterdam, von Wagenaar.

der hinzugefügt. Diese zwölfe ernannten deren noch sechs; und diese achtzehn wurden durchs Loos auf neune reducirt. Die Neune erwählten den Bürgermeister und zwei Scheffen aus den von der Regierung zuerst ernannten Zwölfen. Dieser sonderbare Plan gefiel den Generalstaaten nicht, welche damals die neue Regierung schützten. Auf Anrathen des Barnevelt sandten sie Deputirten, um denselben zu vereiteln. Iedoch es entstand ein so heftiger Aufstand, daſs sie sich genöthigt sahen, von ihrem Versuche abzustehen.

### *Barnevelt befreiet 3 Festungen aus den Händen der Engländer.*

Barnevelt war weit glücklicher in einer, für die Republik viel wichtigern, Unternehmung. Die Geschicklichkeit, mit welcher er drei Festungen aus den Händen der Engländer rettete, verdient um desto eher bemerkt zu werden, da noch kein Geschichtschreiber diesen Zug treu dargestellt

hat *); einen Zug, der uns das, ſich beinahe immer treu gebliebene, Syſtem Hollands ſehr auffallend vorzeichnet, und übrigens zeiget, wie ein ſchwacher Staat durch kluge Politik und Aufmerkſamkeit Umſtände benutzen und ſo gar hervorbringen, die gröſſeſten Vortheile ſich verſchaffen, und ſelbſt ſolchen Mächten einen Poſſen ſpielen kann, die wegen ihrer Superiorität ihm Geſetze vorzuſchreiben ſcheinen. Die Religionsunruhen beſchäftigten Barnevelt nicht ſo ganz und gar, daſs er ſein Auge nicht beſtändig auf die politiſchen Angelegenheiten ſollte gerichtet haben. Nie war ein Staatsmann geſchickter, die Geheimniſſe der Kabinette zu ergründen. In demjenigen von Weſtmünſter fiel nichts vor, das er nicht ſo-

*) Man ſehe Le Vaſſor, Rapin, Hume und Wagenaar. Sie widerſprechen ſich in Abſicht auf mehrere weſentliche Umſtände. Ich habe dieſe Widerſprüche nach den Briefen und Nachrichten des Winwood und Carleton zu vereinigen geſucht. Dieſe Engliſchen Geſandten hatten den gröſſeſten Antheil an jenen Begebenheiten.

gleich erfahren hätte. In den beiden letzten Traktaten mit England wegen der Veſtungen hatte er jedesmal ſeinem Vaterlande Vortheile verſchafft. Fuhr er fort, von Zeit zu Zeit ähnliche Verträge zu ſchlieſſen, ſo konnten die Staaten hoffen, ſich eine ſchwere Laſt nach und nach zu erleichtern. ſie brannten vor Verlangen, ſich von den Engliſchen Beſatzungen zu befreien, durch welche ſie gleichſam im Zügel gehalten und ihnen beſtändig Unruhen verurſacht wurden. Man wuſste, daſs Iakob I. bethöret von ſeiner königlichen Würde, und in der Meinung, daſs jede andere Verbindung als diejenige mit der Tochter eines Monarchen ſich für den wahrſcheinlichen Erben ſeiner Krone nicht ſchicke, darauf dachte, mit dem Hauſe Oeſtreich ſich zu verbinden. Er hielt um die Infantin von Spanien an. Es war zu fürchten, daſs Spanien ſich den ſchwachen und wankelmüthigen Charakter des Monarchen zu Nutz machen, und die drei

Festungen, Flissingen, Rammekens *) und Briel sich einräumen lassen mögten. Es war nicht so wohl darum zu thun, diese Oerter wieder an sich zu kaufen, um der Gefahr vorzubeugen. Man wollte sie gern wieder haben, ohne England die, demselben bei der letzten Abrechnung schuldig gebliebene Summe von acht Millionen Gulden auszubezahlen. Iakob befand sich wegen seiner ausserordentlichen Verschwendung in drückenden und immerwährenden Geldmangel, und durfte sich auch nicht um Unterstützung an sein Parlament wenden, weil die Nation sehr unzufrieden über ihn war. Dieser Umstand schien den Plan der Generalstaaten zu begünstigen, und sie benutzten denselben sehr geschickt. Sie fiengen damit an, den Monarchen durch ihren Gesandten in England, Noel Caron, sondiren zu lassen. Da die Sache einige Iah-

*) Oder Zeeburg, eine Schanze auf der Insel Walchern, an der Mündung des Hafens von Middelburg. d. U.

re lang ſtill gelegen hatte, ſo ſuchte man ſie wieder in den Gang zu bringen; jedoch vor allen Dingen ſie ſo einzuleiten, daſs der Monarch ſich ſelbſt erböte, die Oerter heraus zu geben, damit man einen Vorwand hätte, auf eine anſehnliche Herabſetzung der Schuld zu beſtehen. Dieſem Plane gemäſs hörten die Staaten auf, die Engliſchen Beſatzungen zu bezahlen. Dieſe beklagten ſich. Man gab ihnen gute Worte. Sie wandten ſich an den König, welcher den Generalſtaaten drohete; dieſe entſchuldigten ſich mit dem ſchlechten Zuſtande ihrer Finanzen. Endlich ſuchte ihr Geſandter Gelegenheit, ſich mit dem Könige beſonders zu unterreden, und demſelben, als thäte er es aus ſich, zu bedeuten, daſs, wenn man ſich mit den Generalſtaaten ſetzen wollte, dieſe vielleicht alles Mögliche thun würden, ſich ihrer Schuld zu entledigen; ſollten ſie auch zu noch ſo ſchweren Zinſen die Gelder aufnehmen müſſen. Iakob, der nothwendig Geld brauchte, ergriff dieſe Vorſchläge mit bei-

den Händen. Seine Günſtlinge, die ſich auf die reiche Beute freueten, beförderten die Unterhandlung. Sie ſtellten vor, daſs die Unterhaltung der Beſatzungen äuſſerst koſtbar ſey; daſs der gröſste Theil der von den Staaten bezahlten Zinſen für dieſelben drauf gehe; und daſs ein Drittel der Schuld, in dieſem Iahre bezahlt, mehr Nutzen ſchaffen könne, als das Ganze, wenn ſolches in vielen Terminen ausbezahlt und dadurch verſplittert würde; beſonders da alsdenn dieſe Gelder in dem Lande derer blieben, die ſie ausbezahlten. Auf dieſe Art brachten ſie den König dahin, daſs er die Vorſchläge der Staaten annahm. Mehrere Monathe giengen hin, ehe man einig werden konnte. Die Staaten handelten als intereſſirte, geitzige Kaufleute, und der König dagegen wie ein verſchwenderiſcher Jüngling, deſſen Freunde ſich in ſein Vermögen theilen, und den möglichſt gröſſeſten Vortheil von ihm ziehen wollen. Endlich kam man dahin überein, daſs die Staa-

ten überhaupt zwei Millionen ſiebenhundert und achtzig tauſend Gulden bezahlen ſollten, welche Summe ungefähr den dritten Theil der ganzen Schuld ausmachte. Moritz ſelbſt begab ſich nach den drei Feſtungen, und die Beſatzungen traten in die Dienſte der Generalſtaaten. Man betrachtet dieſen Vortrag als die Epoche, mit welcher ſich die gänzliche Freiheit der vereinigten Provinzen anfieng; und er war eben ſo ehrenvoll als nützlich für ſie; indeſſen wurde der König von England das Mährlein von ganz Europa. „Wir, ſagten die Franzoſen, haben Millionen verwendet, um die vereinigten Provinzen zu dieſer Art von Abhängigkeit zu bringen; wir haben keinen Credit in dieſem Lande, als in ſo fern wir die Partei von Barnevelt unterſtützen. Wir dürfen alſo nicht mehr zweifeln, noch einmal in den Niederlanden zu herrſchen, da England ſo thöricht iſt, auf einen ſo groſſen Vortheil Verzicht zu thun„. Dieſes war nicht die Sprache der in den Geheim-

niſſen des Staats eingeweiheten Miniſter. Sie wuſsten, daſs Barnevelt Frankreich nur in ſo fern gewogen war, als daſſelbe die ſicherſte Stütze und gröſſeſte Hülfsquelle ſeines Vaterlands war. Der groſſe Haufen in England verwünſchte laut das wichtige Opfer. Vielleicht machte die Miſsbilligung von ſo vielen Seiten her, Eindruck auf den ſchwachen, kleinmüthigen König. Man erzählt ſelbſt, daſs der Aerger, von den Holländern angeführt worden zu ſeyn, die erſte Urſache des tödtlichen Haſſes geweſen ſey, den er auf den Barnevelt warf. Es ſcheint, daſs in der That dieſer Aerger und beſonders die Zuneigung des Barnevelt gegen Frankreich und die Arminianer nicht wenig beitrugen, den Zorn des Königs Jakob zu entflammen.

*Ankunft des Engliſchen Geſandten Carleton.*

Die Wirkungen dieſes Zornes zeigten ſich bei der Ankunft des Ritters Carleton,

welcher im Anfange des Iahres 1616 die Stelle des Gesandten Winwood wieder einnahm. Der neue Minister des Londener Hofes hätte eine wichtige und ehrenvolle Rolle während der Unruhen der Republick spielen können, wenn er sich nur in so fern in die theologischen Streitfragen gemischt hätte, als es nöthig gewesen wäre, die Vorurtheile seines Herrn zu zerstreuen und zu dämpfen. Allein er fieng an, die Generalstaaten zu ermahnen, dass sie die Ketzer mit dem Tode strafen, und den Erzketzer Vorstius in den Band thun, oder zum wenigsten diese giftige Schlange in das Nest, in welchem sie erzeugt und ernähret worden, zurück senden mögten. Seine Instruktion erstreckte sich freilich eben so wohl auf theologische Gegenstände, als auf Staatsangelegenheiten. Aber muss denn ein öffentlicher Minister sich beständig einer blinden Gewohnheit unterwerfen, und niemals nach eigenen Ueberzeugungen handeln? Ist es nicht seine Schuldigkeit, unbedeutende und übel verstandene

Vortheile wohl zu unterſcheiden? Wenn er auf guten Glauben annahm, daſs die Handlungen der Menſchen einer unwiderſtehlichen Lenkung des Weſens aller Weſen unterworfen wären, warum gab er ſich dann Mühe, ihren Gang beſtimmen zu wollen? Er lieſs ſich auf Zänkereyen ein, die des ehrwürdigen Charakters, den er bekleidete, ganz unwürdig waren; und ſein hitziger, übereilter Eifer machte ihn zum Mitſchuldigen an dem tragiſchen Ende eines groſſen Mannes, den er hätte retten können.

*Gegen Barnevelt ausgeſprengte Gerüchte.*

Barnevelts Feinde nahmen daher Gelegenheit, ihn mit Wuth anzugreiffen. Unterdeſſen er ſeinem Vaterlande die wichtigſten Dienſte leiſtete, indem er daſſelbe von dem Engliſchen Ioch befreiete, beſchuldigte man ihn, er wolle es unter das Ioch Spaniens bringen. Man brachte das Gerücht in Umlauf, daſs er nebſt Uitenbogard von dieſem Hofe Penſion zöge; und daſs man ihnen aufgetragen hätte,

Geld auszutheilen, um den Spaniern Anhänger zu verſchaffen. Franz Aarſens gieng ſo weit, daſs er verſicherte, der Kredit gewiſſer Perſonen ſey nicht ſo feſt gegründet, daſs man ihn nicht ſtürzen könnte.

*Aarſens Charakter.*

Aarſens konnte es nicht verdauen, daſs man ihn von dem ehrenvollen und vortheilhaften Poſten eines Geſandten in Frankreich zurück berufen hatte, und legte dem Advokaten von Holland die Schuld davon bei. Sein Vater war Cornelis Aarſens, Greffier der Generalſtaaten. Er war ein feiner, offener Kopf. Unter dem Scheine Holländiſcher Freimüthigkeit und Einfalt verbarg er die gröſſeſte und gefährlichſte Verſtellung. Geübt in Staatsſachen und Hofintriguen ſprach und ſchrieb er mit vieler Wohlredenheit. Man erzählet, daſs der Kardinal Richelieu, dieſer groſſe Kenner von Verdienſten der Art, eines Tages verſichert habe, er kenne nur drei groſſe

politische Genies, Aarsens, Oxenstiern, und Guiscard. Mit so grossen Talenten begabt, brauchte er nicht erst die Schönheit seiner Frau dazu, sich die Gewogenheit Heinrichs IV. zu verschaffen, wie man ihn beschuldigt hat. Gewisser ist es, dass er mit seinen so vorzüglichen Talenten die grössesten Laster, eine unersättliche Begierde nach Reichthum, Ehre und Rache verband. Es geschah ohne Zweifel um seinen Ehrgeitz und seine Geldgier zu befriedigen, dass er während seiner Gesandtschaft bei Heinrich IV. dem Barnevelt zweimal vorschlug die Republik diesem Monarchen zu unterwerfen. In der Folge während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. stand er in so wichtigen Verbindungen mit der Partei der missvergnügten Prinzen, dass die Regentin die Generalstaaten ersuchte, ihn zurück zu rufen. Da auch Moritz eben diese Partei, an deren Spitze sein Schwager, der Herzog von Bouillon stand, begünstiget hatte, so fand Aarsens sehr bald Schutz bei diesem Prinzen. Er zögerte nicht, die

Gewogenheit desselben zum Vortheil seines Privathasses gegen Barnevelt zu benutzen, dem er es zuschrieb, dass er in Ungnade gefallen war. Wir werden sehen, dass er selbst die Religion als einen Vorwand dazu brauchte, ob er sich gleich gewöhnlich so wenig um sie bekümmerte, dass während seines Aufenthalts in Frankreich ein Spassmacher an seinen Sitz in der Kirche von Charenton die Worte: „Dieser Sitz ist zu vermiethen„ geschrieben hatte. Aarsens irrte sich in Ansehung des Urhebers seiner Ungnade nicht. Barnevelt hatte dreist die Partei der Französischen Regierung ergriffen. Er hatte so gar die Staaten aufgefordert, ihr Unterstützung zu senden, als der berüchtigte Meuchelmord des Marschalls D'Ankré den Ausbruch des Gewitters verhinderte. Der Französische Gesandte unterliess nicht, ihnen zu danken, dass sie ihren guten Willen bewiesen, und den Glanz der Majestät — wie er sich ausdrückte, — aus dem Dunkel bürgerlicher Unruhen hätten hervorstralen lassen. Der

Englische Gesandte hingegen ergriff diese wichtige Bemerkung, und benutzte sie zum Vortheil der Französischen Rebellen, die er unter der Hand mit Schiffsbedürfnissen versorgte. Er schrieb nach Londen, daſs eben dasjenige, was in England ein Verbrechen gegen die Majestät seyn würde, in Frankreich weiter nichts, als ein kleiner Fehler sey.

*Moritz strebt nach der Alleinherrschaft.*

Moritz hatte die Fahne der Partei, welcher er gewogen war, noch nicht aufgepflanzt. Er schien die Staaten zu schonen; ohne Zweifel, damit sie seine Stimme, auf Kosten ihrer Freiheit erkaufen mögten. Er schonte Barnevelt besonders; denn er war überzeugt, daſs der Erfolg seiner Bestrebungen von dem Willen dieses Orakels der Staaten abhängen würde. Ihn muſste er gewinnen, oder verderben. Er hatte damit angefangen, ihn durch den Bürgermeister Pauw und den Rath Franken sondiren zu lassen; und benutzte die Zeit,

in welcher die Unruhen auf das ſtärkſte herrſchten, um den letzten Verſuch auf dieſen republikaniſchen Geiſt zu wagen. Er nahm ſeine Zuflucht zu ſeiner Stiefmutter, Luiſen von Colligny, einer Prinzeſſin von muſterhaftem Betragen, ſanftem Charakter und groſſer Klugheit. Moritz öfnete ihr ſein Herz. Er ermangelte nicht, ſie fühlen zu laſſen, daſs ſie bei dieſer Sache am meiſten intereſſirt ſey, indem er ſchlechterdings auf eine Vermählung Verzicht gethan habe, und mithin die Alleinherrſchaft auf ihren einzigen Sohn, Friedrich Heinrich kommen müſste. Die Prinzeſſin lieſs ſich anfangs durch die glänzende Hofnung blenden, eine Krone auf dem Haupte ihres Sohnes ſehen zu können. Sie folgte den Anweiſungen Moritzens, und unterredete ſich mit Barnevelt. Dieſer geſchickte Staatsmann hatte wenig Mühe, der Prinzeſſin ihren Irthum zu benehmen. Er zeigte ihr, daſs ſie ihr wahres Intereſſe nicht kenne; und daſs das Haus von Naſſau, welches überall in den vereinigten Provin-

zen angebetet werde, und mit Gewifsheit darauf rechnen könne, daselbst die ersten Würden zu besitzen, nicht verfehlen würde, ihren Untergang in diesem Lande zu befördern, wenn sie es wagte, sich daselbst einen Thron zu errichten. Er stellte vor, dafs die Grausamkeit der östreichischen Könige, die gewaltsamen und treulosen Unternehmungen des Herzogs von Anjou und des Grafen von Leicester alle monarchische Gesinnungen aus dem Herzen des Volks ausgerottet hätten. Er fügte hinzu, dafs Moritz vermöge der Würden, die er bekleide, das ganze Ansehn eines Karls V. selbst besitze; dafs er mit zärtlicher Besorgnifs auf die Wünsche des Volks acht haben müsse, damit man seine Pensionen und Einkünfte vermehre; dafs man aber auch, so bald er den verhafsten Namen eines Herrn annähme, ihm die Abgaben und unglücklichen Schicksale des Landes Schuld geben, und ihn, bis auf die Livree seiner Bedienten beneiden würde. Um die Prinzessin ganz zu über-

zeugen, erinnerte Barnevelt ſie an mehrere Züge aus der alten Geſchichte der Republik, und an das tragiſche Ende mehrerer Prinzen des Landes. Sie wurde durch dieſes alles ſo gerührt, daſs ſie nichts unterlieſs, Moritzen von ſeinem Ehrgeitz zu heilen; jedoch die kalte Antwort, die ſie erhielt, überzeugte ſie, daſs ſie dieſen Verſuch aufgeben müſſe. Dieſe Prinzeſſin ſo wohl als Barnevelt haben dieſe Thatſachen nachher dem Du Maurier, damaligem franzöſiſchen Geſandten erzählt; und deſſen Sohn hat ſie uns in ſeinen Memoires aufbehalten. Man hätte die Wahrheit dieſer Thatſachen bezweifeln können, wenn nicht andere ganz analoge Züge ſie wahrſcheinlich machten. Moritz konnte es nicht vergeſſen, daſs ſein Vater auf dem Punkt geweſen war, ſouverän zu werden. Er hatte ſelbſt geglaubt, zu der Zeit, da am Waffenſtillſtande gearbeitet wurde, Früchte zu brechen, von denen dieſer berühmte Vater nur die Blüthen geſehen hatte. Die

Staaten hatten ihn bei mehrern Gelegenheiten fremden Mächten als ihren Chef und Prinzen dargeſtellt. Seine Anhänger ſcheueten ſich nicht, auf den Kanzeln und in den Geſellſchaften zu behaupten, daſs man ihm die Alleinherrſchaft übergeben müſste. Moritz ermuntert durch dieſe Betrachtungen, durch den Glanz ſeiner Geburt und durch den Stolz auf ſeine Würde, bildete ſich ein, daſs es keinen Titel gäbe, den er nicht verlangen dürfe. Er konnte es nicht mit gleichgültigen Augen anſehen, daſs Barnevelt ihm bei dieſen ſo glänzenden Entwürfen in die Queere kam. Es wurde daher den Feinden des Advokaten von Holland nicht ſchwer, den Zorn Moritzens zu entflammen und ſeinem Ehrgeitz zu ſchmeicheln, indem ſie ihn ermunterten, ſich den Weg zur ſouverainen Gewalt durch den Untergang Barnevelts zu bahnen. Wir werden die Urſachen ſehen, die ihn in der Folge verhinderten, ſich den Titel der Macht beilegen zu laſſen,

die er, der Wirklichkeit nach, ſich zu verſchaffen wuſste.

*Deputation zu Amſterdam. — Grotius.*

Moritz hatte den gröſsten Theil der Nation und der Prediger auf ſeiner Seite. Iedoch dieſer Vortheil konnte ſeine Abſichten wenig befördern. Die Regenten der Städte und die Mitglieder der Provinzialſtaaten waren beinah alle abgeneigt, ihn zu begünſtigen; und auf ihre Stimmen kam es an. Es war gefährlich, ſie alle mit einander anzugreiffen; er nahm ſich daher vor, ſie dadurch zu unterjochen, daſs er ſie durch Trennungen ſchwächte. Indem er unter der Hand die, den Regenten entgegen ſtehende Partei unterſtützte, bemühete er ſich, nur ſtufenweiſe, und in dem Maaſse, wie er einige Städte zu ſeiner Partei zöge, ſeine Abſichten merken zu laſſen. Aber nichts trug ſo viel bei, ihn aufzumuntern, als das Wohlwollen der mächtigen Stadt Amſterdam. Auch wendeten die andern, über dieſen Abfall beſtürtzten

Städte alles an, ſie zurück zu bringen. Sie glaubten ſelbſt, eine feyerliche Deputation dahin abſenden zu müſſen. Und, um ſie deſto leichter zu gewinnen, ernannten ſie unter dieſen Deputirten den berühmten Grotius, und trugen demſelben auf, das Wort zu führen. Nachdem er mit den andern Deputirten in die Verſammlung des Raths zugelaſſen worden war, machte er mit einer wohlgeſetzten Rede über die Trennungen, die die Kirche und den Staat zerriſſen, den Anfang. Er zeigte, daſs die gegenwärtigen Streitigkeiten nichts Fundamentales beträfen, und man beide Parteien dulden müſste. Er bewieſs, daſs die Klugheit und das Anſehn der Obrigkeit die angemeſſenſten Mittel wären, dem Greuel der Trennung vorzubeugen; und daſs eine Nationalſynode weder nöthig noch nützlich ſey, wohl aber ſchädlich werden könne, weil dergleichen Verſammlungen jederzeit mehr Aergerniſs und Uebel, als Nutzen und Erbauung geſtiftet hätten. Dieſe Rede, voll von Nachdruck, von zuſammen

gedrängten dringenden Beweisen, von geschickt angebrachter Gelehrsamkeit und einer Logik, die den gesunden Menschenverstand sogleich überzeuget und alle Schriften des Grotius auszeichnet, wurde mit der grössesten Aufmerksamkeit angehöret. Sie schien selbst starken Eindruck auf die Versammlung zu machen. Man verlangte Zeit, um zu überlegen. Allein vermittelst dieser Zögerung gewannen das Privatinteresse und der Geist der Faktion die Oberhand, und löschten jenen Eindruck nach und nach aus. Die Partei des Prinzen und die Gegenremonstranten wendeten so viel Mittel an, dass sie mit einer kleinen Anzahl von Stimmen das Uebergewicht erhielten. Man gab den Deputirten zu verstehen, dass man in die Entschliessung der Staaten nicht willigen könnte, weil die Bürger sich einbildeten, dass man die Religion verändern wolle, und zu fürchten sey, dass der Friede, den sie genössen, durch die Neuerungen gestöret werden und der Gegenstoss das Commerz treffen

könnte. Es ſcheinet wohl, daſs der gröſſeſte Theil der Regenten ſich im Grunde mit dem Prinzen Moritz verſtunden. Sie empfahlen ſelbſt ihren Deputirten zu den Staaten nachdrücklich, ſich mit demſelben zu verabreden, und die andern *Städte*, die ſich weigern würden, der Reſolution der Staaten beizutreten, zu unterſtützen. So ſchwand die Hofnung einer heilſamen Vereinigung, welche alle die folgenden Uebel verhindert haben würde. Denn wenn die Stadt Amſterdam gemeinſchaftliche Sache mit den Staaten gemacht hätte, ſo würden die beiden kleinen Städte Enkhuiſen und Edam leicht zur Mehrheit übergetreten ſeyn. Furchtbar durch ihre Vereinigung, hätten ſich dann die Regenten der Städte bei den Predigern, und durch dieſe beim Volke, deſſen Aufhetzer und Vorſteher dieſe waren, in Anſehn geſetzt. So hätten ſie alle Verſuche Moritzens vereiteln können. Barnevelt war ganz beſonders beſtürzt, als er ſah, daſs die Regenten der Stadt Amſterdam eine

ihrem Interesse entgegen gesetzte Partei ergriffen. Nachdem er oft versucht hatte, sie davon zurück zu bringen, redete er ihre Deputirten in der Versammlung der Staaten von Holland in einem wehmüthigsanften Tone an. "Meine Herren Amsterdamer sagte er, Sie unterstützen wirklich die Wuth der Parteien gegen die übrigen Mitglieder; allein es wird eine Zeit kommen, wo Sie Ihre ietzigen Schritte bereuen, und die ersten seyn werden, die ganz andere Maassregeln ergreiffen„.

### *Anfang der Trennung.*

Die Stadt Amsterdam schränkte sich nicht darauf ein, die Entschliessungen der Staaten zu verwerfen; auf Anstiften des Prinzen Moritz erlaubte sie sich einen noch weit kühnern Schritt. Sie liess den Staaten von Holland erklären, dass sie entschlossen sey; *die wahre, seit funfzig Iahren eingeführte christliche Religion* zu schützen. Gleichsam, als wenn die Staaten den Plan entworfen gehabt hätten, eine neue Religion

einzuführen. Sie verlangte, daſs eine Nationalſynode gehalten würde, und nahm alle diejenigen in ihren Schutz, die Bedenken tragen möchten, mit denen, die keine unbedingte Prädeſtination glaubten, in Gemeinſchaft zu ſtehen. Dieſe offenbare Parteilichkeit feuerte den Muth der Calviniſten an, weil den Remonſtranten nicht derſelbe Schutz verſprochen war, die man denn auch in der Stadt ungeſtraft beleidigte und einklagte. In mehrern Städten hoben ſie ihre Gemeinſchaft mit den Arminianern auf. Von mächtigen Beſchützern unterſtützt, ſpotteten ſie über die Befehle der Staaten; und dieſe, von denen mehrere zu wanken anfiengen, durften es nicht wagen, Strenge dagegen zu brauchen. In Rotterdam durfte man die gegen die Intoleranten erlaſſenen Edikte nicht mehr zur Ausführung bringen. Grotius, erſchrocken über dieſen Abfall, konnte ſich nicht enthalten zu ſagen, daſs Amſterdam und die Calviniſten mit jedem Tage übermüthiger würden, und unterdeſſen Barne-

velt zu verzagen und der Staat ſein Anſehn zu verlieren ſchiene. Um die Verwunderung auf das höchſte zu treiben, beklagten ſich die unbändigen Schwärmer, die ſchon anfiengen, die Oberhand zu gewinnen, auf das bitterſte, und übergaben Vorſtellungen im Namen der unterdrückten und trauernden Kirche zu Gouda, Rotterdam, Schoonhoven, Briel, Haag, Hazerswoude, Benthuiſen, Zoetermeer, Zevenhuiſen, Moordrecht und Maasland.

*Fortgang der Trennung: — — Amſterdam.*

Die Gegenremonſtranten, nicht im Stande, ſich zu mäſſigen, entſchloſſeu ſich endlich, durchaus mit den Arminianern zu brechen. Sie machten den Anfang damit, daſs ſie in der Stadt Amſterdam heimliche Synodalzuſammenkünfte hielten. Am 25 Jänner 1613 beſchloſſen ſie, gar keine Gemeinſchaft mehr mit den Remonſtranten zu haben, und ſie nicht weiter für Glieder der Kirche Ieſu Chriſti zu erkennen. Sie wurden darüber einig, ſich zu

keiner Verſöhnung mit ihnen, wie dieſe auch Namen haben mögte, willig finden zu laſſen, und die Entſcheidung einer Nationalſynode abzuwarten und zu verlangen. Die Calviniſten im Haag ahmten dieſes anſteckende Beiſpiel nach. Die Arminianer, bis dahin durch ihr gemäſſigtes Benehmen merkwürdig, fürchteten die Folgen dieſer förmlich feindlichen Erklärungen. Sie entwarfen einen ähnlichen Plan, ſich zu vereinigen, und ſuchten bei den Staaten um die Erlaubniſs an, ihre Lehre auf den Kanzeln vertheidigen zu dürfen. Die Staaten antworteten ihnen: *daſs ein böſes Beiſpiel niemand zu etwas Aehnlichem berechtige.* Allein die Arminianer, verdrieſslich darüber, daſs die Kanzeln von lauter theologiſchen Unterſuchungen und Schmähungen auf ihre Lehrſätze wiederſchalleten, ſuchten Gelegenheit, ebenfalls abgeſonderte Verſammlungen zu Stande zu bringen. Dieſe Gelegenheit trat bald ein. Man berathſchlagte im Haag, ob man den Gegenremon-

ſtranten überall erlauben ſolle, ſich beſonders zu verſammeln; und man verlangte, daſs daſſelbe Vorrecht den Remonſtranten verwilliget würde. „Es giebt in Amſterdam keine Remonſtranten„ ſagte bei dieſer Gelegenheit einer von den deputirten Regenten dieſer Stadt. Und wirklich hatte man ſie durch Abſetzung des Predigers Goulart, der ſie unterſtützte, zum Stillſchweigen gebracht. Die Remonſtranten, durch dieſe Gewaltthätigkeit aufgebracht, und unter der Hand benachrichtiget, daſs es Zeit ſey, zu zeigen, daſs ſie noch exiſtirten, eilten, ihre Verſammlungen in Privathäuſern zu halten. Die von der walloniſchen Gemeine fiengen zuerſt damit an; und die, ſo holländiſch ſprachen, folgten bald nach. Die Calviniſtiſchen Prediger entrüſteten ſich, als ſie es höreten. Sie hetzten das Volk durch ihre Predigten auf. Die hitzigſten Schwärmer hefteten an verſchiedenen Orten Aufruhrzettel an. Wenn jemand, ſagten ſie gerade heraus, den Muth hat, die un-

heiligen Verderber des Worts Gottes zu vertilgen, ſo finde er ſich am Sonntage an dem und dem Orte ein! Die Arminianer unterlieſſen nicht, ihre Verſammlung zu beſuchen. Allein kaum fieng der Prediger an, zu reden, ſo unterbrach ihn ein calviniſcher Engländer. „Höret doch unſre Prediger, Plancius *), Trigland, Hallius, predigen die nicht eine andere Lehre? "Auf dieſes Signal ſtürzten die hitzigſten Schwindelköpfe in die Kirche hinein, und riefen: Schlagt zu! Schlagt zu! Hauet den Prediger, den Urheber der Trennung, nieder! Sie zerſchlugen die Fenſtergläſer, riſſen die Fenſterrahmen aus dem Gemäuer heraus, zerbrachen die Bänke, die Kanzel und ſelbſt das Dach. Die Remonſtranten zogen ſich durch das ſie inſultirende Volk

---

*) Dieſe drei Prediger zeichneten ſich durch den unbändigſten Eifer aus. Der Charakter des Plancius wird in einem Werke, betitelt: Brevis ac manifeſta denudatio ſpiritus cujusdam mendacis etc. unter den ſcheuſslichſten Zügen dargeſtellt, Er war aus Flandern.

zurück. Der Prediger, obgleich von seiner Begleitung geschützt, wurde mit Steinwürfen verfolgt. Er wäre in einen Kanal geworfen worden, wenn er sich nicht in das Haus eines Bürgers gerettet hätte. Da die Regierung sich den Schein gegeben hatte, als ob sie sich keine Mühe geben wollen, die Unruhe zu dämpfen, so versammelte sich am folgenden Sonntage der Jan Hagel in mehrern Quartiren der Stadt, um die Versammlungen der Arminianer noch einmal zu stören. Die Aufrührer begegneten dem Groſs-Balljuw, welcher, wie es schien, diese Zeit gewählet hatte, um diejenigen Versammlungen zu stören, in welchen die Catholiken nach ihrem Lichte und Gewissen auch Gott verehren wollten. Sie sahen diesen Zufall für einen Grund an, ihren Muth noch mehr anzufeuern. Sie versammelten sich vor dem Hause des Rem Egbertszoon Bischop, eines Bruders des Professors Episcopius, und bekannten eifrigen Remonstranten. Unter dem Vor-

wande, daſs da geprediget wurde, aber in der eigentlichen Abſicht, zu plündern, verlangten ſie eingelaſſen zu werden, und zogen die Schelle, ſchlugen auch nebenher die Fenſter ein. „Meine Freunde, rief ihnen der Eigenthümer des Hauſes zu, habe ich irgend einem unter euch etwas zu Leide gethan? Habe ich meine Arbeiter nicht ordentlich bezahlt? Bin ich nicht ein ehrlicher Bürger? Was habe ich euch gethan, daſs ihr mein Haus *ſo* anfallet„? „Nichts, war die Antwort, aber ihr ſeyd ein Arminianer. Der Balljuw und der Unter - Balljuw ſchienen, nachdem ſie durch die Menge ſich hindurch gedrängt hatten, um den Tumult zu ſtillen, die weitern Folgen verhindern zu wollen; jedoch ſie begaben ſich nach Verlauf von einer halben Stunde, unter dem Verwande hinweg, daſs ſie nicht befehligt wären, den ganzen Tag thätig zu bleiben; gleichſam, als wenn nicht ſchon ihr Amt es mit ſich gebracht hätte, einem dergleichen Auflauf zuvor zu kom-

men. Sie waren kaum weg, als die Aufrührer auch schon schrieen: „Muthig! das Haus, mit allem, was sich in demselben befindet, ist unser". Der Besitzer desselben hatte nur noch eben Zeit, seine Papiere, sich selbst, seine Kinder und seine Gattin durch den Garten in ein benachbartes Haus zu retten. Man brach die Thür auf. Möbeln, Kleidungsstücke, Wäsche, Gemählde, Bücher, Kaufmannswaaren, alles wurde zu Grunde gerichtet, oder geplündert. Man öfnete die Wein- und Bierfässer. Was nicht getrunken werden konnte, liess man an den Boden laufen. Der Schade wurde auf fünf tausend Gulden geschätzt; eine für die damalige Zeit ansehnliche Summe. Es fehlte nur wenig, dass nicht mehrere andere Häuser geplündert wurden. „Sie haben ein schönes Ansehn, sagten die Aufrührer, sicher gehören sie Arminianern„. Sie liessen sich selbst verlauten, dass sie gehen und zusehen wollten, ob nicht in der Bank der Stadt Arminianer sich verborgen halten

mögten. Alle gut gesinnten Einwohner waren über diese abscheuliche Frechheit unwillig. Die Ursache davon schrieben sie den heftigen Deklamationen der Prediger und der verabredeten Nachsicht der Obrigkeit zu, welche die Remonstranten durch ein dergleichen Exempel in Furcht setzen wollte. Sie gründeten ihre Vermuthungen auf mehrere Umstände. Die Prediger, welche nie müde wurden, auf Tänze, Gastmahle und öffentliche Spiele loss zu donnern, liessen sich nicht ein einziges Wörtchen zum Nachtheil jener Gewaltthätigkeiten entwischen. Um das Maass voll zu machen, und noch Beleidigungen zur Unterdrückung hinzu zu fügen, liessen diese fanatischen Predikanten dem Bischop und mehrern andern Remonstranten sagen, dass man ihnen untersagte, sich mit den andern Glaubigen zum Tische des Herrn einzufinden. Die Obrigkeit begnügte sich nicht damit, einige von den Ruhestörern, die man in Verhaft genommen, weil sie an der Plünderung vorzüglich Theil gehabt

hatten, loſs zu laſſen; ſie lieſſen auch eine Verordnung bekannt machen, in welcher ſie, unter dem Vorwande, ähnlichen Unordnungen zuvorkommen, und die Anſtifter derſelben ſtrafen zu wollen, die Schuld davon auf die Remonſtranten ſchoben, und ihnen unterſagten, beſondere Verſammlungen zu halten und von *der wahren chriſtlichen reformirten Religion* ſich zu entfernen. Die Remonſtranten zu Amſterdam riefen die Staaten von Holland um Schutz an; jedoch die Deputirten der Stadt behandelten ſie als Ruheſtörer und lieſſen ſie zum Richtſtuhl ihrer Obrigkeit zurück ſenden.

### *Trennung im Haag.*

Solche ausgezeichnete Parteilichkeiten, und ein ſo mächtiger Schutz erhitzten den Muth der eifrigen Calviniſten. Sie hatten im Haag drei Prediger. Zwei von dieſen unterhielten eine Gemeinſchaft mit Uitenbogard, einem von den Pfeilern der remonſtrantiſchen Partei. Schon ſeit langer Zeit

suchten sie sich an diesem Orte, dem Mittelpunkte des Staats, und Vereinigungspunkte der Provinzen, recht fest zu setzen. Heinrich Roseus pflanzte zuerst die Fahne der Trennung auf. Derselbe war ein junger, lebhafter, sprudelnder Mann, welcher im Haag sich mit dem Uitenbogard in die Ehre der Beredsamkeit und der allgemeinen Bewunderung theilte. Durch Aarsens, Franken und die Faktion des Prinzen, die ihn für ein geschicktes Werkzeug zur Beförderung ihres Planes hielten, hatte er sich gewinnen lassen. Roseus übertraf ihre Erwartungen. Er fieng damit an, die Remonstranten heftig zu verschreien, und endigte mit einer öffentlichen Weigerung, das Abendmahl aus den Händen Uitenbogards zu empfangen. Die Staaten gaben diesen Zänkereien dadurch ein Gewicht, daſs sie einen Plan zur Verſöhnung entwarfen; doch Roseus, welcher sich hartnäckig weigerte, demselben nachzukommen, wurde abgesetzt; und zwar gegen den Wunsch Ui-

tenbogards; denn dieſer fühlte wohl, daſs ein ſolcher Machtſchritt ſeinen Gegner, der, wie er wuſste, unter der Hand ermuntert wurde, eine förmliche Trennung zu bewirken, nur noch mehr in Hitze bringen muſste. Roſeus begab ſich nach der Gemeine zu Ryswyk, wo er ſogleich anfieng zu predigen. Ihm folgte eine groſſe Anzahl von Proſelyten. Unter dieſen bemerkte man drei Mitglieder des Raths. Unſer Gewiſſen, ſagten ſie, erlaubet es uns nicht, den Uitenbogard zu hören. Warum beſuchten ſie die Predigten der beiden andern calviniſtiſchen Prediger nicht, die noch im Haag gehalten wurden? Es gab alſo einen überlegten Plan zu einer einzuführenden Trennung. Die Staaten ſahen die Folgen der Ryswykſchen Verſammlungen vorher, und unterſagten ſie durch ein Edikt. Die Amſterdamer und Enkhuiſer proteſtirten gegen dieſes Edikt, und erklärten, daſs ſie alle diejenigen, die bei dieſer Gelegenheit leiden mögten, mit offenen Armen

aufnehmen würden. Als man Moritz ſprach, und verlangte, daſs er ſein Anſehn dazu gebrauchen mögte, die gefährlichen Trennungen zu unterdrücken, antwortete er: „Ich bin Soldat, und verſtehe mich nicht auf theologiſche Materien„. Iedoch ſo bald die Rede davon war, daſs die Calviniſten müſsten aufgemuntert werden, erklärte er ſogleich, daſs er ſie als ächte Reformirte und als alte Patrioten, denen ſein Vater ſeine Gröſſe zu danken hätte, betrachte. Barnevelt, der alle das Unheil vorherſah, das eine ſo ſehr begünſtigte Trennung dem Staate verurſachen würde, entſchloſs ſich herzhaft, ſich an den Prinzen ſelbſt zu wenden. „Man ſucht, ſo redete ihn Barnevelt mit einer patriotiſchen Beſorgniſs an, man ſucht offenbar Faktionen zu formiren; der Staat leidet Erſchütterungen: Ihre Excellenz werden ſich ohne allen Zweifel auf die Seite der öffentlichen Autorität ſchlagen, die ſchon an mehrern Orten beleidiget und verachtet wird. „Moritz ſchien ein wenig über-

raſcht zu ſeyn. Er ſchloſs mit der Erklärung, daſs er neutral bleiben, und ſich in dergleichen Arten von Zänkereien nicht miſchen wolle. Gegen ſeinen Prediger, Uitenbogard lieſs er ſich noch weiter aus. Er gieng ſo weit, daſs er erklärte, es würde ſchicklich ſeyn, jeder der beiden Parteien ihre beſondere Kirche zuzugeſtehen. Die Calviniſten, welche verſichert waren, daſs Moritz ſie hinführo nur Vertheidiger der Reformation nennen würde, ermangelten nicht, dieſe Stimmung zu benutzen. Trigland, einer der heftigſten von dieſer Partei, machte, unter dem Vorwande, dem Prinzen ein Buch zu dediciren, ſeine Aufwartung bei demſelben. Nachdem er die Unterredung recht geſchickt auf die Streitigkeiten des Tages gelenket hatte, ſagte er: „Es iſt traurig, mein Prinz, daſs die Obrigkeiten ſich vom Gifte der arminianiſchen Ketzerei haben anſtecken laſſen, und nicht aufhören, diejenigen zu unterdrücken, die der allein wahren Religion zugethan ſind. Wenn es uns doch

nur zum wenigsten frei stünde, sie in Privathäusern oder auch in Ställen zu üben!" „Wie? erwiederte Moritz sehr lebhaft, die braven Reformirten sollten dahin gebracht worden seyn, nur in Ställen Gott anzubeten?" „Mein Prinz, fuhr der Prediger fort, man gehet höchst ungerecht mit uns zu Werke: doch wir müssen es uns wohl gefallen lassen. Wäre es uns erlaubt, öffentlich zu predigen, wir würden unsre Gegner schon überwinden". Bei diesen Worten konnte der Prinz sich nicht länger halten. „Was? sagte er, wir sollten uns in Ställen versammeln, um Gott zu dienen? Die Kirchen gehören uns; wir werden sie gebrauchen". Die Calvinisten, die es müde waren, alle Sonntage nach Ryswyk zu gehen, und zwar in einer schlimmen Iahrszeit, und ohne darauf zu rechnen, dass es ihnen ein grösseres Verdienst gäbe, verlangten eine Kirche im Haag. Die Staaten wiesen dieses Verlangen ab, und zeigten, dass sie keine besondere Kirche nöthig

hätten, weil es im Haag zwei Prediger von ihrer Konfession gäbe. Moritz versprach ihnen seinen Schutz, und erlaubte ihnen, bei einem von seinen Hausofficianten predigen zu lassen. Der hohe Rath befahl den Schwärmern, von ihrem Verlangen abzustehen. Sie antworteten in Schimpfreden auf die Arminianer. Der Rath, die Rechnungskammer und der Magistrat ersuchten den Prinzen, ihnen beizustehen. Er gab ihnen die Antwort: daſs die Soldaten da seyen, den Feind abzuwehren, und nicht, gegen die Einwohner gebraucht zu werden. Allein, als die Rede davon war, daſs die Partei der Calvinisten unterstützt werden müsse, sagte er: Nur das Schwerdt kann diesen Streit enden! Ein eifriger Anhänger des Hauses von Nassau sagte so gar zu Maldere, es gäbe kein anderes Mittel, die Unruhen zu stillen, als daſs man sieben oder acht von den vornehmsten Arminianern zum Galgen führen liesse. In der Versammlung der Staaten lösete Moritz alle Zweifel vollends

auf. Er liefs fich eine Abfchrift von dem Eide bringen, den er im Jahre 1586 abgelegt hatte. „Sie fehen, fagte er, dafs ich verfprochen habe, die reformirte Religion mit meinem letzten Blutstropfen zu vertheidigen: ich bin entfchloffen, meinen Eid zu halten„. Die fonderbare Anwendung diefes Eides auf fubtile und blos theologifche Streitigkeiten brachte einen jeden zum Erftaunen, Man wandte alle möglichen Gründe an, Moritzen feinen Irthum zu benehmen; aber vergebens. Er verficherte felbft die Verfammlung, dafs er am folgenden Sonntage den Calviniften die Hauptkirche würde übergeben laffen. Die beftürtzte Regierung urtheilte, dafs es das befte feyn würde, fich zu demjenigen, was man nicht ändern könnte, gutwillig zu verftehen. Sie überliefs den unverftändigen Eiferern die Hofpitalkirche und befahl ihnen, kein befonderes Konfiftorium zu errichten; eine Bedingung, worauf diefe fich durchaus nicht unterwerfen wollten.

*Moritzens Politik.*

Mit Verwunderung ſah man, daſs Moritz, nach ſo förmlichen Erklärungen den Uitenbogard noch immer zu ſeinem Prediger behielt. Er wollte demſelben nicht einmal erlauben, ſich zu entfernen; obgleich dieſer berühmte Arminianer ſeinen Abſchied verlangt hatte. Moritz erwartete, daſs ſein Kredit und ſein Name die Partei der Calviniſten verſtärken würden. Er lieſs ſich ſelbſt Liſten derer geben, die im Haag zu dieſer oder jener Partei ſich hielten; allein er durfte es nicht wagen, der Partei der Calviniſten beizutreten, als er ſahe, daſs die gehäſſige Beſchuldigung von Ketzerey auf eine groſſe Anzahl rechtſchaffener Leute, und ſelbſt auf die angeſehenſten Staatsmänner fiel. Um ihre Partei zu verringern unterſtützte er ſelbſt die Gerüchte, welche den Barnevelt und die Remonſtranten als diejenigen bezeichneten, die an Spanien verkauft wären, um denſelbem das Land zu überlieſern. Carleton hörete nicht auf, Moritzen zu ermuntern,

ſich für *die gute*, für *die beſte Sache* zu erklären, und verhieſs ihm den Beiſtand ſeines Herrn. Man ſiehet aus einer Conferenz, welche er mit Barnevelt hatte, daſs es die Abſicht dieſes berühmten Penſionärs von Holland war, alle Sekten der Proteſtanten unter der Aufſicht der Staaten in einen Körper zu vereinigen, um ihre Kraft gegen die Katholicken, die damals zwei Drittel der Einwohner ausmachten, zu verſtärken *). Carleton kämpfte gegen dieſes Syſtem; denn der Londner Hof hatte ihm ſeine Rachbegierde gegen Barnevelt durchgehen laſſen. Dieſe Rachbegierde wurde durch die Entdeckung des Inhalts mehrerer Briefe der beiden franzöſiſchen Geſandten, die ſich damals im Haag befanden, noch

*) Im Iahre 1585 rechnete man 10 Katholiken gegen 1 Proteſtanten. Im Iahre 1652 machten ſie ungefähr die Hälfte der Einwohner aus, und im Iahre 1780 berechnete man ſie auf ein Drittel von dieſen. Man kann daraus ſchlieſſen, wie viel Land die begünſtigten Religionen denen abgewinnen, welchen man alle bürgerliche Vorrechte verweigert.

mehr vergrößert. Nahe bei Paris waren sie von der mißvergnügten Partei aufgefangen, und dem Herzog von Bouillon und dessen Freunden in Holland mitgetheilet worden. Sie waren voller Galle gegen den König und die Gesandten von England, so wie auch gegen den Greffier Aarsens. Die verwittwete Prinzessin, ihr Sohn, der Graf Heinrich Friedrich und Barnevelt wurden, als Frankreich und der Partei der regierenden Königin gänzlich ergeben, darin dargestellt. Diesen Nachrichten und den mit Moritz verabredeten Maßregeln gemäß, wurde beschlossen, daß der König Iakob, um die Wirkungen seines letzten Schreibens, mit welchem die Toleranten und die Arminianer sich groß machten, zu vernichten, ietzt widerrufen sollte. Carleton schrieb demzufolge, und überließ sich, um dem königlichen Theologen desto mehr Muth zu machen, allen Empfindungen eines frommen Eifers gegen den Magistrat zu Alkmaar, welcher sich damit begnügt hatte,

den Prediger Venator, Verfasser eines Buches, in welchem behauptet wurde, dass die Unglaubigen, wenn sie die Gebote Gottes beobachteten, selig werden könnten, blos aus der Stadt zu verbannen. Iakob schrieb den Generalstaaten *) und ermahnte sie, die alte Religion aufrecht zu erhalten, die neuen Ketzereien, diese Quellen der Faktionen auszurotten, und eine Nationalsynode zu berufen. Man siehet indessen, dass er die Streitigkeiten als eine Dispüte zwischen der weltlichen und kirchlichen Macht betrachtete.

*Moritz bricht offenbar mit den Remonstranten.*

Das gedachte Schreiben gab den Calvinisten ausserordentlichen Muth. Zu Schoonhoven, Oudewater, Delft, Briel, Leyden und Heusden machten sie einen Aufstand, um sich besondere Kirchen, und Predi-

*) Das Schreiben war vom 20sten März 1616. Es wurd erst am 22sten April 1617 übergeben.

ger nach ihrer Wahl zu verſchaffen. „Es war Zeit, ſagten ſie, der Geſellſchaft der Arminianer den Scheidebrief zu geben. Es iſt beſſer, die Waffen in der Hand mit Moritz umzukommen, als ſie zu dulden“. Einige vergaſſen ſich ſo ſehr, daſs ſie behaupteten, man müſſe dem Beiſpiele des Königs von Frankreich in Abſicht auf den Marſchall D'Ankré folgen, und durch einen Machtſtreich alle Diſpüten mit dem Blute Barnevelts oder Moritzens dämpfen. Eine genaue Liſte aller von beiden Parteien behaupteten Oerter belehrete Moritzen, daſs ſeine Partei die ſtärkſte ſey. Nun half er den Calviniſten, ſich mit offenbarer Gewalt der Kloſterkirche im Haag zu bemächtigen. Dieſer neue Zug von Parteilichkeit verſchaffte den Calviniſten mehr Proſelyten, als die beredſamkeitvolleſten Predigten. Hinreichend verſichert, daſs ihre Anzahl anfienge, diejenige ihrer Gegner aufzuwägen, glaubte Moritz die Maske abnehmen zu müſſen. Er erklärte geradezu, daſs Uitenbogard ein

Feind Gottes ſey, und daſs er ihn nicht länger mit ruhigem Gewiſſen hören könne. Begleitet von Wilhelm, Statthalter von Friesland und einem zahlreichen Gefolge von Edelleuten, Kriegsleuten und Gliedern der Regierung, denen ſein Benehmen auf einmal Auskunft über die Arminianiſchen Ketzereyen gegeben hatte, begab er ſich nach der Kloſterkirche. Die verwittwete Prinzeſſin, Barnevelt und ſeine Söhne, nebſt mehrern andern angeſehenen Perſonen fuhren fort, die Predigten der Remonſtranten zu beſuchen. Iedoch dieſe Partei nahm zuſehends ab. Der Graf Friedrich Heinrich hatte die Arminianer jederzeit begünſtiget. Er war unſchlüſſig, welche Religion er wählen ſollte. Endlich glaubte er, der Partei zugethan bleiben zu müſſen, mit welcher ſeine achtungswürdige Mutter es hielt. Man glaubte, daſs er mit Moritzen heimlich einverſtanden wäre; allein er hat in der Folge verſichert, daſs ſein Benehmen ihn beinah um die Freundſchaft ſeines Bru-

ders gebracht hätte; und da er diese Partei eine Zeitlang dran zu geben geschienen, habe er sich unter der Hand bemühet, sie beständig zu begünstigen, damit sie, wenn einmal die Statthalterschaft erlediget würde, ihm nicht zuwider seyn möchte.

# Zweites Buch.

*Trotzige Unbescheidenheit der Gomaristen.*

So bald Moritz die Fahne der Trennung empor gehoben, und das Gewicht seines Ansehens, oder vielmehr seines Schwerdts, die Waagschale, zum Vortheil der hitzigen Calvinisten nieder gedrückt hatte, war es nicht mehr möglich, die heftige Wuth der wilden Sektirer zu bändigen. Sie machten zu Oudewater einen Aufstand, jagten einen Prediger, der keinen unbedingten Rathschluss predigte, zur Kirche hinaus, und verschaften sich mit offenbarer Gewalt einen andern, ihren Meinungen zugethanen Prediger. Zu Delft,

Briel, Heusden und Leyden war der Magiſtrat nicht mehr vermögend, ſich ihrem aufrühriſchem Ungeſtüm zu widerſetzen. Es gab Matroſen, die das Wappen Morizens mit der Unterſchrift auf ihre Flagge malen lieſſen: „Lieber wollen wir unter Oraniſchen Flaggen fechten, als die Arminianer länger dulden". Die beiden Iuſtizhöfe ergriffen offenbar die Partei der Aufrührer, und maſsten ſich, zum Präjudiz der Regenten mehrerer Städte, das Recht an, zu entſcheiden. Kurz, in den meiſten Städten Hollands, wo der Magiſtrat remonſtrantiſch war, bemerkte man, daſs ſich groſſe Faktionen bildeten, welche, vermittelſt eines Volksaufſtandes, den Magiſtrat und ſelbſt die Form des Stadtregiments zu verändern ſuchten. Man fieng an, zu beſorgen, daſs Moritz, um ſich zur Alleinherrſchaft empor zu ſchwingen, das Volk zum Aufſtande zu bringen ſuche. Die Predikanten waren dreiſt genug, zu ſagen, daſs ſeine geleiſteten Dienſte ihm dieſen Vorzug verdient hätten, und

es zu bedauern ſey, daſs Barnevelt und die ietzige Regierung ſein Anſehn zu verringern ſuchten. Man brachte von neuem die ſchändlichſten Gerüchte gegen alle Theilnehmer des Arminianismus in Umlauf. Die Gegenremonſtranten aus dem Briel übergaben dem Hofe von Holland eine Vorſtellung, in welcher ſie, ohne alle Behutſamkeit im Ausdrucke, ſagten, daſs man bald ſehen würde, welche von den beiden Parteien die härteſten Fäuſte habe und am heftigſten zuſchlagen werde. Barnevelt, ſetzten ſie hinzu, würde ihre Stadt, ſo wie auch Flieſſingen den Spaniern ſchon übergeben haben, wenn nicht Moritz durch ſeine weiſe Thätigkeit dieſen abſcheulichen Verrath vereitelt hätte. Es iſt unbeſchreiblich, welch eine Erbitterung dieſe Verläumdungen unter dem Volke hervorbrachten. Die bis dahin furchtſamen und heimlichen Feinde Barnevelts wagten es, mit Dreiſtigkeit hervor zu treten, und dieſen ehrwürdigen Greis zu beleidigen.

*Werbung der Waardegelders.*

In dieser Noth wandte Barnevelt sich mehrmals an Moritz, und bat ihn, sich mit seinem Ansehn ins Mittel zu legen, um den Geist der Faktion und der Empörung, der die Republick umzustürzen drohe, zurück zu halten. Moritz, weit entfernt, auf diese Vorstellungen zu achten, verbot den Truppen, der Regierung gegen diejenigen beizustehen, die er Vertheidiger der wahren Reform nannte. Nach dieser Erklärung fassten verschiedene Städte Hollands, durch Barnevelt dazu ermuntert, eine Entschliessung, die eben so nothwendig, als langweilig und unsicher war. Sie bestand darin, dass sie eine unter der Benennung: Waardegelders bekannte Miliz, welche zu werben und auf ihre Kosten in Eid und Pflicht zu halten, sie jederzeit das Recht gehabt hatten, errichten wollten. Zu gleicher Zeit wurde den andern Truppen befohlen, den Befehlen derjenigen Regierungen zu gehorchen, die ihren Beistand verlan-

gen würden. Diese Entschliessung, die die Calvinisten nachher die strenge Entschliessung nannten, wurde mit der Mehrheit der Stimmen gefasst. Amsterdam, Enkhuisen, Edam und Pürmerende weigerten sich, derselben beizutreten. Gleich darauf weigerte sich dessen auch Dordrecht. Eben diese Städte protestirten überdem gegen die Tags vorher von den Staaten gethane Erklärung, keine Synodalversammlung, auf welcher neue Glaubensartikel fest gesetzt werden sollten, erlauben zu wollen. Moritz wurde ersucht, auf die Vollziehung des ersten Edikts bedacht zu seyn. Iedoch alle diese Schritte waren vergeblich. Grotius machte noch einmal, mit Hülfe des alten Bürgermeisters Hooft, den Versuch, Amsterdam zurück zu bringen; allein umsonst. Er fuhr mit Ian van Duivenvoorde übers Meer, um die Seeländer zu gewinnen; jedoch seine Beredsamkeit und seine Bemühung halfen zu nichts. In Middelburg entgiengen die beiden Deputirten nur mit ge-

nauer Noth der Wuth des Pöbels. Zu Veere wurden ſie durch den, auch hier zuſammen gelaufenen, laut ſchreienden und ſie beſchimpfenden Ian Hagel auf das Schiff begleitet, und es fehlte wenig, daſs man ſie nicht ins Waſſer warf. Zu Leyden, Gouda, Rotterdam, Hoorn, Schoonhoven und an noch einigen wenigen andern Orten Hollands glaubte man unterdeſſen, daſs man die Waardegelders anwerben müſste. Doch in dieſer ganzen Provinz belief ſich deren Anzahl nicht über achtzehnhundert Mann. Barnevelt, dem dieſe Werbungen am meiſten am Herzen lagen, begab ſich nach Utrecht, und blieb daſelbſt, unter dem Vorwande einer Unpäſslichkeit, ſo lange, bis der Staatsſekretär der Provinz, Ledenberg, die Utrechter dahin vermocht hatte, eine ähnliche Miliz anzuwerben.

*Moritz ergreift heftige Maſsregeln gegen die Werbung der Waardegelders.*

Dieſe entſchloſſene Vorſicht verwirrete Moritzens Entwürfe. Er erſchrack,

und nahm ſich vor, einen entſcheidenden Schritt zu wagen. Ohne ſeine Abſicht jemanden mitgetheilt zu haben, reiſete er plötzlich bei der Nacht, begleitet von ſeinem Bruder, Friedrich Heinrich, ab. Er begab ſich nach Briel mit zwei Kompagnien Fuſsvolk, die er da lieſs, um, wie er ſagte, die öffentliche Ruhe zu ſichern. Der Magiſtrat machte anfangs einige Schwürigkeiten, und endigte damit, daſs er verlangte, daſs die Soldaten ihm ſchwören ſollten. Moritz weigerte ſich, hierin zu willfahren. „Seyd nicht beſorgt, ſagte er, ich will alles anordnen„. Und nun zwang er den Magiſtrat, die beiden Kompagnien aufzunehmen. Dieſer, bis dahin beiſpielloſe Machtſchritt eines Staatsbedienten, der weiter nichts, als erſter Bürger des Staats war, in einer ſtimmberechtigten ſouveränen Stadt, kränkte alle diejenigen auf das empfindlichſte, die die Geſetze des Landes kannten und ſich für die öffentliche Freiheit intereſſirten. Moritz entſchuldigte ſich mit der Nothwendigkeit,

zu aufserordentlichen Masregeln schreiten zu müssen, damit der Staat gerettet werde. Um unterdessen seiner sonderbaren Entschuldigung einigen Schein zu geben, liess er mit einer niederträchtigen List ausstreuen, dass Barnevelt die *Spanier* in Briel würde haben einrücken lassen, wenn er nicht durch seine Vorsicht diesem Verrath zuvorgekommen wäre. Verständige Leute stellten diesem absurden Gerüchte keinen Glauben zu, allein der Pöbel, der jedes Gerücht gegen diejenigen, die er nicht liebet, begierig ergreift, knirschte vor Wuth. Moritz wollte denselben für sich gewinnen, und war eben nicht scrupulös in der Wahl der Mittel.

*Streit über die Gesetzmässigkeit der Zusammenberufung einer Synode durch die Generalstaaten.*

Auf diese Art versuchte Moritz, in den Städten Veränderungen zu treffen, die seine Absichten begünstigen könnten. Allein der grosse Zweck seiner Partei war,

ihre Gegner unter die Füsse zu treten, und sie durch eine öffentliche Landesverweisung zu beschimpfen. Zufolge des dreizehnten Artikels der Utrechter Union kommt jeder Provinz für sich das Recht zu, alles, was die Religion angehet, zu bestimmen. Eine Nationalsynode konnte daher nicht anders, als mit der einstimmigen Bewilligung aller Glieder der Union gehalten werden. Der so förmliche Artikel brachte die strengen Calvinisten zur Verzweifelung. Um die Kraft desselben zu schwächen, behaupteten sie, dass die reformirte Religion das Fundament und das Band der Union sey, und es den Generalstaaten zustehe, eine Nationalsynode zu berufen. Da sie die Sache selbst der Entscheidung durch die Mehrheit der Stimmen unterwarfen, so gab diese Behauptung ihnen offenbar gewonnen Spiel. Von sieben Provinzen hatten sie viere auf ihrer Seite: Seeland, Friesland, Gröningen und beinahe ganz Geldern; auch überdem noch fünf Städte Hollands. Die Ge-

neralſtaaten, durch die Leidenſchaft der Eiferer und durch die Intriguen Moritzens, welcher in der Kränkung der Rechte ſeinen Vortheil fand, überwältigt, maſsten ſich die Entſcheidung der Sache an. *Sie* beſchloſſen durch die Mehrheit der Stimmen, daſs eine Nationalſynode ſolle gehalten werden; und die Stadt Dordrecht wurde zum Orte ihrer Verſammlung ausgewählt. Die Deputirten von Holland, Utrecht und Overyſſel proteſtirten gegen dieſe Beſchlieſsung. Sie entfernten ſich ſelbſt aus der Verſammlung, und zwei auſſerordentliche Deputirte aus Geldern folgten ihrem Beiſpiel. Noch ſonderbarer ſchien es bei dieſen Verwirrungen, daſs die fünf Gomariſtiſchen Städte Hollands gegen dieſe Proteſtation proteſtirten; und daſs in der Verſammlung der Generalſtaaten die Deputirten von Haſſelt und von Vollenhoven, zwei kleinen Städten Overyſſels, welche in der Verſammlung der Staaten der Provinz nicht geſtimmt hatten, doch ihre Zuſtimmung für die zu haltende Synode gaben. Dieſe

vielfältigen, der Conſtitution der vereinigten Provinzen eigenen Miſsverſtändniſſe droheten dem Gebäude der Republick einen nahen Fall. Die Aufgeklärteſten unter den Remonſtranten fiengen ſelbſt an zu fürchten, daſs ſie wohl die Opfer einer blutigen Revolution werden könnten. Sie ſtimmten für die Annahme der Synode. So viel iſt gewiſs, daſs im Kabinette Moritzens die heftigſten Maſsregeln entworfen wurden. Der geſchmeidige und gemäſſigte Uitenbogard wollte Barnevelten überreden, den Umſtänden und der Nothwendigkeit nachzugeben. Allein, konnte dieſer groſſe Mann, dem ſein Gewiſſen das Zeugniſs der Reinigkeit ſeiner Abſichten gab, und der ſich erinnerte, welche wichtige Vortheile ſeine treuen Dienſte und ſeine unerſchütterliche Feſtigkeit ſeinem Vaterlande verſchafft hätten, nun noch, in einem ſo hohen Alter vor Menſchen ſich beugen, deren Abſichten er aus ſo vielen Urſachen für verdächtig halten muſste? Mögen andere, antwortete er dem Prediger, die

Rechte des Vaterlandes dran geben. Ich niemals".

*Der Englische Gesandte nimmt an den Streitigkeiten vielen Antheil.*

Der König von England trug zu den heftigen Beschlüssen nicht wenig bei. Er selbst war es, der Dordrecht zum Versammlungsorte der Synode angab. Er konnte es Barnevelt nicht verzeihen, daſs derselbe Frankreich mehr als England gewogen war, und in allen Streitigkeiten mit der letztern Macht das Geheimniſs gewuſst hatte, den Sieg auf die Seite seines Vaterlandes zu lenken. Carleton suchte sich zu überreden, daſs Barnevelt in der That schuldig sey. Vielleicht wollte er sich damit über seine Theilnehmung an dem Komplot beruhigen, das sich zum Untergange dieses grossen Mannes verbunden hatte. „Die Bosheit selbst, sagte unterdessen Winwood, damals Staatsminister seiner Brittannischen Majestät, die Bosheit selbst muſs gestehen, daſs niemals jemand seinem Vaterlande

treuer und nützlicher gedienet hat; aber das Ende krönet das Werk. Ein Kaiſer muſs ſtehend ſterben. Nachdem er vierzig Iahre lang den Staat mit einem Erfolge regieret hat, der ihm das Bedauern ſeiner Freunde und die Verachtung ſeiner Feinde zuzog, iſt er ietzt in der letzten Noth und auf dem Punkte ſeinen Geiſt auszuhauchen, und ſich Schmach und Schande zuzuziehen„. Carleton ſchrieb: „ Barnevelt wird nicht weich. Nach aller Wahrſcheinlichkeit muſs er bald erliegen, da er ſo unglücklich iſt, zu gleicher Zeit eine zerrüttete Geſundheit, eine ſchwache Partei und eine ſchlimme Sache zu haben." Die Art, wie die Remonſtranten ſich in Abſicht auf die Rede benahmen, welche Carleton damals in der Verſammlung der Generalſtaaten hielt, war nicht ſehr dazu geeignet, die Rachbegierde dieſes unruhigen, leidenſchaftlichen Miniſters eines Königs, der nicht mit eigenen Augen ſehen konnte, zu beſänftigen. Er hatte ſich nicht geſcheuet, durch dieſe Rede

den Charakter eines Gesandten zu entehren; indem er sich tief genug herabliess, beleidigende Klagen gegen die Remonstranten vorzubringen, und durch die Behauptung, dass die Utrechter Union auf die Reform gegründet sey, und der weltlichen Macht kein Recht, über Religionsmaterien zu entscheiden, zukomme, seine politischen Einsichten verdächtig zu machen. Als man ihm das Beispiel des Königs von England entgegen setzte, sagte er: „Unser König bedienet sich seiner höchsten Autorität in Glaubenssachen nicht eher, bis er die Gottesgelehrten um Rath gefragt hat. Wenn der Teufel unnütze und subtile Fragen aufgebracht hat, um Trennungen verursachen zu können, so widersetzt der Monarch sich dem Uebel gleich Anfangs. Hat es Fortschritte gethan, so beruft er Provincial- oder auch Nationalsynoden, je nachdem die Ketzerei einen Theil, oder den ganzen Körper des Staats angesteckt hat. Nach diesem Beispiel müssen Sie, sagte er zu den Gene-

ralſtaaten, eine Synode berufen." Ob dies Beiſpiel glückliche Wirkungen hervor gebracht, ob es die verſchiedenen Sekten zur Einigkeit des Glaubens zurück geführet hätte, das hielt Carleton nicht für nöthig, zu ſagen. Gleichwohl war dieſes der Hauptpunkt, mit welchem dann auch die Arminianer ihre Gegner beſtändig in Verlegenheit ſetzten. Die Staaten von Holland warfen die gewagten Behauptungen Carletons in einer Schrift, die ſie öffentlich bekannt machen lieſſen, völlig über den Hauffen. Sie bewieſen, daſs die Religion an ihrem Aufſtande gegen den König von Spanien nur ſehr geringen Antheil gehabt hätte, indem ganz katholiſche Provinzen zu der Konföderation zugelaſſen, und dieſe zur Vertheidigung der Nationalrechte und Freiheiten ſey formiret worden. Noch lebhafter wurde die Rede Carletons in einer Schrift angegriffen, die den ironiſchen Titel führete: Waagſchale zur billigen und richtigen Abwägung der Rede des gelehrten und klugen Herrn

Dudley Carleton, Gesandten u. s. w. Sie erschien auch in Frankreich mit einer satyrischen Vorrede und dem Motto des Ordens vom blauen Bande: Honny soit qui mal y pense. Die öffentliche Bekanntmachung dieser Waagschale, die freilich zeigte, wie leicht Carletons Gründe wären, setzte diesen Gesandten in den heftigsten Zorn. Er wandte sich an die Generalstaaten und verlangte, dass sie die Schrift verbrennen und den Verfasser und Drucker derselben strafen lassen sollten. Der Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, war so stark, dass er eine lange Zeit hindurch auf die politischen Fragen des Londner Hofes blos mit bittern Klagen über die Waagschale antwortete. Man legt mir in derselben Fehler zur Last, sagte er, die ich nicht abläugne. Aber das verdriesst mich, dass die Schrift Seiner Brittannischen Majestät keine Achtung beweiset. Er glaubte unterdessen lange, dass die abscheuliche Schrift aus der Feder des Uitenbogard und des Grotius ge-

flossen sey, obgleich man seitdem gewufst hatte, dafs Iakob Taurin, Prediger zu Utrecht sie verfertiget hätte. Grotius war, seiner Meinung nach, weiter nichts, als ein hitziger junger Mann von unruhigem Kopfe. Endlich wurde seine heftige Rachbegierde so laut, dafs einige Bösewichter ihm vorschlugen, dafs er den Barnevelt und den Grotius nur aus dem Wege schaffen mögte.

*Der Französische Gesandte suchte die Gemüther zu vereinigen.*

Der Französische Gesandte Du Maurier spielte während dieser Unruhen eine viel ehrenvollere und eines Ministers würdigere Rolle. Er hatte die geheimen Absichten Moritzens entdeckt, und scheuete sich nicht, zu behaupten, dafs dieser Prinz die Hypothese der Arminianer würde angenommen haben, wenn Barnevelt ein hitziger Calvinist zu seyn geschienen hätte. Vielleicht ohne es zu merken hielt er sich selbst nur an eine Religion, die sich mit

ſeiner Politik vertrug. Das Intereſſe Frankreichs zog ihn auf die Seite der Partei Barnevelts. Da er, ſo wie ſeine Vorgänger, die andern Franzöſiſchen Miniſter, ſich zur proteſtantiſchen Religion bekannte, ſo hatte er ſich für die Meinung der Arminianer erklärt. Er ermahnte unterdeſſen beide Parteien zur Einigkeit und Duldung. Nicht damit zufrieden, zu dem Ende in der Verſammlung der Generalſtaaten eine Rede zu halten, verlangte er auch noch Audienz bei den Staaten von Holland. Ein ſonderbares Verlangen, wie Carleton ſagte, für einen fremden Miniſter. Aber Carleton ſchloſs beſtändig aus dem falſchen Princip, daſs die Religion eine, die ganze Republik und nicht jede beſondere Provinz angehende Sache ſey. Nach ſeiner Meinung kam es niemand als dem Könige von England zu, ſich in dieſe Religionsſtreitigkeiten zu miſchen, weil derſelbe ein Proteſtant und *Beſchützer des Glaubens* ſey, und ein katholiſcher Fürſt kein Freund der Re-

publik ſeyn könne. Du Maurier hatte erklärt, daſs er jederzeit ſo beſcheiden ſeyn würde, ſich nicht in die Unruhen zu miſchen. Er hatte zu verſtehen gegeben, daſs man beitzende Mittel, die ſchlimmer als das Uebel ſelbſt wären, vermeiden müſste. Carleton konnte dieſe Aeuſſerungen nicht verdauen, und ſeine Leidenſchaft verblendete ihn dergeſtalt, daſs er ſie dem Könige von England, als beleidigend für dieſen Monarchen und für ihn ſelbſt, bekannt machte. Der Ritter Lake, damaliger Miniſter Seiner Brittanniſchen Majeſtät war ſcharfſichtig und kaltblütig genug, um einzuſehen, daſs Moritz bei den herrſchenden Unruhen nur darum die Religion zum Deckmantel borge, damit er ſeine ehrſuchtvollen Abſichten verbergen könne; und daſs übrigens eine Synode nicht den geringſten Nutzen haben werde.

*Moritz gewinnet mehrere kleine Städte. — Conföderation.*

Moritz, den auſſerhalb nichts weiter zu-

rück hielt, und der im Innern täglich un- umſchränkter wurde, beſchloſs, einen neu- en Verſuch ſeiner Macht zu wagen. Er verlieſs abermals den Haag bei der Nacht. Der Magiſtrat zu Leyden, welcher davon benachrichtiget war, daſs er durch dieſe Stadt reiſen würde, nahm ſich vor, ihn zu bitten, daſs er die Ehre, ſie zu be- ſuchen, auf eine andere Zeit verſchieben mögte. Er gab mehrern andern Städten Nachricht, daſs ſie ſich in Acht zu neh- men hätten. Dieſe Nachrichten hielten Moritz nicht ab, nach Schiedam, Rotter- dam, Dordrecht und Gorkum zu reiſen. Er ſuchte dieſe Städte zu bewegen, ihre Zu- ſtimmung zur Verſammlung einer Synode zu geben. Andern Städten ſchrieb er, daſs man durch die Anwerbung der Waar- degelders einen Eingriff in ſeine Würde gethan habe. Dieſe Bemühungen blie- ben nicht fruchtlos. Mehrere fiengen an, ſich wankelmüthig machen zu laſſen. Schie- dam vereinigte ſich mit den Städten, die ihre Zuſtimmung zu einer Synode gaben.

Allein mehrere andere Städte Hollands, Leyden, Gouda, Rotterdam, Schoonhoven, Briel, Alkmaar und Hoorn traten einer Erklärung bei, welche im Namen der Stadt Haarlem gethan wurde. Diese acht Städte formirten eine Art von Conföderation. Sie machten sich verbindlich, sich gegenseitig beizustehen, um die Rechte und das Ansehn der Staaten von Holland zu vertheidigen; die Religion zu handhaben, ohne jedoch zuzugeben, daſs Einwohner, nicht fundamentaler Artikel halber, beunruhiget würden; der Dreistigkeit der Iustitzhöfe sich zu widersetzen, welche einzelnen Personen die Freiheit gäben, die Edikte des Staats zu übertreten; und die Besatzungen der Städte zu zwingen, einen Eid zu schwören, daſs sie die Magiſträte vertheidigen wollten.

*Gegen Barnevelt werden neue beleidigende Gerüchte verbreitet.*

Dieses alles waren die letzten Anstrengungen der sterbenden Freiheit. Barnevelt,

der ſchon oft um ſeine Dimiſſion angehalten hatte, drang bereits nachdrücklich auf die Erlaubniſs, ſich ſeiner Bedienungen entſchlagen zu dürfen, die er, wie er verſicherte, ſeines Alters und ſeiner Schwachheit halber nicht länger wahrnehmen könnte. Allein die Staaten von Holland erklärten ihm, daſs man in ſo ſtürmiſchen Zeiten weniger als jemals ſeiner Dienſte entbehren könne. Er lieſs ſich überreden; obgleich die Dreiſtigkeit ſeiner Feinde mit jedem Tage fürchterlicher wurde. Ihre Bosheit legte ſich mit neuer Heftigkeit durch Bekanntmachung verſchiedener äuſserſt giftiger Schmähſchriften an den Tag, die man abermals gegen ihn verfertiget hatte. Man kannte kein Maaſs und Ziel mehr. Man ſchilderte ihn als einen förmlichen Verräther, der ſich durch Spaniſches Geld habe beſtechen laſſen; und ſuchte zu beweiſen, daſs man die gewaltſamſten Mittel anwenden müſſe, die Regierung abzuändern. Mehrere Leute glaubten den Styl D'Aarſens, dieſes unverſöhnlichen Feindes

von Barnevelt, darin zu erkennen. Moritz, in dessen Seele Ehrgeitz und Rachbegierde die Empfindungen von Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit erstickt hatten, welche man sonst in seiner Denkart bemerkte, nahm seine Zuflucht zu den schändlichsten Kunstgriffen, um die anonymen Lästerungen zu unterstützen. Damit er seine Stiefmutter, die verwittwete Prinzessin von ihrer Vorliebe zu Barnevelt heilen mögte, so offenbarte er derselben, dem Schein nach im Vertrauen, dass Barnevelt Kisten voller Spanischen Pistolen von Brüssel erhalten hätte. Um den Grafen von Cuilenburg, einen Verwandten seines Hauses, dahin zu bringen, dass er die Partei der Remonstranten verliesse, sagte er hinterlistiger Weise zu demselben: Sie laufen grosse Gefahr. Die Partei, der Sie anhangen, ist im Einverständnisse mit den Spaniern. Der Graf wunderte sich sehr über eine so wenig glaubhafte Beschuldigung, und verlangte Beweise. Es ist noch nicht Zeit, sie zu ge-

ben, antwortete der Prinz; man muſs vorher an einigen Verräthern ein Exempel darſtellen. Der Graf, welcher die Staatsſachen zu gut kannte, als daſs man ihm etwas hätte aufbinden können, erwiederte: Ich glaube, daſs wir wirklich die breite Landſtraſſe der Spanier einſchlagen. Das wäre beſſer, ſagte Moritz, als wenn wir es nicht thäten. Er hatte ſchon erklärt, daſs die Sache nur mit dem Degen könne entſchieden werden; und er verſicherte ſo gar laut, daſs er den Advokaten und deſſen Partei in kurzem wie Pulver zermalmen würde. Alle dieſe Reden kamen bald unter das Volk, welches man gern gewinnen wollte, und machten Eindruck auf daſſelbe; und nun ſandte man Barnevelten eine von den Schmähſchriften in der originalen Handſchrift des Verfaſſers derſelben zu. Dieſer war ein gewiſſer Johann Dankerts, vormals Notarius im Haag; ein Menſch, den man aus mehrern Schmähſchriften von der Art ſchon kannte. Zur Zeit des Waffenſtill-

ſtandes war er einer verdienten Strafe nur durch die Vermittelung derer, die er angriff, entgangen. Eine ſchwarze Galle und ein ungeſtümer, ſchaam- und zügelloſer Eifer leiteten dieſes verächtliche Werkzeug der Schwärmerei und des Ehrgeitzes. Sein Styl trug alle Merkmale der Hitze und Raſerei an ſich. Er fieng damit an, daſs er ſchrie: zur Hülfe! Feuer! und dabei den Namen Gottes anrief. Er nahm den Allwiſſenden zum Zeugen, daſs er nichts als Wahrheit ſagen würde. Doch, was für Wahrheiten? Die Arminianer, ſagte dieſer niederträchtige Verläumder, wären ehrloſe Ketzer und reiſſende Wölfe; Barnevelt wäre ein feiger Kahlkopf, der Groſspenſionär des Pabſtes und der gröſseſte Verräther, den je die Erde getragen hätte. Man gehe nur nach Brüſſel, fuhr der unverſchämte Schmäher fort, und man wird aus den Rechnungen ſehen, daſs Barnevelt hundert und zwanzig tauſend Dukaten und zwanzig tauſend Albertusthaler von dort her empfangen hat.

In derselben aufrührischen Schrift fand sich eine Liste von Personen, von welchen der Bösewicht sich Geldbeiträge versprach, um die Druckkosten derselben bestreiten zu können. So bald Barnevelt die Schrift in Händen hatte, theilte er dieselbe den Staaten mit. „Sehen sie hier, sagte er in der vollen Versammlung, einen Schriftsteller, der sich nicht unter der Hülle der Anonymität verbergen kann. Er erzählt recht gut zusammengesetzte Thatsachen. Er möge sich stellen, um die Beweise zu führen. Ich erwarte ihn festen Fusses. Uitenbogard wird sich nicht zurück ziehen". Dankerts wurde arretiret. Man setzte ihn zu Amsterdam ins Gefängniss. Allein die Regierung wollte nicht zugeben, dass er nach dem Haag gebracht würde. Er wurde so gar, so bald Barnevelt in Verhaft genommen war, wieder loss gelassen, und, weil er für die gute Sache gelitten habe, belohnet.

*Barnevelt verfertiget seine Schutzschrift.*

Barnevelt hatte bis dahin den hefti-

gen und vielfältigen Angriffen nichts anders entgegen geſetzt, als Stillſchweigen, Verachtung und den guten Ruf, in welchem er ſtand. Er ſchien es für eine zu tiefe, ſeiner unwürdige Herablaſſung zu halten, ſich gegen die abſurden Verläumdungen niederträchtiger Schmäher zu rechtfertigen. Allein, da er es ſich nicht länger verhehlen konnte, daſs ſie nur Werkzeuge einer mächtigen Kabale wären, ſo glaubte er ſeine Rechtfertigung nicht ohne Gefahr länger aufſchieben zu dürfen. Seine Schutzſchrift wurde an die Staaten von Holland gerichtet. Sie war ohne alle Kunſt aufgeſetzt. Der ehrwürdige Greis ſchien die Farben der Beredſamkeit als eitele und unnütze Zierrathen zu verſchmähen. Iedoch die edle, einfache und natürliche Art, in welcher er ſein Leben und ſeine geleiſteten Dienſte darſtellte, hatte etwas Groſſes und Rührendes, das Zutrauen erwarb, und ſtärker als alle, oft nur betrügeriſche Künſteleien der Beredſamkeit den Verſtand überzeugte. Da

diejenigen, die ihn beneideten, ſich den Schein gaben, fragen zu müſſen, welches ſeine Herkunft und ſein Vaterland ſey, ſo antwortete er, daſs er zu Amersfoort geboren ſey, und aus einem edeln Geſchlechte aus der Veluwe herſtamme; und daſs ſeine Urältermutter aus dem alten Hauſe von Amersfoort entſproſſen ſey. In der Folge redete er umſtändlich von der Erziehung, die er empfangen hätte, ſo wie von ſeinen Studien und von ſeinen Reiſen. Es ſchien ihm Vergnügen zu machen, daſs er ſich lange bei der Art und Weiſe aufhielt, wie er Leiceſters und der Engländer gefährlichen Entwürfe vereitelt habe. Mit aller Wärme der Wahrheit, aber doch ohne ſeinen gerechten Unwillen zu verrathen, lieſs er fühlen, wie er, mitten unter den Stürmen, die die Ehrſüchtigen erregt hätten, zum Wohl und zur mehrern Erhebung des Prinzen Moritz beigetragen habe. Mit einem Wort, aus dieſer Schutzſchrift gieng hervor, daſs Barnevelt der Vater und die Stütze der

werdenden Republick gewesen sey, und daſs dieselbe, ungeachtet des Degens der Prinzen von Nassau, ohne den Rath, die Hülfe und Vermittelungen, mit welchen er ihr beigestanden, schon mehrere Male verloren gewesen wäre. Er endigte damit, daſs er seine Mitbürger ermunterte, dem Rath der Könige von Frankreich und Schweden zu folgen, welche sie zur Toleranz und Einigkeit ermahnten, und daſs er die Generalstaaten, Seine Hoheit, den Rath der Staaten, die Admiralitäten und die kommittirten Räthe bat, sich in den Gränzen ihrer respektiven Instruktionen zu halten.

### *Neue Angriffe gegen Barnevelt.*

Die Bosheit gieng zu der Zeit so weit, daſs diese Schutzschrift die Erbitterung der Feinde Barnevelts nur vergrösserte. Wozu war es nöthig, sagte Carleton, daſs er die Asche eines Mannes beunruhigte, den Elisabeth in den Stand setzte, der Republick die grössesten Dienste zu lei-

ſten, nud der dafür weiter nichts, als ſchwarzen Undank zum Lohn empfieng? Er glaubt, ſeinen Verläumdern den Mund zu ſtopfen; er wird aber erfahren, daſs es wahr ſey, was Pasquin ſagte: wenn der Pabſt ſich in die Tiber ſtürzte, ſo würden alle Fröſche zu Paſquins werden. Carleton fügte noch hinzu, daſs es weit mehr Fröſche in Holland gäbe, als in dem Strome, der die Mauern Roms benetze. Nach dieſer ſonderbaren Sprache eines in die Blutgeheimniſſe eingeweiheten Mannes, kann man nichts anders, als heftige Entwürfe erwarten. Die Schmähſchriften fiengen von neuem an, in unzähliger Menge zu erſcheinen. Eine unter denſelben, die gegen die Apologie Barnevelts gerichtet war, empörte durch ihre Unverſchämtheit und Bosheit dergeſtalt, daſs die Staaten von Holland demjenigen, der den Verfaſſer und Drucker derſelben angeben würde, fünfhundert Gulden verſprachen. Sie nahmen zugleich Barnevelt in Schutz; jedoch die der

Mehrheit entgegen gesetzten Städte Hollands weigerten sich, dieses Edikt anheften zu lassen. Die satyrischen Schriftsteller betrachteten sich als Unterstützte durch das öffentliche Ansehen, und wurden nur noch dreister. Moritz ermangelte nicht, sie durch sein Beispiel noch mehr aufzumuntern. Barnevelt hatte ihm einen Brief geschrieben, den er nachher vor seiner Apologie drucken liess. Er beklagte sich in demselben, dass gewisse Personen die innern Trennungen nährten, und auf die Souveränität der einzelnen Provinzen Angriffe wagten. Auch ersuchte er den Prinzen, seine Maassregeln, zu seinem und des Staats Interesse abzuändern. Moritz, nachdem er diesen Brief gelesen hatte, liess den van der Myle, Barnevelts Schwiegersohn, rufen. Um noch eine Beleidigung zur Unterdrückung hinzuzufügen, fand er für gut, durch ein Geschichtchen zu antworten. „Gehen Sie, sagte er, und erzählen Sie Ihrem Schwiegervater, dass es ehmals einen Greis gab, der in

ſeiner Jugend Vergnügen daran fand, blaue Mährchen zu erzählen. Durch öftere Wiederholung derſelben kam der gute Mann unvermerkt dahin, daſs er ſich überredete, ſeine Mährchen ſeyen wirkliche Thatſachen. Er ſetzte ſich dieſelben ſo feſt in den Kopf, daſs er, um ihre Wahrheit zu vertheidigen, ſein Leben gelaſſen hätte„.

*Moritz, nachdem er Prinz von Oranien geworden iſt, macht Veränderungen in der Provinz Geldern.*

Auf dieſe ſonderbaren Mittel, anzugreiffen, ſchränkte ſich Moritz nicht ein. Durch den Tod ſeines Bruders Philipp Wilhelm war er Prinz von Oranien geworden. Die ihm zugefallenen Herrſchaften Breda, Büren, Yſſelſtein, und mehrere andere Oerter vergröſſerten folglich ſeine Macht im Innern der Republick. Dieſer Zuwachs ſeiner Beſitzungen vermehrte nur ſeinen Stolz und ſeine Begierden. Die Regenten der Städte, welche die Duldung

und die souveränen Rechte der konföderirten Mitglieder begünstigten, mussten mit Gewalt gezwungen werden. Geldern war getheilt. In der Hauptstadt Nymwegen gab es viele Regenten, die der Veränderung mit Entsetzen entgegen sahen, welche man in Absicht auf die Regierungsform dadurch einführen wollte, dass die Generalstaaten die Rechte der einzelnen Staaten sich anzumassen suchten. Mit einer Mehrheit von zehn Stimmen gegen sieben hatten sie sich selbst gegen eine Versammlung einer Nationalsynode erklärt. Vergebens hatte Moritz den Weg einer listigen Verführung versucht. Um seine Plane ganz zu vereiteln, beschlossen die Einwohner von Nymwegen, die Wahl eines Magistrats um die gewöhnliche Zeit und nach dem alten Gebrauch vorzunehmen. Bei der Eroberung dieser Stadt im Jahre 1591 *) hatte Moritz sich vorbehalten,

*) Der Prinz Moritz entriss damals Nymwegen und mehr andere Städte den Spaniern. d. U.

die Wahl des Magiſtrats, während des Krieges anzuordnen. Seit dem Waffenſtillſtande hatte er fortgefahren, dieſes Recht auszuüben. Die Magiſtratsperſonen fühlten ſich vom Geiſte der Freiheit beſeelt, ſie ſahen voraus, welchen Gebrauch Moritz während der damaligen Unruhen von jenem Rechte machen könnte, und da ſie übrigens verſichert waren, daſs der gröſſeſte Theil der Bürger mit ihnen einſtimmig d chte, ſo beſchloſſen ſie, der Geſellſchaft der Handwerker ihren ehmaligen Einfluſs auf die Wahlen wiederzugeben. Moritz, den ſeine Kreaturen von dieſen Entwürfen Nachricht ertheilten, faſste augenblicklich ſeine Entſchlieſsung. Ehe noch das Volk Zeit gehabt hatte, mit dem Magiſtrat gemeinſchaftliche Sache zu machen, eilte er um die Zeit, da die Wahlen ſollten vorgenommen werden, nach Nymwegen. Unterſtützt durch die Garniſonſoldaten ver nderte er alle Magiſtratsperſonen der Stadt, nebſt den Repr ſe tanten der Stadtgemeine, Gemeinsleute ge-

nannt. Die abgeſetzten Magiſtratsperſonen erſtaunten über dieſen gewaltthätigen Eingriff in ihre Rechte. Sie begaben ſich nach dem Haag, und warfen ſich den Generalſtaaten und den Staaten von Holland in die Arme. Die letztern waren die einzigen, die ſich für das Beſte der unterdrückten Einwohner intereſſirten. Iedoch Moritz, der immer Thätigkeit mit ſeiner Politik verband, begab ſich zu den Staaten von Geldern, und wuſste ſie dahin zu bringen, daſs ſie, ſo gar mit Dankſagung für dasjenige, was er zu Nymwegen gethan hatte, ſich für die Unterſtützung ſeines Anſehens, für die Unterdrückung der neuen Miliz, und für die Verſammlung einer Synode erklärten. Er lieſs daſelbſt das Benehmen des Biesmann, eines Deputirten der Stadt bei den Generalſtaaten, des Syndikus Johann Bill und des van Brienen, eines Edelmanns aus einem alten Geſchlechte, als ſchändlich verdammen; denn dieſe drei berühmten Männer hatten ſich durch ihren Patriotismus

und zum Nachtheil der zu haltenden Synode ausgezeichnet. Hierauf begab sich Moritz zu den Saaten von Overyssel, welche zu Deventer versammelt waren. Man ist entschlossen, sagte er zu ihnen, auf der Nationalsynode lediglich einige Religionsstreitigkeiten zu untersuchen. Ihre Entscheidungen werden nur in so fern Kraft haben, als sie von jeder einzelnen Provinz bestätiget werden. Man will nichts vornehmen, was ihren Rechten nachtheilig seyn könnte. Auf diese Versprechungen und Bedingungen machten die Staaten sich verbindlich, der Synode beitreten zu wollen.

*Muthige Widersetzung der Stadt Utrecht.*

Die Stadt Utrecht, welche damals als die Vormauer der Remonstranten betrachtet wurde, erschrack bei diesen in der That schlimmen Nachrichten. Ryzenborg und Zuilenstein, Deputirte der Provinz bei den Generalstaaten, berichteten ihrer Provinz, daſs Moritz, nicht damit zufrieden, meh-

ſere angeſehene und reiche Männer zu Nymwegen unterdrückt zu haben, ſich auch ohne Urſache, und zum gröſsten Verdruſs der gutgeſinnten Einwohner, in die Verſammlung der Generalſtaaten gedrungen habe. In ihrer groſſen Verlegenheit ſuchten die Staaten von Utrecht ſich einiger benachbarten Oerter zu bemächtigen. Ihr Schrecken war ſo groſs, daſs ſie während deſſen, daſs der Prinz ſich zu den Staaten von Geldern begab, zu ihm geſandt hatten, um ihn erſuchen zu laſſen, nicht durch Utrecht zu reiſen. Moritz, der ſein Vergnügen daran fand, ſeinen unerſchrockenen Muth zu zeigen, und alle republikaniſch geſinnte Einwohner in Verlegenheit zu ſetzen, damit ſie ſich gewöhnen mögten, ſein Anſehn zu reſpektiren, ſah dieſe Bitte als eine Ausforderung an. Er hatte gar nicht daran gedacht, ſeine Reiſe durch Utrecht zu nehmen; wahrſcheinlich beſtimmte ihn jenes Erſuchen, ſich dahin zu begeben. Dieſe dreiſte Entſchlieſſung verdroſs die Regen-

ten nicht wenig. Sie berathſchlagten, ob ſie nicht die Stadtthore verſchloſſen halten ſollten? Unterdeſſen durften ſie es nicht wagen, die Sache ſo weit zu treiben. Sie ſorgten aber doch, daſs die Beſatzung verhindert wurde, ſich, unter dem Vorwand, als geſchähe es Moritzen zur Ehre, und in der eigentlichen Abſicht, ſeine Schritte aufzuklären, unter das Gewehr zu treten; und ſie lieſſen ihn die ganze Nacht hindurch durch Bürgerkompagnien beobachten. Iedoch, da der Prinz heimliche Anhänger unter den Mitgliedern der Staaten hatte, und auch nicht alle dieſe neuen Republikaner den wilden Geiſt der Unabhängigkeit athmeten, durch welchen eine alte Freiheit, oder auch eine noch friſche Loskämpfung von einer verhaſsten Unterdrückung, ſich auszeichnen, ſo verriethen die Berathſchlagungen alle Merkmale von Unentſchloſſenheit und Furcht. Gleich Anfangs wurde feſt geſetzt, daſs die neue Miliz vermehrt werden ſollte. Hierauf berathſchlagte man darüber, ob

es nicht gut ſeyn würde, ſie ganz abzudanken? Man merkte an, daſs die Unterhaltung derſelben anfange, drückend zu werden; daſs Moritz dieſe Werbungen eine wahre Rebellion nenne, und daſs es beſſer ſey, ihn um einige Kompagnien zu bitten, durch welche jene erſetzt werden könnten. Die Deputirten der Provinz im Haag wurden ſelbſt beauftraget, mit dem Prinzen hierüber zu ſprechen. Ehe ſie jedoch dieſes thaten, unterredeten ſie ſich mit vier der vornehmſten Mitglieder der Staaten von Holland, De Haan, Hogerbeets, Grotius, Penſionär von Haarlem, Leyden und Rotterdam, und De Lange, Bürgermeiſter von Gouda. Grotius that ſein Möglichſtes die Herren von Utrecht von dem Vorſatze, ihre neue Miliz zu verabſchieden, zurück zu bringen, und machte ihnen Hofnung, daſs die Provinz Holland ihnen mit Geld beiſtehen würde. Ehe man zu einer entſcheidenden Entſchlieſſung kam, ſandten die Staaten von Holland, welche wohl ſahen, wie heftig

die Generalſtaaten auf eine Abdankung der neuen Miliz drängen, eine Deputation an den Prinzen Moritz und an den Grafen Wilhelm Ludwig. Barnevelt führte das Wort. Er gab zu verſtehen, daſs die Städte lediglich zu ihrer Sicherheit Waardegelders angeworben hätten, und in deren Abdankung gern willigen würden, wenn man ihnen Kompagnien überlieſſe, die nicht aus Ausländern, ſondern aus Nationalſoldaten beſtünden. Moritz verwarf dieſe Eröfnung, die mehr dazu geeignet war, die Parteien zu vereinigen, als ſeine ehrſüchtigen Abſichten zu begünſtigen. Die Deputirten von Utrecht glaubten daher, daſs ſie nicht nöthig hätten, ſich ihres Auftrages zu entledigen. Sie reiſeten unverrichteter Sache wieder zurück. Obgleich ſie ſich zurück begeben hatten, und die Mehrheit der Staaten von Holland aus allen Kräften proteſtirte, ſo faſsten gleichwohl die Generalſtaaten den Entſchluſs, einige Mitglieder ihrer Verſammlung abzuſenden, um in ihrem Na-

men den Prinzen von Oranien nach Utrecht zu begleiten. Da es Moritzens Abſicht war, die neue Miliz abzuſchaffen, ſo hatte er dieſen Entſchluſs der Generalſtaaten ſehr geſchickt zu benutzen gewuſst, um ſeinem Benehmen den Schein von Legalität zu geben. So bald die Staaten von Holland dieſes vernahmen, ſandten ſie vier andere Deputirten aus ihrem Mittel nach Utrecht, Toorenvliet, Hoogerbeets, Schoohoven und Grotius, welche noch eher, als diejenigen von den Generalſtaaten dahin abgeſandten mit Moritz daſelbſt ankamen. Das Gegeneinanderſtreben der beiden Parteien zeigte ſich alſo ſchon damals durch auffallende Anſtrengungen von beiden Seiten. Die Sachen ſtanden kritiſch, und es muſste ſich entſcheiden, ob die Partei des Prinzen, oder hingegen die der Freiheit ſiegen würde. Die Deputirten wurden am 25ten July 1618 bei den Staaten von Utrecht zur Audienz gelaſſen. Grotius zeichnete ſich unter dieſen Deputirten aus, und führete das Wort. Er er-

mahnte die Staaten, die Rechte jeder Provinz, welche ſchon durch gewaltthätige Eingriffe gekränkt wären, und mit einer gänzlichen Vernichtung bedrohet würden, zu ſchützen. Er empfahl ihnen, eine gute Wache an den Stadtthoren zu unterhalten, damit man nicht fremde Truppen zur Unterdrückung der Freiheit hinein laſſe. Dieſe muthvolle Ermahnung überraſchte einige kleinmüthige Mitglieder. Iſt es aber nicht, ſagten ſie, zu fürchten, daſs Moritz die Thore ſprengen laſſe? Das wäre eine Gewaltthätigkeit, antwortete Grotius. Und da man ihm hierauf dieſen Ausdruck vorwarf, ſagte er: Wahre Holländer ſind keine Höflinge. Sie wiſſen die Dinge nur mit ihren eigentlichen Benennungen zu bezeichnen.

*Merkwürdige Conferenz Moritzens mit den Deputirten der Staaten zu Utrecht.*

Moritz kam des Abends mit den Kommiſſarien der Generalſtaaten, Voogt, Manmacker, Schot, Swartenborg, Scheel und

Gockinga an. Am ſolgenden Tage verlangte er von den Staaten, daſs ſie die neue Miliz verabſchieden, und einer zu haltenden Synode beitreten ſollten. „Ich werde nie zugeben, ſagte er in einem gebieteriſchen Tone, daſs irgend ein Einwohner um der Religion willen unterdrücket werde. Ich will der Vater und Beſchützer beider Parteien ſeyn". Die Deputirten fanden ſich hierauf bei ihm ein, um ihm zu berichten, daſs ſie keine andere Abſicht hätten, als ſich mit denen von Utrecht über die, zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit nöthigen Maſsregeln zu verabreden. „Man wird die Magiſträte ſchon ſchützen, ſagte Moritz, aber vorher will man wiſſen, wie ſie regieren werden. Man hat bereits fünf Irthümer in die Religion einſchieben wollen, Man hat ſelbſt beſchloſſen, mich der Statthalterſchaft zu entſetzen; mich, den Prinzen von Oranien! und mich aus dem Lande zu jagen. Ich werde Ordnung ſchaffen. Ich weiſs, was ich thun muſs. Fünf Pro-

vinzen habe ich für mich; und ich erwarte hier die Deputirten von sechs holländischen Städten, die mir beistehen werden" Diese Städte waren Dordrecht, Amsterdam, Enkhuisen, Edam, Purmerende und Schiedam, deren Deputirten sich wirklich nach Utrecht begaben. Diese ungewohnte Sprache wunderte die Deputirten, ohne sie aus ihrer Fassung zu bringen. Sie antworteten, dass sie nicht wüssten, dass man etwas zum Nachtheil seiner Excellenz beschlossen habe; dass man nie aufhören würde, Ihre Dienste aufs möglichste zu erkennen; und dass das gegenseitige Misstrauen, in so fern dasselbe nur auf subtile und unbedeutende Religionspunkte sich gründe, eben deswegen um desto leichter könne gehoben werden, wenn die Gemüther, anstatt durch immerwährende Entscheidungen gereitzt zu werden, vielmehr durch gegenseitige Duldung vereiniget würden. Moritz bestand auf der Zusammenberufung einer Synode. Er durfte versichern, dass die neue Miliz weit

gefährlicher ſey, als die ſpaniſchen Feſtungen. Er lieſs ſich ſo gar die Behauptung entwiſchen, daſs das alles von dem Verſehen Barnevelts herrühre. „Wenn derſelbe nicht mehr ſeyn würde, antwortete man ihm ſogleich unerſchrocken, wären wir dann nicht eben ſo wohl ſchuldig, die Rechte des Vaterlandes zu vertheidigen? Grotius fügte hinzu, man wolle Holland unterdrücken, und daſſelbe den andern Provinzen unterwerfen. Moritz ſagte, daſs im Gegentheil Barnevelt geſchienen habe, die einzigen Staaten von Holland zu Generalſtaaten zu machen. So verheimlichte alſo Moritz ſeinen Plan, die Föderalconſtitution abzuändern, und diejenige Partei, die ſeine Schritte und ſein Anſehn einſchränken wollte, zu unterdrücken, nicht mehr.

*Verlegenheit der ſich Moritzen widerſetzenden Regenten von Utrecht.*

Die Staaten von Utrecht folgten unterdeſſen der Leitung des beredten Gro-

tius, und antworteten Moritzen. Sie ſtellten vor, daſs ſie von den, zu ihrer Sicherheit getroffenen, Vorſichtsanſtalten nicht wieder abgehen könnten, und eine Synodalverſammlung für einen unnützen, und ſelbſt gefährlichen Schritt hielten, woſern nicht dieſelbe mit einſtimmiger Bewilligung aller Provinzen zuſammen berufen würde. Iedoch, ſo bald man anfieng zu fürchten, daſs es Moritzen einfallen mögte, aus eigener Autorität die neue Miliz abzudanken, lieſs der hitzige Muth ein wenig nach. Man fragte ſich, was man unter ſo bedenklichen Umſtänden zu thun habe. Einige ſtimmten für die Unterwerfung; Andere wollten, daſs man Gewalt der Gewalt entgegen ſetzen ſollte. Der Sekretär Ledenberg, ein brauſender, ungeſtümer Mann, gab, von einigen andern unterſtützt, Befehl, die Truppen, die man würde marſchieren ſehen, um in das Innere der Provinz zu dringen, zu arretiren. Mehrere Mitglieder der Regierung, Ledenberg, Zuileſtein, Koningsvry, Hoef-

laken, Zandenborg, Ryzenborg, Moersberg, De Gooyer, Groveſtein, van Eck und ſelbſt der Grosbaljuw Johann van Zuilen; — Namen, die in den Iahrbüchern der Belgiſchen Freiheit merkwürdig ſind; — hielten eine Verſammlung, um ſich über die Mittel zu verabreden, durch welche dieſe Freiheit aufrecht erhalten, und das, ihr den Umſturz drohende, Gewitter abgeleitet werden könnte. Es kam darauf an, daſs man wuſste, ob die Patrioten und Deputirten Hollands auf den Muth der Waardegelders und der Bürgerkompagnien rechnen dürften? Die Deputirten Hollands hielten dafür, daſs die Miliz denen, die ſie in Sold hätten, dienen müſste. Man fieng damit an, daſs man Hartevelt, einen Hauptmann der neuen Miliz, um ſeine Meinung fragte. Er erklärte, daſs man ſich auf dieſe Truppen nicht verlaſſen könne; und daſs dieſelben, weil ſie aus furchtſamen, nicht gehörig geübten Bürgern zuſammengeſetzt wären, es nicht wagen würden, dem Prin-

zen von Oranien und den Generalſtaaten die Spitze zu bieten. Man ſtellte ihm vor, daſs die Rede nicht davon ſey, ſich gegen den Prinzen oder die Generalſtaaten bewaffnen zu wollen. Iedoch Ledenberg warf ihm Feigherzigkeit vor, und Koningsvry übernahm das Kommando über die Waardegelders. Die hitzigen Patrioten überfiel der peinlichſte Schrecken. Barnevelt hatte an Ledenberg geſchrieben, daſs er der Stadt Utrecht noch keinen Beiſtand verſchaffen könne, und jeden Augenblick die Ankunſt der franzöſiſchen Geſandten erwarte, welche durch ihre Vermittelung Moritzen von Utrecht entfernen würden. Barnevelt hatte durch ſein Anſehn eine auſſerordentliche Geſandtſchaft vom franzöſiſchen Hofe eingeleitet, und wollte durch dieſes Mittel die Synode vereiteln und ſeine Partei unterſtützen: ſo wie er vermittelſt des Geldes, das Frankreich für die Truppen ſenden ſollte, den Utrechtern zu helfen dachte. Es ſcheinet ſelbſt, daſs er mit dieſem Ho-

ſe die Verabredung traf, daſs derſelbe ſeine Truppen auf eine Zeitlang zurück ziehen ſollte, damit der Prinz von Oranien ſich ihrer, zur Unterdrückung der Freiheit ſeines Vaterlandes, nicht bedienen könnte. Die Freiheitspartei erwartete dieſe Geſandtſchaft mit Ungeduld und gründete ihre gröſseſte Hofnung auf dieſelbe.

*Moritz kaſſiret die Waardegelders.*

Man rechnete ſelbſt auf den Kommandör der Utrechter Garniſon. Derſelbe war ein Engländer, und hieſs Iohn Ogle. Bei den, im Iahre 1610 in der Stadt herrſchenden, Unruhen war er in Gefahr geweſen, unter den Händen der Schwärmer um ſein Leben zu kommen. Er hatte ſich daher der Partei des Barnevelt ergeben. Er war willig, Moritzen ſich nachdrücklich zu widerſetzen. Allein der Graf von Naſſau, Eduard und Horatius Vere, ſo wie die andern Hauptleute und Officiere der Garniſon, welche Moritz für ſich

zu gewinnen gesucht hatte, verliessen ihn. Unterdessen liess er doch einige Kompagnien, welche damals zu Armersfoort, Arnheim und Vianen in Garnison standen, in die Stadt rücken, und machte Anstalt, seine Plane, auszuführen. Ogle fragte nochmals die Deputirten von Holland um Rath, wie er sich zu benehmen hätte. Man begnügte sich damit, ihm zu empfehlen, dass er nicht gewaltsam zu Werk gehen mögte. Am 30sten Julius 1618 mit Anbruch des Tages hörete man die Trommel; und die Garnison trat unter die Waffen. Bei diesen Bewegungen, welche Folgen von Moritzens Befehlen waren, hielten die Deputirten von Holland für nöthig, sich aus der Stadt zu begeben. Es war Zeit. Eine halbe Stunde später wären sie, als Staatsgefangene in Verhaft genommen worden. Bei ihrem Abzuge hatten sie den Verdruss, die Moritzen ergebenen Deputirten der sechs Städte Hollands eintreffen zu sehen. Eine traurige Ergebenheit und blinde Wuth,

die diese Städte, und besonders Amsterdam, bald genug bereueten. Moritz bediente sich der Garnison und einiger, Tages vorher in die Stadt eingerückter Kompagnien, alle Posten besetzen zu lassen. Er befahl der neuen Miliz, das Gewehr nieder zu legen, und entliess dieselbe ihres Eides. Die Reuterei galloppirte durch die Strassen der Stadt, um alle Zusammenrottirungen zu verhindern. So bald der Machtstreich vollbracht war, erschienen sechs Deputirten von den Staaten der Provinz, um den Kommissarien und dem Prinzen Glück zu wünschen, dass sie den Zweck ihrer Reise erreicht hätten. Hierauf kam auch der Bürgermeister Pol, begleitet von zwei andern Magistratspersonen, und bat, dass in Ansehung des Stadtregiments diejenigen Veränderungen, die man für nöthig halten würde, mögten getroffen werden. Sie übergaben zu dem Ende einen Plan, der auch befolgt wurde. Alle andern Deputirten der Provinz, die sich aus diesen Gewaltthätigkeiten nichts Gutes

weiſſagten, hatten die Flucht genommen, um ihre Perſonen in Sicherheit zu bringen. Am folgenden Tage begab ſich Moritz in die Rathsverſammlung; und nun kamen einige Bürger, die man dazu vermocht hatte, in der Qualität von Repräſentanten der Stadtgemeine zu erſcheinen, und baten ihn, die Regierung abändern zu wollen. Moritz begnügte ſich nicht damit, neue Regenten anzuſetzen; oder auch ſolche, die ihm ergeben geweſen waren, in ihren Stellen zu laſſen; er veränderte die ganze Regierungsform, und hütete ſich, den Bürgern ihre alten Vorrechte wiederzugeben. Dabei vergaſs er nicht, ſich bitter über diejenigen zu beklagen, die, wie er ſagte, ihn dadurch verhaſst zu machen ſuchten, daſs ſie ausſtreueten, er ſtrebe nach der Souveränität. Man ſiehet ſchon, daſs die Calviniſten durch dieſe Revolution gewinnen muſsten. Sie hielten, indem ſie ſich die, um der wahren, chriſtlichen, reformirten Religion willen verfolgte, Kirche nannten,

um die Büürkirche an, die ihnen auch zugeſtanden wurde. Bald nachher fanden ſie, daſs dieſelbe zu klein ſey; und nun zwangen ſie, da die öffentliche Macht für ſie war, ihre Gegner, die Kathedralkirche ihnen abzutreten.

*Die Staaten von Holland willigen in die Abdankung der Miliz.*

Nach dieſem zwar leichten, aber nicht glänzenden Siege über furchtſame, undiſciplinirte Bürger, kehrte Moritz, ſtolz, ſeinen Muth gezeigt und ſein Anſehn befeſtiget zu haben, nach dem Haag zurück. Er hatte der Nationalfreiheit einen tödtlichen Schlag beigebracht; gleichwohl genoſs er das Vergnügen, daſs die Generalſtaaten ihm feyerlich dankten. Man hätte ſagen können, daſs die Deputirten ſich darum ſtritten, welcher von ihnen den gröſseſten Eifer für die gänzliche Einführung der Sklaverei beweiſen ſolle. Sie machten durch die Mehrheit der Stimmen ein Edikt wegen der vorzunehmenden Ab-

dankung der Miliz aller Städte bekannt; und da die Staaten von Holland ſahen, daſs ein längerer Widerſtand vergebens ſeyn würde, ſo gaben ſie den unglücklichen Zeitumſtänden nach. Die Regenten von Leyden und Rotterdam gehorchten nur mit dem gröſsten Widerwillen. Um nicht zu blutigen Streitigkeiten Anlaſs zu geben, überlieſſen ſie ſich dem Unterdrücker ihrer Rechte auf Gnade oder Ungnade, und verabſchiedeten die Miliz, die bis dahin ſie geſichert hatte. Die Generalſtaaten foderten nun die auswärtigen Fürſten auf, die zu Dordrecht zu haltende Synode zu begünſtigen. Iedoch die Staaten von Holland proteſtirten gegen dieſen Schritt. Sie hielten es für ungereimt, daſs Provinzen, mit denen ſie nur durch das Band einer Conföderation verknüpft wären, wider ihren Willen eine, in einer von den auf ihrem Gebiete liegenden Städten zu haltende, Verſammlung anſagen ſollten. Doch was läſſet ſich gegen Gewalt ausrichten? Nachdem Holland mehrere Plane zu einem Vergleich

übergeben hatte, sah es sich genöthiget zuzugeben, was nicht mehr zu verhindern war. Die Stadt Gouda widerstand noch immer, als ein unerwarteter Vorfall die Versammlung bestürtzt machte und die Berathschlagungen endete.

*Barnevelt wird in Verhaft genommen.*

Moritz hatte den Widerstand nicht vergessen, den man erregte, um seine Absichten zu Utrecht zu vereiteln. Die Leichtigkeit, mit welcher er denselben überwunden hatte, gab ihm den Gedanken ein, dass es Zeit sey, die Sachen aufs Aeusserste zu treiben, und sich durch die Aufopferung derer, die bis ietzt seine Schritte aufgehalten hatten, auf einmal den Weg zur willkührlichen Gewalt zu bahnen. Es gab seinen Unternehmungen einen Schein, dass die Generalstaaten, sechs Städte der Provinz Holland, und die Partei der eifrigen Calvinisten, die überall zu triumphiren anfiengen, ihn begünstigten. In dem Masse, wie diese Partei zunahm, sah Bar-

nevelt ſeinen guten Ruf und Kredit ſinken. Ie mehr die Zahl ſeiner Feinde ſich vergröſſerte, um deſto mehr fanden die gegen ihn verbreiteten Gerüchte von Verrätherei bei den Leichtgläubigen Eingang; denn man glaubet gern, was man wünſchet. Schon vor der letztern Revolution zu Utrecht, hatte Grotius Wind davon, daſs man damit umgienge, ſich der vornehmſten Mitglieder der Staaten von Holland zu verſichern. Er glaubte, Barnevelt warnen zu müſſen, wenn derſelbe nicht ſo vorſichtig wäre, ſich gegen den Sturm zu ſichern, und in irgend eine Feſtung zurück zuziehen. Iedoch Barnevelt, der ſich einbildete, daſs er jederzeit einen freyen Zutritt zur Gerechtigkeit hätte, und zudem unter dem förmlichen Schutz der Staaten von Holland ſich fühlte, glaubte, daſs er nichts zu fürchten hätte. Endlich kam der Geſandte Carleton aus England, wohin er verreiſet war, zurück. Er verſicherte Moritzen den Beifall und den Beiſtand ſeines Herrn. Und nun beſchloſs Moritz nicht

länger zu zögern. Einige dem Barnevelt entwischten Worte liessen den Prinzen fürchten, dass die Entscheidung der Streitigkeiten dem Gutachten des Königs von Frankreich mögte unterworfen werden. Seine Absicht schimmerte indessen durch. Der Rath Berkhout begab sich mit noch einem andern Herrn zum Barnevelt, um denselben zu benachrichtigen, dass man zuverlässig Anstalt mache, ihn in Verhaft zu nehmen. Barnevelt begnügte sich, ihnen zu sagen: „Ich weiss, dass man boshaft genug ist; und ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihre Nachricht". Unterdessen hielt er es für unnöthig, davon Gebrauch zu machen. Am folgenden Tage besuchte ihn Uitenbogard des Morgens um sieben Uhr. Er fand ihn in Nachdenken und tiefen Kummer versenkt. Er glaubte ihn trösten zu müssen, und stellte ihm zu dem Ende die Beispiele mehrerer grossen Männer dar, welche für ihre dem Vaterlande geleisteten wichtigen Dienste mit dem schwärzesten Undank gelohnet wurden. Um neun Uhr

ſetzte Barnevelt ſich in ſeinen Wagen, um ſich zu den Staaten von Holland zu begeben. Ehe er in die Verſammlung trat, meldete man ihm, daſs Seine Excellenz ihn ſprechen wollten. Als er in das Zimmer kam, in welchem Moritz Audienz gab, führete man ihn in ein anderes. Kaum war er in demſelben, als auch ſchon der Lieutenant von der Garde des Prinzen, Nythof, ihn im Namen der Generalſtaaten als Gefangenen in Verhaft nahm. Barnevelt ſagte ihm, daſs er Seine Excellenz ſprechen wolle. Man beantwortete dieſes damit, daſs man ihn ins Gefängniſs führete. Grotius und Hogerbeets wurden auf eben dieſe Art arretirt. Sie wurden, jeder beſonders geſetzt; ſo, daſs der eine nicht wiſſen konnte, welches das Schickſal der beiden übrigen Gefährten ſeines Unglücks geworden ſeyn mögte. An demſelben Tage ſandte man nach Utrecht, um ſich auch der Perſon Ledenbergs zu bemächtigen. Einige Tage lang wurde er in ſeinem Hauſe

gefangen gehalten, und hierauf nach den Haag gebracht.

*Bestürzung über diese Gewaltthätigkeiten Moritzens.*

Ein so gewaltsames Verfahren konnte nicht das Werk der Generalstaaten seyn. Es wäre ausgekommen, und die drei Schlachtopfer hätten Zeit gehabt, sich in Sicherheit zu setzen. Auch war der Befehl nur von den Kommissarien der Generalstaaten, welche Moritz mit nach Utrecht gebracht hatte, unterschrieben. Diese hatten sich mit den Deputirten der sechs Städte Hollands verabredet, dem Prinzen diese Entschliessung aufzutragen; indem sie glaubten, dass es besser sey, die Bewilligung der Generalstaaten erst nach der Ausführung zu verlangen, als sich diese Ausführung dadurch zu erschweren, dass man mit Nachsuchung dieser Bewilligung den Anfang machte. Die Generalstaaten gaben auch wirklich ihre Zustimmung zu dieser Gewaltthätigkeit, und

machten dieſelbe rechtskräftig. Unterdeſſen waren die Deputirten von Holland, die ſich mit in der Verſammlung befanden, darüber als vom Blitze gerührt. Ihr Entſetzen war ſo heftig, daſs keiner von ihnen ein einziges Wort vorbringen konnte. Matheneſſe, eins von den Mitgliedern aus dem Adel, welcher ſich während der bürgerlichen Unruhen durch ſeinen Patriotismus und Muth auszeichnete, unterbrach das Stillſchweigen mit dieſen nachdrücklichen und merkwürdigen Worten. Ihr habt uns Kopf, Zunge und Hand genommen; ihr müſſet daher nichts anders, als Stillſchweigen und Erſtaunen von uns erwarten. Doch was vermogten alle Anſtrengungen und Proteſtationen des Patriotismus gegen Gewalt und Uebermacht? Die Generalſtaaten machten noch deſſelben Tages den Staaten von Holland bekannt, daſs ſie den auſſerordentlichen Befehl, die drei Gefangenen in Verhaft zu nehmen, nur darum gegeben hätten, damit die Republick von dem ihr drohen-

den gänzlichen Untergange gerettet werden mögte. Diese Nachricht setzte die Versammlung in die grössleste Verwunderung. Sie antwortete durch die Mehrheit der Stimmen, dass sie über dieses Verfahren ganz niedergeschlagen sey, und dasselbe für nichts anders, als einen gewaltsamen Eingriff in die Freiheit und Rechte der Provinz ansehen könne.

*Moritzens Kunstgriffe, die Losslassung der Gefangenen zu verhindern.*

Die Staaten von Holland sandten sogleich eine Deputation an den Prinzen, durch welche sie demselben ihre bedenkliche Lage bekannt machten, und um den Beistand ersuchten, den er der Provinz Holland, als Statthalter und Beschützer ihrer Privilegien, zu leisten verpflichtet wäre. Die Bitte war fein und dringend. Moritz that, als ob er sie nicht recht verstünde. Das gehet mich nicht an, sagte er; man hat sich damit begnügt, die Befehle der Generalstaaten zu vollziehen. Es ist zu ver-

muthen, daſs ſie nicht anders, als aus guten Gründen gehandelt haben. Man macht Holland ſeine Rechte nicht ſtreitig. Es kann mit den Generalſtaaten dieſelben unterſuchen. Mit derſelben Verſtellung fügte er hinzu, daſs Barnevelt ein weiſer Mann geweſen ſey; da aber derſelbe ſeinen Kredit bei den Generalſtaaten verloren habe, ſo wolle er dieſen durch gefährliche Mittel wieder herſtellen. Er ſchloſs mit dem Verſprechen, daſs dieſe Sache ſich nicht in die Länge ziehen würde, und für Barnevelt nichts zu fürchten ſey. Eben dieſer Ausflucht bediente er ſich, als er mit den Schwiegerſöhnen Barnevelts, van der Myle und Veenhuiſen, und mit dem Sohne dieſes berühmten Gefangenen, dem Herrn van Groenvelt, ſprach. Sie waren gekommen, um ihn zu bitten, daſs er wegen des hohen Alters ihres Vaters Nachſicht haben, und erlauben mögte, daſs derſelbe in ſeinem Hauſe gefangen ſitzen dürfte. Das iſt die Sache der Generalſtaaten, erwiederte Moritz; Euer Va-

ter hat nichts mehr zu fürchten, als ich. Veenhuisen wollte seinen Schwiegervater darüber rechtfertigen, dass derselbe sich in der Klosterkirche, wo die Calvinisten die Fahne der Trennung aufgepflanzt hätten, wiedersetzt habe. Er hatte aber kaum diese Kirche genannt, als Moritz mit allen erzwungenen Merkmalen eines heiligen, frommen Eifers ausrief: Wie? — Keiner, der es hier wagen dürfte, sich in der Klosterkirche zu widersetzen, würde mit gesunden Beinen aus derselben wegkommen. An demselben Tage drangen zwei der vornehmsten Mitglieder des Adels, die Herren van Schagen und Aspremont, mit dem Degen in der Hand, bis zum Gefängnisse Barnevelts, verlangten trotzig, dass derselbe loss gelassen würde, und machten Miene, ihn mit sich nehmen zu wollen. Moritz eilte auf den Lärm hinzu, und befahl, dass sie entwafnet und bis auf weitern Befehl der Generalstaaten in Verwahrung genommen würden. Er urtheilte indessen, dass diese Gewaltthätig-

keit ihm mächtige Feinde erwecken könnte; und begnügte ſich damit, den in Verhaft genommen Herren einen Verweiſs zu geben, und ſie dann gehen zu laſſen. An eben dem Tage heftete man im Haag eine, von keinem Menſchen unterſchriebene, Erklärung an, in welcher dem Publikum bekannt gemacht wurde, daſs man, um einer Verſchwörung vorzubeugen, welche die Republick der gröſſeſten Gefahr und Utrecht nebſt mehr andern Städten den blutigſten Empörungen blosſtellte, für nöthig gehalten habe, Barnevelt, Hogerbeets und Grotius zu arretiren.

*Verſchiedene Urtheile über dieſen Arreſt.*

Dieſes Gemiſch von unregelmäſſigen und gewaltthätigen Unternehmungen gab zu mancherlei Urtheilen Anlaſs, welche nach der Verſchiedenheit der Parteien und Geſichtspunkte von einander abgingen. Die Calviniſten gaben laut ihren Beifall. Sie behaupteten, daſs die Generalſtaaten, deren Pflicht es ſey, für die

Erhaltung der Republick zu ſorgen, das Wohl des Vaterlandes allen beſondern Betrachtungen hätten verziehen müſſen, wenn nicht die wahre Religion habe verunreiniget und das Band der Einigkeit, das die Provinzen mit einander verknüpfe, gänzlich aufgelöſet werden ſollen. Der Eifer der Parteien war ſo groſs, daſs ein fanatiſcher Prediger der Zeit ſich nicht ſcheuete zu ſchreiben, „daſs nach einer langen unglücklichen Nacht Barnevelts Einkerkerung einen ſchönen Tag, als Morgenröthe deſſelben, verkündige. Die kleine Anzahl derer, die nicht Partei genommen hatten, hielten dafür, daſs ein ſo gewaltſamer Schritt des Staats unnöthig ſey, nachdem die Synode beſchloſſen, und die neue Miliz abgedankt ſey. Die im Lande befindlichen Engländer konnten ihre Freude nicht verbergen. So iſt doch endlich, ſagten ſie, das mächtige Bündniſs unterdrückt, das die Republick ſo gebieteriſch regierte, und mit demſelben der gefährlichſte Feind Englands, der ſtolze

Verächter der Thaten und der Person Seiner Brittannischen Majestät, gestürzt. So hat doch endlich Gott seine Kirche, deren Grundfesten von gefährlichen Neuerern mit teuflischer Kunst untergraben wurden, errettet. — Der Gesandte begnügte sich nicht damit, seinen und seines Herrn Beifall an den Tag zu legen; er gab auch einige Klagpunkte wider Barnevelt an. Ich erwarte, sagte er, dass dieser Gang der Sachen und der Sturz eines stolzen Staatsbedienten, von dem jedermann weiss, dass er unserer Nation nicht gewogen war, und die Allianz mit Frankreich beständig derjenigen mit England vorzog, die glücklichsten Folgen für England haben werde. Er sprach Moritzen Muth ein; und, der Begünstigung des Königs von England versichert, schmeichelte derselbe sich mehr als jemals, die Revolution zu Stande zu bringen. Dagegen erhoben die Patrioten und die Arminianer ein Zetergeschrei. Es wurden Zettel angeheftet und ausgestreuet, in wel-

chen man einen neuen Brutus aufforderte, das Vaterland von einem Tyrannen zu befreien. Haben wir, ſagten ſie, unſere Freiheit nur deswegen erfochten, damit wir unſre Privilegien unter die Füſſe treten ſehen? Der Spanier konnte unter dem Namen eines Souveräns ſeinen tyranniſchen Unternehmungen einen Schein geben; aber was für Gründe können einige charakterloſe Privatperſonen dafür angeben, daſs ſie die drei vornehmſten Regierungen der Provinz eigenmächtig, und gegen den Willen der Staaten, als ihrer alleinigen und geſetzmäſſigen Richter und Souveräns, aufheben? Konnte die, erſt nachher erfolgende, Zuſtimmung der Generalſtaaten ein den Geſetzen zuwider laufendes Unternehmen gültig machen? Beſitzen ſie eine Gerichtsbarkeit an einem Orte, an welchem ſie ſelbſt ſich nur mit Bewilligung der Staaten von Holland verſammeln? Sie entweihen noch überdem das Recht der Holländer, nur nach vorläufig geſchehener Erkundigung, oder auch

dann, wenn man auf der That ſelbſt betroffen wird, arretirt werden zu dürfen. Haben die Generalſtaaten Urſache, ſich über das Betragen der drei Miniſter zu beſchweren, wie können ſie ſich dann zu Richtern in einer Sache aufwerfen, in welcher ſie Kläger ſind?

*Flucht mehrerer, dem Barnevelt ergebener, Männer.*

Nach einem ſo fürchterlichen Angriff auf die heiligſten Privilegien Hollands und auf die vornehmſten Grundpfeiler der Belgiſchen Verbindung, war es ſchwer, ſich über die fernern Unternehmungen, welche man von den Urhebern ſolcher Gewaltthätigkeiten erwarten konnte, nicht zu beunruhigen. Selbſt unter denen, die vorher dieſe Maaſsregeln begünſtigt hatten, gab es mehrere, die nun anfiengen, die Folgen zu fürchten. Manche der vornehmſten Anhänger des Barnevelt glaubten ſich in Sicherheit ſetzen zu müſſen, und begaben ſich auſſer Landes. Uiten-

bogard zog ſich nach Brabant zurück. Van der Myle, den man benachrichtigte, daſs auf ihn Acht gegeben würde, entfloh nach Frankreich, und kehrte erſt im folgenden Iahre zurück.

### *Ausgeſtreuete Gerüchte zum Nachtheil der Gefangenen.*

Die Gefangenſchaft Barnevelts gab ſeinen Feinden Muth, ſich in ihrer ganzen Freiheit zu zeigen. In Schmähſchriften, in Geſängen und auf allegoriſchen Kupferſtichen trat man ihn mehr als jemals unter die Füſſe. Mehrere von denen, die ihr Glück ihm zu danken hatten, waren die erſten, die ihn, dem ſie vormals als ihrem Abgott Weyrauch ſtreueten, mit Koth warfen. Sein Einverſtändniſs mit den beiden andern Gefangenen, und der Antheil, den ſie an den Utrechter Begebenheiten gehabt hatten, gaben zu den ſonderbarſten und verhaſsteſten Erzählungen Anlaſs. Das Dreiſteſte, was man in ihrem Plane entdecken konnte, war, daſs ſie, und

ſelbſt mit Gewalt, Moritzen hindern woll-ten, die neue Miliz abzudanken. Allein ſie hatten nicht anders als einſtimmig mit den Staaten von Holland und Utrecht gehandelt, welche die gewaltſamen Unternehmungen Moritzens mit Recht als wirkliche Verbrechen der beleidigten Majeſtät betrachten muſsten. Man gieng ſo weit zu behaupten, daſs ſie auf den Fall, wenn Moritz ſich weigern ſollte, ſein angenommenes Syſtem der Tyrannei aufzugeben, eine Wiedervereinigung mit Spanien hätten zu Stande bringen wollen.

*Vorſchläge der Staaten von Holland.*

Die Staaten von Holland, die ſich dem drohenden Feuer am meiſten blosgeſtellt ſahen, waren noch weit davon entfernt, nachzugeben. Die Städte Rotterdam und Leyden verlangten trotzig, daſs ihre Penſionärs losgelaſſen, oder zum wenigſten auf eine, mit ihren Previlegien überein kommende, Art behandelt würden. Moritz, um dieſen nachdrücklichen Angriff zu ver-

eiteln, nahm ſeine Zuflucht zu der ihm gewöhnlichen Verſtellung, und ſandte alles den Generalſtaaten zu. Während deſſen, daſs ſich die Deputirten der Städte von Holland mit denen, von welchen ſie bevollmächtigt waren, über die auſſerordentlichen Proceduren berathſchlagten, ſo legten mehrere von dieſen Städten eine bündige und herzhafte Erklärung dar. Sie würden, verſicherten ſie, die drei Gefangenen vor den Richtſtuhl der Staaten ihrer Provinz fordern. Im Weigerungsfall gäben ſie nicht zu, daſs ſie anders, als in Gegenwart des Franzöſiſchen, Engliſchen und Schwediſchen Geſandten verhört würden, damit ſie, wofern man ſie eines Einverſtändniſſes mit Spanien überführte, der ganzen Strenge der Gerechtigkeit überlaſſen blieben. In dieſem Vorſchlage fand ſich nichts Ungerechtes und Unbilliges. Iedoch die *ſechs* Städte Hollands, welche ein beſonderes Korps ausmachten, und Moritz, der auf ſeinem ſchönen Wege nicht gern ſtillſtehen wollte, ſorgten nicht

dafür, dafs ein Vorfchlag, der ihnen ihre Schlachtopfer entzogen hätte, gebilliget wurde.

*Moritz verändert die Regierungen mehrerer Städte.*

Moritz fühlte, dafs er, fo lange die Arminianifchen Städte blieben, wie fie wären, bei der Ausführung feiner ehrgeitzvollen und rachfüchtigen Entwürfe unaufhörlich auf Hinderniffe ftoffen würde. Um jeder Art von Vergleichung auszubeugen, und der, über die Verhaftung ihrer drei vornehmften Anführer noch ganz betäubten Partei der Freiheit, den letzen Schlag beizubringen, befchlofs er, eine aufferordentliche Veränderung mit den Regierungen mehrerer Städte vorzunehmen. Es war ihm zu Utrecht und Nymwegen viel zu gut gelungen, als dafs er hätte fürchten follen, dafs feine Unternehmungen künftig auch nur den geringften Widerftand finden würden. Um unterdeffen des Erfolges defto verficherter zu feyn, fo forgte er, dafs

eine gewiſſe Anzahl von Soldaten ihn unterſtützte. Zuerſt begab er ſich nach Schoonhoven, wo er die Regierung abänderte. Hierauf reiſete er nach Briel, Delft, Schiedam, Gorkum, Oudewater, Woerden, Monnikendam. In allen dieſen Städten traf er dieſelben Veränderungen; und um eben die Zeit, da er ſo unwürdig ihre Privilegien entweihete, ſetzte er feſt, daſs dieſer Schritt denſelben nicht präjudicirlich ſeyn ſollte.

Zu Hoorn wurde es ihm damit nicht ſo ganz leicht. Die Regierung hatte damit angefangen, daſs ſie der Beſatzung, welche er mit dem Anfange des Iahres dahin abmarſchieren lieſs, den Einmarſch in die Sadt unterſagte. Da ſie vernahm, daſs Moritz in der Nachbarſchaft wäre, ſandte ſie einige Deputirte ab und lieſs ihn erſuchen, daſs er nicht mit einer zahlreichen Bedeckung in die Stadt kommen mögte. Moritz antwortete Anfangs zweideutig, und ſchloſs mit der Erklärung, daſs er auch nicht einen einzigen Pagen

zurück lassen würde. Er behielt so gar die Deputirten zurück. Da er unterdessen alle Thore, den Einlass ausgenommen, verschlossen fand, so liess er sie vor sich her gehen. So bald die Regenten sich mit den Deputirten unterredet hatten, fanden sie für gut, die Thore zu öfnen. Sie genossen einen Vortheil, der den andern Städten nicht wurde, diesen nämlich, dass die Bürger ihnen beistunden. Sie glaubten auf diesen Beistand rechnen zu können; und wirklich traten die Bürgerkompagnien unter die Waffen. Sie stellten sich an den beiden Seiten aller Strassen, die zu den Hause führten, in welches Moritz abtreten sollte. Sie besetzten das Rathhaus, so wie alle wichtige Posten. Manche von ihnen verbargen ihren Wunsch gar nicht, mit den Schützen des Prinzen anzubinden und für die Vertheidigung der Freiheit das Leben zu wagen. Die Regenten durften nur ein Signal geben, so war Moritz selbst in Lebensgefahr. Doch diese fürchteten die Fol-

gen eines ſo entſchloſſenen Schrittes. Sie ſcheueten überdem einige Bürger, die der Partei Moritzens zugethan zu ſeyn ſchienen. Der erſte Tag gieng unter Beſtürtzung von beiden Seiten vorüber. Am folgenden Tage lieſs Moritz die Hauptleute der Bürgerſchaft zu ſich fordern. Warum habt ihr, fragte er ſie, eine ſo ſtarke Wache? Habe ich euch Anlaſs gegeben, Miſstrauen in mich zu ſetzen? Sie ſchoben die Schuld auf die Bürgermeiſter, und dieſe auf die Mitglieder des Raths, welche letztere, da ſie nicht weiter ausweichen konnten, Moritzen kurz und gut erſuchten, daſs er ihre Privilegien durch Veränderung der Regierungen nicht mehr kränken, oder ſich wenigſtens damit begnügen mögte, dieſe durch Hinzufügung einiger Rathsglieder zu vergröſſern. Moritz ſchien dieſem letztern Vorſchlage Beifall zu geben. Hierauf baueten die Regenten. Sie willigten in ſein Verlangen, und lieſſen die Miliz aus einander gehen. Moritz, ganz entzückt, ſie

ſo gutmüthig in die Schlinge eilen zu ſehen, lieſs ſogleich einige Kompagnien Frieſen in die Stadt rücken. Nachdem er dieſelben auf die wichtigen Poſten vertheilt hatte, begab er ſich nach dem Rathhauſe, begleitet von einem zahlreichen Gefolge von Edelleuten, und von mehrern Fahnen, welche er auf dem Platze in einen Halbzirkel ſtellen lieſs. Da er nunmehr ſeine Macht unter ſo groſſen Zurüſtungen zeigen konnte, ſo ſetzte er den Rath, bis auf acht Glieder deſſelben, denen er ihre Stellen wiedergab, ab. Hierauf kaſſirte er die Hauptleute der Bürgerſchaft. Der Groſsbaljuw, voller Verwunderung über dieſen Machtſtreich, fragte Seine Excellenz, wie weit dieſe Veränderungen gehen ſollten? Es iſt ſchon genug; antwortete Moritz; und ſelbſt zu viel. Er lieſs auch wirklich die Schöppen in Ruhe, ob ſich gleich abgeſetzte Glieder des Raths unter ihnen befanden. Nach dieſer glorreichen That begab er ſich nach andern kleinen Städten in Nordholland,

und traf ähnliche Veränderungen zu Alkmaar und Medenblick.

Bei allen diesen Unternehmungen legte Moritz *den* unerschütterlichen Muth an den Tag, durch welchen der, mit den Gefahren vertraute, Krieger sich auszeichnet. Die Furcht und Bestürzung, die er den nur vom Gefühle für friedliche Freiheit beseelten Regenten einjagte, schien ihm Vergnügen zu machen. Er spottete darüber. Die damals in der Republick hervor gebrachte Revolution datiret sich eigentlich von diesen Zeitpunkte an. Man kann sie auf zwei Hauptgrundsätze zurück führen. Der eine war, daſs die Generalstaaten sich die Obermacht über die Provincialstaaten in allen, den Krieg und die Religion betreffenden Angelegenheiten anmaaſsten; und der andere, daſs Moritz die Gewalt, die Regierungen willkührlich zu ändern, an sich riſs. Mit dieser Gewalt unterwarf er sich die Staaten, und regierte als unumschränkter Herr.

Von der Zeit an waren Freiheit und patriotiſcher Muth dahin. Im Innern herrſchten Verachtung, Schmeichelei, Niederträchtigkeit, Tyrannei, Sklaverei; obgleich im Aeuſſern die Regierung ihren Kredit behielt, weil die eigentliche Gewalt ſich in den Händen eines militäriſchen Oberhauptes beſand.

# Drittes Buch.

*Moritzen wird für die Unterdrückung der Freiheit gedankt.*

Vermittelſt der getroffenen Veränderungen und unterſtützt durch die neuen Deputirten der von Moritz angeſetzten Regierungen, bekam deſſen Partei das Uebergewicht unter den Staaten von Holland. Es war daher kein Wunder, daſs der Prinz mit dem Vertrauen eines Mitbürgers, der ſeinem Vaterlande einen wichtigen Dienſt geleiſtet hat, in der Verſammlung erſchien. Unter einem ſo ſchönen Schein machte er die Gefahren geltend, die ihn bei ſeiner letzen Unternehmung bedrohet hat-

ten. Der gröſste Theil der Verſammlung, welche damals aus ſeinen Kreaturen beſtand, war der Meinung, daſs ihm feyerlich gedankt werden müſste. Man verſicherte ihm ſo gar, daſs man, da ſeine Ergebenheit gegen das Vaterland die Gefahren nicht achtete, die mit dergleichen Unternehmungen verknüpft wären, alle übrigen Städte, in welchen er Veränderungen zu treffen für nöthig halten mögte, ſeinem Wohlgefallen überlieſſe. Eben ſo verſicherte der unwürdige und kriechende Senat des alten Roms, wenn Tiberius die braveſten Mitbürger entfernte, daſs er das Vaterland errettet hätte. Moritz, der ſich dieſe, zur Verblendung des Volks verabredeten, Komplimente gefallen lieſs, antwortete, daſs er niemals andere Abſichten gehabt habe, noch jemals haben werde, als das Beſte des Vaterlandes zu befördern, und die Freiheit und Privilegien des Volks aufrecht zu erhalten. Er verlangte ſelbſt, daſs ſeine Erklärung in den Archiven des Staats nie-

dergelegt würde. Da unterdessen die Städte Haarlem, Leyden und Rotterdam noch immer ihr Geschrei für die Freiheit hören liessen, und Moritz die Ergebenheit einiger anderer in Zweifel zog, so reisete er ab, um sein Werk zu vollenden. Zuerst kam er nach Leyden, doch nicht ohne die Vorsicht gebraucht zu haben, vier Kompagnien vor sich her marschieren zu lassen. Er veränderte daselbst die Regierung; und das Volk, das immer die Arminianer und die Magistratspersonen verabscheuet hatte, jauchzte ihm frohen Beifall zu. Hierauf begab er sich nach Haarlem, wo er den Rath, die Bürgermeister und die Schöppen abänderte. Rotterdam ergab sich eben so leicht. Moritz machte daselbst eine Entdeckung, die dem Grotius sehr schadete. Man hatte den, seinem Vater, dem Prinzen Wilhelm geleisteten Eid in dem Archive lange aufbehalten. Nach Wilhelms Tode hatte man statt dieses Namens die Worte: *Souveränität Hollands* gesetzt: und da die

Generalſtaaten ſeit 1616 Schritte wagten, die der Souveränität der verſchiedenen Provinzen entgegen liefen, ſo hatte man noch die Worte hinzu gefügt: *das will ſagen, der Staaten von Holland.* Man verſichert, daſs Moritz mit heimlichen Unwillen vernommen habe, daſs der Name ſeines groſſen Vaters durch die Hand des Grotius ausgetilgt ſey.

*Moritz macht Veränderungen in Amſterdam.*

Nachdem Moritz zu Gouda die Regierung verändert hatte, ſah man ihn mit Verwunderung in Amſterdam ankommen. Doch, beſorgt, daſs in dieſer Stadt, wo ſeine Partei nur durch das Uebergewicht ſehr weniger Stimmen herrſchte, und wo überdem der Samen des Miſsvergnügens ſchon zu keimen anfieng, das Glück ſich gegen ihn ſelbſt wenden mögte, glaubte er, die Gelegenheit benutzen, und ſich der Stadt bemächtigen zu müſſen. Er begab ſich in die Verſammlung des Raths,

Er beklagte, dafs dieselbe so oft über politische Materien getheilt sey. — Als wenn Verschiedenheit der Meinungen nicht die unvermeidliche Folge freyer Berathschlagungen wäre. — Er versicherte, dafs diese Betrachtung ihn aufforderte, wider seinen Willen und blos zum Besten des Vaterlandes das undankbare Geschäft der Abdankung des Raths zu übernehmen. Auf diese unerwartete und despotische Erklärung verlangte der alte Bürgermeister Hooft, ein ehrwürdiger Greis, der sich jederzeit durch seinen Muth für die Freiheit ausgezeichnet hatte, die Erlaubnifs, zu reden. „Es sind, sagte er, vortreflicher Prinz, bald dreissig Iahre, dafs ich die Ehre habe, dieser Versammlung beizuwohnen. Oft habe ich in derselben Beweise meines Eifers für das vortrefliche Haus von Nassau abgelegt. Doch ich mufs Ihnen zu Gemüth führen, dafs der erste Eid der Glieder des Raths diese verbindet, die Rechte und Freiheiten aufrecht

zu erhalten. Schon oft hat man ſie ſich dadurch auszeichnen geſehen, daſs ſie das Privilegium der Stadt, die Güter und ſelbſt die Perſonen der Fremden in Fällen, wo ihre Gerichtsbarkeit es mit ſich brachte, zu arretiren; oder auch das Privilegium der Einwohner, weder eingekerkert, noch vor ein fremdes Tribunal geführt werden zu dürfen, ſobald ſie Kaution ſtellen können, handhabten. Allein ietzt kommt es auf weit wichtigere Punkte an. Es iſt alſo kein Wunder, daſs die Meinungen der verſchiedenen Glieder des Raths verſchieden geweſen ſind. Wäre es recht, daraus, daſs man zu der ſchwächern Partei gehöret, den Schluſs zu machen, daſs man ein verdächtiger oder gefährlicher Bürger ſey? Hat man bemerkt, daſs dieſe Partei Kabalen und unerlaubte Mittel angewandt hätte, um die Gegenpartei zu unterdrücken? Und iſt dieſe Gelaſſenheit nicht die Urſache des ietzigen Zuſtandes der Dinge? Dergleichen

Arten von Streitigkeiten haben in den Verſammlungen der Staaten von Holland und der Generalſtaaten Statt gehabt. Welche Umwälzungen in der Republick, wenn man in ſolchen Fällen gegen diejenigen, die von der Mehrheit abgehen, andere Mittel als Geduld und Gelindigkeit brauchen könnte"! Auf dieſe ungekünſtelte Rede, in welcher der muthige Hooft weit mehr zu verſtehen gab, als er wirklich ſagte, gab Moritz eine lakoniſche Antwort. Beſter Vater *) ſagte er, ietzt muſs es ſo ſeyn. Die Nothwendigkeit, das Wohl des Landes verlangen es. Er veränderte unterdeſſen nur ſechs Glieder des Raths. Zu Dordrecht durfte er keine Veränderung wagen, weil, da alle Magiſtratsperſonen mit einander verwandt waren, zu fürchten war, daſs der Unwillen einiger die übrigen erbittern und aufrühriſch machen mögte.

---

*) *Beſtevaar,* Groſsvater, nennen die Holländer im alltäglichen Umgange jeden alten Mann

*Moritz wird Alleinherrscher, ob er gleich die republicanische Form beibehält.*

Moritz suchte sich noch des Korps der Adlichen zu versichern, indem er demselben fünf neue Mitglieder beifügte. Diese ausserordentlichen Veränderungen setzten alle begüterten Leute, als Freunde der Gesetze und des Vaterlandes in Erstaunen. Die Gesandten auswärtiger Mächte, welche grössesten Theils die eigentliche Constitution der Provinzen nicht kannten, glaubten, dass alle diese Veränderungen gesetzmässig wären, weil Moritz die Politik brauchte, alles im Namen der Generalstaaten zu thun. Sie wussten nicht, sagt Aubery, dass diese Staaten nichts anders sind, als ein Kongress von Gesandten der souveränen Staaten der Provinzen, welche nur in solchen Sachen, die sich auf die gemeinschaftliche Vertheidigung der Verbündeten beziehen; nicht aber in Absicht auf solche, die die innere Regierung der besondern Provinzen betreffen, Recht haben. Die Staaten

von Holland, ihrer ſklaviſchen Etikette treu, ermangelten nicht, alles, was Moritz gethan hatte, zu billigen, ihm feyerlich zu danken und ihm auf den Fall, daſs er mehrere Veränderungen treffen wollte, Beiſtand zu verſprechen. Er durfte es unterdeſſen nicht wagen, die groſſe Anzahl berühmter Bürger, die er abgeſetzt hatte, zu beſchimpfen. Um dieſe Schwürigkeit zu heben, wurden die Staaten verpflichtet, ein Bekenntniſs abzulegen, welches die Ungerechtigkeit und das Unregelmäſſige dieſer Abſetzungen verrieth. Sie erklärten, daſs die Abſetzungen der Ehre der abgeſetzten Mitglieder nicht präjudicirlich wären; ſie fügten hinzu, daſs ſie keine Verkürzung der Privilegien ſeyn ſollten, welche die Provinzen, die Städte oder die Einwohner ins beſondere beſäſſen. Dieſer weſentlichen und merkwürdigen Clauſel haben die vereinigten Provinzen vielleicht den Vortheil zu danken, ihre Freiheit vermittelſt der Beibehaltung ihrer Regierungsform wieder erobert zu

haben. Alle gutgesinnten Patrioten fürchteten, dass die Veränderungen eine öffentliche Proklamation, dass Moritzen die Souveränität zu übertragen sey, zur Folge haben würden. Barnevelt vernahm diese Neuigkeit mit Entsetzen; und dieser grosse Mann schien den Verlust seiner Freiheit zu vergessen, und zitterte nur für diejenige seines Vaterlandes. Doch, sey es nun, dass Moritz sich wenig aus einem Titel machte, wenn er die ganze Realität der Macht besass, oder, dass die neuen Regenten sich nicht entschliessen konnten, den Namen von Freiheit, der schon seit langer Zeit ihren Ohren so angenehm klang, auf immer aufzuopfern, es wurden in der äussern Regierungsform keine Veränderungen vorgenommen. Sie begnügten sich damit, das Benehmen Moritzens zu billigen; und dazu waren sie grösstentheils gezwungen, wenn sie ihre Ansetzung legitimiren wollten. Der englische Gesandte selbst, der darauf gerechnet hatte, die neuen Mitglieder der Regierungen in Ab-

ſicht auf die politiſchen Uneinigkeiten mit England geſchmeidiger zu finden, ſchrieb dem Londner Hofe, daſs, wenn er gleich lauter neue Geſichter ſähe, er doch keine Veränderung in den Meinungen bemerken könne. Er hatte nämlich verlangt, daſs man auf die Freiheit des Fiſchfanges, wobei ein groſſer Theil der Nation intereſſirt war, Verzicht thun mögte; und die neuen Regenten hatten gefürchtet, ſich dem Volke durch Einwilligung in dieſes Verlangen verhaſst zu machen, und ſelbſt Schuld daran zu werden, daſs man die alten vielleicht zurück wünſchen mögte. Und wirklich fing das Volk an, die Abſichten des Prinzen zu vermuthen. Die Prediger legten ihm den Titel eines Erretters der Kirche und des Staates bei; aber das half wenig; andere tadelten ihn laut. Sie beklagten es, daſs der geſundeſte Theil des Staats, die beſten Patrioten, die Vertheidiger von Leyden und Haarlem ſchimpflich ihrer Würden entſetzt worden wären.

*Sonderbare, durch die Revolution veranlaſste Begebenheit.*

Mitten unter dieſen Veränderungen war auch Moritz ein Werkzeug der Rachbegierde und des Ehrgeitzes ſeiner Kreaturen. Bei der Wahl neuer Regenten richtete er ſich nach den Anweiſungen derer, die ſich durch ihren Eifer für den Rigorismus und durch ihre Theilnehmung an ſein Intereſſe ausgezeichnet hatten. Ehe er ſich nach Amſterdam begab, hatte der Bürgermeiſter Reinier Pauw ſich mit ſeinen guten Freunden daſelbſt verabredet, eine Liſte derjenigen Regenten anzufertigen, die angeſetzt oder hingegen entlaſſen werden müſsten. Dieſes Geheimniſs wurde durch einen ſehr ſonderbaren Zufall verrathen, der dabei einen zu richtigen Begriff von der damaligen Regierung geben kann, als daſs er mit Stillſchweigen dürfte übergangen werden. Einer von denen, die abgeſetzt werden ſollten, wurde heimlich benachrichtiget, daſs er bald in Ungnade fallen würde. Der Sohn ſeines Bruders hatte

die Tochter des Bürgermeisters geheirathet, der die unglückliche Liste dem Prinzen übergeben sollte. Dieser Zufall war ihm lieb; er entschloss sich, ihn geschickt zu benutzen. Er gieng zu seinem Bruder, und machte demselben sein Unglück bekannt. Dieser eilte zum Bürgermeister, und sagte, „Was höre ich! Soll mein Bruder aus der Regierung verstoßen werden? Sollen ihre Kindskinder den Schmerz erleben, hören zu müssen, dass ihr Oheim als Verräther des Vaterlandes schimpflich abgesetzt sey"? Der Bürgermeister zog die Schultern. Ich weiss nicht, erwiederte er, was dabei zu thun ist; aber es ist zu spät. „Was zu spät, fuhr der erste listig fort, streichen sie den Namen meines Bruders auf der Liste aus, und setzen Sie einen andern an die Stelle". Der Bürgermeister liess sich überreden. Allein wie sehr musste er erstaunen, als er erfuhr, dass der Schwiegervater seines Sohnes das Opfer dieser Veränderung ward, deren Ursache er nicht wusste. Der abgesetzte Regent

warf seinen Unwillen auf den Bürgermeister, nahm dessen Entschuldigungen nicht an, und verbot dem Schwiegersohne, sein Haus weiter zu betreten. Pauw vermittelst seiner eigenen Intriguen angeführt, glaubte, den Schaden heilen zu können, wenn er im folgenden Jahre auf die Wiedereinsetzung des Schwiegervaters seines Sohnes in den Rath antragen, und dabei versichern liefs, dafs die geschehene Absetzung seiner Ehre und Würde nichts benommen hätte. Auf diesen Antrag antwortete einer der ältesten Räthe, dessen Name nicht zuverlässig bekannt ist, „Es ist wahr, dafs eine solche Absetzung niemand nachtheilig seyn sollte. Sollen wir aber einen solchen Vorzug dem Manne verwilligen, für den man ihn verlanget? Wäre es nicht besser, diejenigen zuerst damit zu begünstigen, deren Eltern Gefangenschaft und Tod um der Freiheit willen erduldet haben"? Diese freimüthige Bemerkung vereitelte die Absichten des Pauw. Die gewaltsamen Maafsregeln dieses hitzigen Eiferers zogen dem-

ſelben neue Feinde zu. Sein Anſehn ſank nach und nach. Im Rathe herrſchte wieder Mäſſigung; und Amſterdam, deſſen Einfluſs ſo viel beigetragen hatte, die Duldung und Freiheit zu untergraben, wurde in der Folge ihre ſtärkſte Stütze.

*Bemühungen der franzöſiſchen Geſandten zum Beſten der Gefangenen.*

Die vier Gefangenen, dem Gutfinden ihrer Feinde, die nun die Oberhand hatten, überlaſſen, konnten nur noch auf die Gewogenheit des franzöſiſchen Hofes rechnen. Dieſem war an der Erhaltung einer blühenden Republick, die derſelbe als ſein Werk betrachtete, alles gelegen. Er fürchtete, daſs die in derſelben herrſchenden Uneinigkeiten den Spaniern noch einmal Anlaſs geben mögten, ſie ganz zu vernichten. Auf Barnevelts Erſuchen hatte er einen auſſerordentlichen Geſandten abreiſen laſſen, um ſie beizulegen. Dieſes war der Herr von Boiſſiſe, ein alter Staatsrath, deſſen Klugheit und Erfahrung ſich ſchon bei ſeinen Geſandtſchaften in

England, in der Schweiz und in Deutschland ausgezeichnet hatten. Er sollte mit Du Maurier und Barnevelt die nöthigen Verabredungen nehmen; unterdessen konnte er nur ein Augenzeuge des Unglücks dieses letztern seyn. Ihm war auch aufgetragen, sich über D'Aarsens zu beschweren, welcher in einem gegen van der Myle und Barnevelt gerichteten Aufsatze, den französischen Hof für ein Werkzeug Spaniens, den Barnevelt in seinen verderblichen Entwürfen wider sein Vaterland zu unterstützen, erklärte. Die Ausflüchte, deren man sich bediente, um ihm nur nicht geradezu antworten zu dürfen, verwirrten ihn. Er war über Barnevelts Gefangenschaft bestürzt. Mit dem ordentlichen Gesandten begab er sich in die Versammlung der Generalstaaten. Er verhehlte die Verwunderung und den Schmerz nicht, die solche gewaltsamen Schritte in ihm hervorbrachten. Er versicherte selbst, dass diese Schritte so befremdend wären, dass man sich nicht wundern dürfe, wenn

der König von Frankreich Barnevelt in ſeinen Schutz nähme. Zugleich verlangte er, daſs man ihm alle beſondern Umſtände und Urſachen dieſes ganzen auſſerordentlichen Verfahrens mittheilen mögte. Jedoch, da die Staaten ſich weigerten, mit ihm zu unterhandeln, ſo hielt er es ſeiner Würde zuwider, an einem Orte zu verweilen, wo man ſeinem Verlangen und dem Rathe ſeines Königs ſo wenig Achtung bewies. Er reiſete ab, ohne das gewöhnliche Geſchenk, welches in einer goldenen Kette beſtand, annehmen zu wollen. Allein kaum war er in Antwerpen angekommen, ſo erhielt er Befehl, ſogleich wieder zurück zu reiſen. Er erſchien demnach in der Verſammlung der Generalſtaaten. Alles wandte er an, ſie im Namen eines groſſen Monarchen, ihres Alliirten, dem ihr Intereſſe, wie er verſicherte, eben ſo lieb als ſein eigenes ſey, zur Mäſſigung, zur Billigkeit und zur Eintracht zu ermahnen. Während deſſen, daſs Boiſſiſe und Du Maurier Antwort er-

warteten, ſtellten ſie Moritzen die Mittel dar, durch welche man ſich vereinigen und ſein Anſehn befeſtigen könne, ohne ihn öffentlichen Vorwürfen auszuſetzen. Sie boten ſich ſo gar an, als Vermittler in den Städten umherzugehen. Allein Moritz verwarf dieſe Vorſchläge unter dem Vorwande, daſs ſie unter der Würde eines groſſen Monarchen wären, und es deſſen Geſandten nicht anſtünde, unter unbedeutenden Bürgern kleiner Städte die Rolle der Vermittler zu ſpielen: gleichſam, als wenn er ſelbſt mehr, als der erſte dieſer Bürger geweſen wäre, und als wenn dieſe Benennung Leuten, die an der Souveränität Theil haben, Schande machen könnte. Ieder Unparteiiſche glaubet vielmehr im Gegentheil, daſs eine Art von Adel dazu gehöre, thörichte Bedenklichkeiten des Wohlſtandes unter die Füſſe zu treten, wenn es darum zu thun iſt, Harmonie und Eintracht in einem getheilten Staate wieder herzuſtellen. Kann wohl etwas den ehrwürdigen, nur zu oft durch

verdeckte Anſchläge und zweideutige Intriguen erniedrigten und entehrten Charakter eines Geſandten in ein ſchöneres Licht ſtellen, als die rührende und erhabene Rolle eines Friedensvermittlers? Warum verblendete ſich dann wohl Carleton, der von dieſer Rolle mit Verachtung ſpricht, ſo ſehr über die Beſchaffenheit derjenigen, die er ſelbſt ſpielte? War es edler, das Feuer der Faktionen anzublaſen, damit trefliche Patrioten aufgeopfert würden; eine Korreſpondenz mit Predigern und Theologen zu unterhalten, um das Volk zum Aufruhr zu reitzen; ſich alle Mühe zu geben, daſs ſpitzfindige Punkte der Theologie entſchieden, und Gelehrte, deren theologiſche Begriffe mit denen ſeines Königs, den Heinrich der IV. den Meiſter Iakob nannte, nicht zuſammenſtimmten, aus dem Lande gejagt werden mögten? Dieſes zu behaupten, hieſse, die Sprache der Leidenſchaft führen. Sie mahlet ſich ihre zweideutigſten Schritte ins Schöne, und ziehet einen

gehäſſigen Firnis über die lobenswertheſten Handlungen eines Feindes.

*Antwort der Generalſtaaten an die franzöſiſchen Geſandten.*

Endlich antworteten die Generalſtaaten auf die Vorſtellung der franzöſiſchen Geſandten. „Die Umſtände der Republick, ſagten ſie, wären nicht ſo gefährlich, als man, wie es ſchien, dem Könige habe vorſpiegeln wollen. Die im Staate entſtandenen Unordnungen habe der Prinz von Oranien durch ſeine kluge Thätigkeit bereits abgeſtellt, und die in der Kirche herrſchenden Unruhen würden in kurzem durch eine, in Dordrecht zu haltende, *Sy*node geſtillet werden. Unterdeſſen nähme man die Erinnerungen ſeiner Majeſtät mit dem lebhafteſten Danke an, und bäte dringend, daſs dieſelben thätlich beſtätiget, und einigen Proteſtanten Frankreichs erlaubt werden mögte, der Synode beizuwohnen". Dieſe Ausflüchte und Entſchuldigungen muſsten dem franzöſi-

ſchen Geſandten ſonderbar vorkommen. Sie boten die Vermittelung ihres Königs zur Wiederherſtellung der Einigkeit in den Provinzen an; und man antwortete mit der Bitte um einige calviniſtiſche Prediger, zur Unterſuchung theologiſcher Lehrpunkte. Sie ſahen von der Zeit an, daſs die Sachen zu ſehr verwirrt wären, als daſs ihre Vermittelung gelingen könnte; und ſie ſchränkten ſich darauf ein, alle ihre Kräfte zur Rettung des unglücklichen Barnevelts zu vereinigen. Ein Geſchichtſchreiber der Republick glaubt, daſs Frankreich in den damaligen ſtürmiſchen Zeiten wenigſtens dazu beigetragen habe, zu verhindern, daſs die äuſſere Form des Staats nicht ganz abgeändert wurde. Dieſe Meinung iſt um deſto wahrſcheinlicher, weil das Intereſſe dieſes Königreichs es augenſcheinlich mit ſich brachte, zu ſorgen, daſs die Souveränität der vereinigten Provinzen nicht einem einzigen Manne übertragen wurde, deſſen Verbindungen mit England ſchon anfingen Beſorgniſſe

zu erwecken. Die beiden Gesandten ermangelten auch nicht, in ihren Reden an die Generalstaaten es lebhaft fühlen zu lassen, daſs Frankreich, als Garant des Waffenstillstandes sich verbindlich achte, für die Erhaltung der damals eingeführten Regierungsform zu sorgen. Sie vergaſsen nicht, sehr dringend zu bitten, daſs man gemäſsigte Maaſsregeln ergreiffen mögte, weil diese allein geschickt seyen, die Einigkeit, zu welcher sie die Provinzen so gern zurück führen mögten, und ohne welche diese unmöglich bestehen könnten, zu erhalten.

*Auf mehrern kleinern Synoden werden Remonstranten abgesetzt.*

Die Sachen waren schon zu weit gekommen, als daſs die Gesandten darauf hätten denken sollen, ihre Absichten noch weiter zu treiben. Die Eröfnung der Nationalsynode, die sie hatten verhindern wollen, zeigte ihnen hinreichend, daſs man die Sachen auf das Aeusserste trei-

ben wolle. Diejenigen, die ſich der Zuſammenberufung derſelben entgegen geſetzt hatten, waren entweder Gefangene, oder hin und her Zerſtreute, oder ihres ehmaligen Ranges Entſetzte. Es wäre ſehr leicht geweſen, eine allgemeine Zuſtimmung für die Verſammlung der Synode zu erhalten. Die Stadt Gouda, in welcher ſeit der Einführung der Reformation gemäſſigte Meinungen herrſchten, war die einzige, die bei ihrer Proteſtation beharrte. Die Trennungen und Bannflüche der ſtrengen Calviniſten und die Gewaltthätigkeiten des Prinzen Moritz ſollten gerechtfertiget und geheiliget werden. Um dieſen wichtigen Zweck zu erreichen und die Würde einer ſolchen Verſammlung nicht durch ekelhafte und lächerliche Zänkereien zu kompromittiren, muſste man in Abſicht auf die Lehrer, die entſcheiden ſollten, ſicher ſeyn. Demzufolge, und um keine andere Deputirten, als diejenigen von der Partei, die man wollte triumphiren laſſen, annehmen zu dürfen, ſetzte

man an allen Orten, wo die Arminianer die Oberhand gehabt hatten, calvinistische Prediger an. An andern Orten, wo sie schwächer waren, wurden sie zum Theil ab, oder herunter gesetzt. Man hielt mehrere Provinzialsynoden, um so wohl die Arminianer wegzuschaffen, als auch die Materien, die auf der grossen Synode verhandelt werden sollten, vorzubereiten, und die Veranstaltung zu treffen, dass nur solche Theologen, deren Meinungen genau bekannt wären, zu dieser Synode deputiret würden. Solche Provinzialsynoden hielt man zu Delst, Enkhuisen, Utrecht, in Overyssel, in Geldern, in Seeland, in Friesland, und zu Gröningen. Man sorgte, dass nur strenge Calvinisten auf denselben zugelassen würden; und die Provinz Utrecht war die einzige, die Arminianische Deputirten nach Dordrecht sandte. Eins der merkwürdigsten dieser kleinen Provinzialconcilien war das zu Delst gehaltene. Man begnügte sich nicht damit, den Uitenbogard und mehrere andere

Arminianer in die Acht zu erklären; man setzte so gar einen calvinistischen Prediger bloss deswegen ab, weil er die Streitfragen für nicht wichtig genug erkläret hatte, als dass man um derselben willen die Gemeinschaft mit den Arminianern aufheben könne. Man müsse, sagten mehrere Prediger, die Remonstranten nicht mehr als Brüder in Iesu Christo, sondern als Heiden und Zöllner betrachten. Die Remonstranten schlugen zu gleicher Zeit einen Plan zu einer freien Synode vor, auf welcher sie mit ihren Gegnern Sitz und Stimme hätten. Ausserdem, sagten sie, sind unsre Gegner Richter und Partei, und wir werden uns ihren Aussprüchen nie unterwerfen können. Man antwortete ihnen, Iesus Christus habe verheissen, bis an das Ende der Tage mit allen denen zu seyn, die sich in seinem Namen versammeln würden. Die Remonstranten stützten sich auf diese Antwort, und versicherten, dass auch sie sich im Namen Iesu Christi versammeln wollten; allein die Staa-

ten befahlen ihnen, zu gehorchen. Die Schüler des Arminius erwiederten, man müſſe Gotte mehr gehorchen, als den Menſchen, und beklagten ſich bei dem Prinzen von Oranien.

*Berufung auswärtiger Theologen zur Dordrechtiſchen Synode.*

Man ſiehet, daſs die Calviniſten alle nöthigen Vorkehrungen getroffen hatten, damit ſie den Meiſter ſpielen könnten. Die Generalſtaaten trugen in den Schreiben an die fremden Mächte ebenfalls Sorge, nur ſolche Lehrer ſich auszubitten, die entweder zum ſtrengſten Calvinismus ſich bekannten, oder auch wegen ihrer geringen Einſichten leicht zu überreden waren. Da man in die Theologen des Fürſtenthums Anhalt Miſstrauen ſetzte, ſo wollte man vorher wiſſen, was ſie glaubten, um ihrer Beiſtimmung verſichert zu ſeyn. Eine, der evangeliſchen Freiheit ſo ganz zuwiderlaufende, Zumuthung hielt die deutſchen Theologen ab, zu erſcheinen.

Die engländischen kamen zuerst an. Man bemerkt, dass ihr Monarch damals mehr gegen die Personen als gegen die Meinungen der Arminianer eingenommen war. Da diese Theologen nicht im Namen der engländischen Kirche, sondern im Namen des Königs sich einfanden, so waren sie förmlich angewiesen, nicht von der Instruktion, die er ihnen gegeben hatte, abzugehen, und *nichts zu thun, das den Staaten oder dem Prinzen Moritz missfallen könnte.* Nach und nach erschienen hierauf andere Deputirten aus der Pfalz, aus Hessen, aus der Schweiz, aus Geneve, aus der Grafschaft Nassau, aus Ostfriesland und aus Bremen. Die Schweizer waren am schweresten zu gewinnen. „Was gehen uns, sagten sie, die in den Niederlanden erhobenen subtilen Streitfragen an? Die dasigen Theologen bedienen sich harter und empörender Ausdrücke über die Rathschlüsse Gottes. Die Gemüther sind zu sehr erhitzt. Eine Synode kann nur dazu dienen, den Scha-

den gröſſer zu machen. Man ſollte ſich an den Rath halten, den ſchon vor einigen Iahren der König von England gab, und ſolche zankgebährende leere Fragen nicht auf die Kanzel bringen". Der Churfürſt von der Pfalz, ein Schwiegerſohn des Königs Jakob und Neveu des Prinzen Moritz, war damals gegen Barnevelt aufgebracht, weil derſelbe ſeine Anſchläge in Abſicht auf Böhmen nicht gebilliget hatte. Er drang mit ſo vieler Hitze in die Schweizer, und ſeine Bemühungen wurden durch diejenigen des Geſandten der Generalſtaaten ſo kräftig unterſtützt, daſs die helvetiſchen Kirchen ſich dahin bringen lieſſen, Deputirte nach Dordrecht abzuſenden.

*Eröfnung der Dordrechter Synode.*

Am 13ten November 1618 wurde die Synode in dem Hauſe, der Doele genannt, eröfnet. Man giebt dieſen Namen denjenigen Orten, wo ehemals die Bürger ſich im Schieſsen mit dem Bogen

und der Muſketen übten *). Ein und ſechzig inländiſche und acht und zwanzig ausländiſche Theologen fanden ſich hier ein. Die Generalſtaaten hatten noch mehr andere Deputirten ernannt, die Staatskommiſſarien hieſsen, weil ſie von Seiten des Souveräns der Verſammlung zugeordnet waren. Von nun an war nicht mehr die Rede davon, die erbitterten und getheilten Gemüther zu beſänftigen und zu vereinigen: die verſammelten Väter ſprachen nur von *hören*, *berathſchlagen* und *richten*, und die Staatsdeputirten von *unterſuchen* und *entſcheiden*, vor allen Dingen von dem Anſehn und der öffentlichen Rechtskraft, die den Entſcheidungen gegeben werden muſsten. So waren alſo die Gomariſten in Abſicht auf die bürgerliche Gewalt nicht mehr ſehr bedenklich, ſo bald dieſe ſich zu ihrem Vortheil

---

*) *Doelen* (*Dulen*) heiſst zielen. Dergleichen Plätze hatten eigene, dazu gehörige Häuſer, die in der Folge ſo wie das Dordrechter, in Herbergen verwandelt wurden. d. U.

erklärte. Man hatte es ſich angelegen ſeyn laſſen, nur ſolche Gomariſten zu Kommiſſarien zu wählen, die erklärten Enthuſiaſten waren. Man hat angemerkt, daſs ſie von theologiſchen Materien beinahe nichts verſtanden, und daſs einige von ihnen auch nicht ein Wort Latein wuſsten. Gleichwohl muſste man ſich dieſer Sprache auf der Synode um der Fremden willen bedienen. Einer von den Kommiſſarien wurde gefragt, wie er dann Stimmen könnte, da er kein Latein verſtünde? „Ich lerne einige Worte, erwiederte er, indem ich zuhöre; und übrigens habe ich mich mit einem guten Wörterbuche verſehen". Solche Richter waren nur gar zu geſchickt, als Iabrüder verdammen zu helfen. Verſtanden ſie die Meinungen nicht, die ſie verurtheilen ſollten, ſo kannten ſie wenigſtens die Perſonen, die ſie in die Acht erklären muſsten. Zu ihrem Sekretär nahmen ſie den Profeſſor der Geſchichte auf der Univerſität zu Leyden, Daniel Heinſius, an. Dieſer war ein

Gelehrter, dem es nicht an Witz fehlte, und der einen lateinischen Vers sehr gut übersetzte. Unterdessen behaupteten die Remonstranten, daſs er eben so unfähig sey, in der Synode zu figuriren. Er hatte, wie sie versicherten, auch nicht einmal einen Anstrich von theologischen Kenntnissen, und nährete einen tödlichen Haſs gegen die Remonstranten, weil einige Prediger von ihrer Partei ihn wegen seines unordentlichen Wandels getadelt hatten. Die ärgerlichste Unenthaltsamkeit, Völlerei, Verläumdungssucht, Gotteslästerung und die niederträchtigste Schmeichelei werfen sie diesem Sekretär der ehrwürdigen Versammlung vor.

In der zweiten Session wählte man diejenigen Theologen aus, die als Richter sprechen sollten. Der Prediger von Leuwaarden, Johann Bogermann wurde zum Präsidenten ernannt. Dieser Mann besaſs in der That eine ausgebreitete Kenntniſs und einen in theologische Materien tief eindringenden Verstand. Gleichwohl schien

diese Wahl um desto verdächtiger und empörender, weil Bogermann sich durch einen hitzigen und schändlichen Fanatismus gegen die Arminianer ausgezeichnet hatte. Man muss gestehen, dass die Ernennung dieses Mannes zum Präsidenten der Versammlung dieser letztern nicht zur Ehre gereichte, und ihr eben so wenig Zutrauen erwerben konnte. Es war unmöglich, dass man nicht gegen einen Mann hätte sollen eingenommen seyn, der ein Buch von Theodor von Beza, in welchem dieser behauptet, dass man Ketzer mit dem Tode strafen müsse, übersetzt, gelobet, und den Regenten zugeeignet und empfohlen hatte. Dieser Präsident des Dordrechter Conciliums wurde durch nicht minder verdächtige Theologen unterstützt. Iakob Reland und Herrmann Faukel waren seine Assessoren, und Sebastian Dammann und Festus Hommius seine Sekretäre, alle bekannt als tödliche Feinde der Remonstranten und übertriebene Calvinisten.

In der dritten Seſſion unterſuchte man die Beglaubigungsſchreiben der fremden Deputirten. Sie waren nicht an die Synode, ſondern an die Generalſtaaten und an den Prinzen von Oranien gerichtet. In der Inſtruktion derer von Genf hieſs es: „Das Haus Gottes würde geplündert und die, mit dem Blute der Märtyrer beſiegelte Lehre entweihet: man erneuere die verfluchten Ketzereien der Arianer und Pelagianer, und die entarteten Kinder ſtieſsen den Dolch in die Bruſt ihrer Mutter". Aus dieſer unſinnigen Sprache ſiehet man ſchon, daſs die Genfer wohl keine unparteiiſche und gemäſſigte Richter ſeyn konnten.

*Die Remonſtranten werden von der Synode ausgeſchloſſen.*

Man berathſchlagte ſich in der vierten und fünften Seſſion über die Art und Weiſe, *wie* die Remonſtranten zur Synode eingeladen werden ſollten; und während deſſen erſchienen vier ihrer Deputirten

von Seiten einer Verſammlung, die ſie in Leyden hielten. Dieſe Deputirten verlangten der Synodalverſammlung beizuwohnen, um ihre Meinungen vertheidigen zu können. „Wir ſind, ſagten ſie, Prediger, ſo wie die andern. Wir haben daher Recht, mit unſern Kollegen und Brüdern uns in Unterredung einzulaſſen. Widrigenfalls wären unſere Kläger zu gleicher Zeit Richter und Partei; und dieſes iſt der höchſte Grad von Unbilligkeit". Dieſe Vorſtellung war geſetzmäſſig; aber auch peinlich für die Väter des neuen Conciliums. Auf eine anſtändige Art und ohne die ſchreiendſte Ungerechtigkeit zu begehen, konnten ſie den Arminianern den Zugang in die Synodalverſammlung nicht verwehren; und doch wollten ſie dieſelben um der Nothwendigkeit, ihre beredſamkeitvollen Vertheidigungen beantworten zu müſſen, überhoben zu ſeyn, nicht anders, als in der Qualität der Angeklagten, zur Synode zulaſſen. Um auch in Anſehung dieſer vor ihren Richtſtuhl ge-

forderten Prediger desto sicherer zu seyn, so erlaubte man den Arminianern nicht, diese zu ernennen. Man fürchtete, dass sie ihre geschicktesten Vertheidiger deputiren würden; die Väter der Synode wählten sie daher selbst, und schränkten ihre Anzahl auf dreizehn ein. Und, gleichsam, als hätte man es recht bemerkbar machen wollen, wie weit man davon entfernt sey, gemässigte Maassregeln zu ergreiffen, man schrieb nach Friesland, um die Abreise des Deputirten dieser Provinz, Sibrand Lübbert, zu beschleunigen. Dieser Mann war nämlich wegen seiner Hitze und Bosheit bekannt, und wegen seines Genies und Charakters ganz dazu geeignet, dem hitzigen und unerbittlichen Bogérmann beizustehen. Episcopius, dessen Beredsamkeit man fürchtete, würde nicht mit vorgefordert worden seyn, wenn man nicht besorgt hätte, dass es Aufsehen machen mögte, wenn man ihn übergienge. Er erklärte gradezu, dass, da die Generalstaaten ihn unter den übrigen Mitglie-

dern der Synode ernannt hätten, er entschlossen sey, sich in dieser Qualität in die Versammlung aufnehmen zu lassen. Die Arminianer berathschlagten sich lange, ob sie als Vorgeforderte sich in eine Versammlung einfinden sollten, in welcher sie als Richter sitzen zu können glaubten. Endlich entschlossen sie sich, zu erscheinen, um ihre Rechte bis aufs Aeusserste zu vertheidigen, oder vielmehr um ihre Gegner aufs neue davon zu überzeugen, daſs diese Unrecht hätten. Sie verlangten, daſs man ihnen sicheres Geleit gäbe, und denen erlaubte zu erscheinen, die im Haag mit einander konferiret hätten. Das erste Gesuch war einer Versammlung, deren Präsident behauptete, daſs die Ketzer den Tod verdienten, wichtig. Die Staatsdeputirten versprachen ihnen, daſs ihre Personen vollkommen sicher seyn sollten. In der Folge werden wir sehen, wie dieses Versprechen, das einem sichern Geleite gleich galt, entweihet wurde. In Absicht auf das zweite Ge-

ſuch weigerten ſich die Väter der Synode, Leute in ihre Verſammlung aufzunehmen, deren Fähigkeiten ihnen Furcht und Angſt machten.

### *Sonderbare, in der Synodalverſammlung unterſuchte Fragen.*

Von der fünften bis zur vierzehnten Seſſion war lediglich die Rede davon, daſs eine neue Ueberſetzung der Bibel in die Mutterſprache angefertiget werden müſste. Von der Wichtigkeit dieſer Berathſchlagungen läſset ſich aus demjenigen, was in der zwölften Seſſion vorfiel, urtheilen. Man diſputirte darüber, ob man, wenn man Gott anrede, *Du*, oder *Ihr* ſagen müſſe? Die Deputirten aus der Provinz Friesland, wo der Dialekt ſich mehr dem deutſchen nähert, wollten, daſs Gott ſollte geduzet werden. Die andern hingegen, deren Ohren ſich an dieſes in ihrer Sprache nicht befindliche Wort *)

*) Im Niederdeutſchen iſt das Pronomen *Du* ganz ungebräuchlich. Kaum findet man daſſelbe in den äl-

nicht gewöhnen konnten, ſtimmten für das *Jhr*. Es fehlte wenig, daſs nicht dieſe kirchlichen Richter ſich auch eine Gerichtsbarkeit über die Sprache angemaaſst, und neuen Wörtern das Bürgerrecht geſchenkt hätten. Doch die Hitze, mit der man über das *Ihr* und *Du* ſtritt, machte, daſs mehrere Zuhörer nicht mehr an ſich halten konnten. Sie brachen in ein lautes Gelächter aus; und die Verſammlung eilte, durch die Mehrheit der Simmen für das *Ihr* zu entſcheiden. Dieſes Pronomen trug, nachdem es ſo ganz ins Gedränge gekommen war, den herrlichſten Sieg davon, und behielt ſein altes Recht, *eine* oder *mehrere* Perſonen vorzuſtellen. Man ſtritt mit derſelben Feyerlichkeit und Hitze darüber, ob in der Bibelüberſetzung das Wort *Iehovah* beibehalten werden ſollte? Nach vielen Zänkereien wurde beſchloſſen, daſs es durch *Heere*, das iſt, *Herr* ſollte überſetzt werden.

---

teſten Chroniken. Statt deſſelben wird *Gy*, oder *Ghy*, *Ihr*, gebraucht. d. U.

In der vierzehnten Seſſion berathſchlagte man ſich über die Art zu katechiſiren, über das Kirchengehen und über die Feyer des Sonntages. Einige wollten, daſs man zum weltlichen Arm ſeine Zuflucht nehmen ſollte, damit diejenigen Glaubigen, die nicht in die Kirche giengen, gezüchtiget würden. Der Biſchoff von Landaff verſicherte, daſs man in England diejenigen, die dem öffentlichen Gottesdienſte nicht beiwohnten, zu einer Geldſtrafe verurtheilte; und daſs dieſe Strenge weit beſſer wirkte, als alle eitele pathetiſche Ermahnungen. Die pfälziſchen Deputirten ſagten, daſs man in ihrem Lande diejenigen, die ſich in dieſem Punkte widerſetzlich bezeigten, ins Gefängniſs ſetzte.

In der achtzehnten Seſſion trugen die Deputirten aus Nordholland eine Frage vor, die ihnen aus Oſtindien zugeſandt worden war, und verlangten eine ſchnelle Entſcheidung, weil die Schiffe, die dieſelbe nach dieſem entlegenen Welttheil

überbringen sollten, bereits segelfertig lägen. Man wollte wissen, ob man die bei Christen in Diensten stehenden Kinder der Unglaubigen taufen dürfe? Diese Frage wurde erst in der ein und zwanzigsten Session beanwortet. Man entschied dahin, daſs nur Erwachsene, die vorher in der Religion wären unterrichtet worden, getauft werden sollten.

In derselben und der folgenden Session beklagte man sich bitter über die Preſsfreiheit. Man sprach von Mitteln, die man anwenden müſste, um derselben einen Zügel anzulegen. Einige wollten, daſs man Censoren anstellen sollte; andere, daſs man die Buchdrucker einen Eid schwören lieſse, nichts anders, als orthodoxe Bücher zu drucken. Endlich wurde in der folgenden Session beschlossen, daſs man zu den Generalstaaten seine Zuflucht nehmen wollte; die dann auch sogleich ein Edikt wider jene Freiheit herausgaben. Man miſsbraucht freilich die Preſsfreiheit; miſsbraucht man aber nicht auch

andere, und die beſten Dinge? Wäre es nicht lächerlich, den Gebrauch des Weins zu verbieten, oder die Konſumtion deſſelben feyerlich zu reguliren, weil es Leute giebt, die ſich in dieſem, an ſich ſo wohlthätigen Getränke berauſchen? Uebertreffen die groſſen Vortheile, die die Preſsfreiheit gewähret, nicht unendlich die Nachtheile, die aus derſelben entſtehen? Sind die Völker, unter denen ſie nicht Statt hat, glücklicher, als diejenigen, die ihrer genieſſen? Ie mehr man über dieſe Freiheit nachdenkt, um deſto klärer ſiehet man, daſs ſie nicht eingeſchränkt werden könne, ohne daſs hiedurch nicht zugleich dem Stärkern die Waffen gegen den Schwächern in die Hand gegeben werden ſollten, und es dem Irthum, der Unwiſſenheit und dem Aberglauben leichter gemacht würde, ihre verderblichen Wirkungen zu äuſſern und fortzuſetzen. Vernichtet dieſe Freiheit, und ihr unterdrücket, von dem Augenblicke an, den Keim des Genies; ihr macht diejenigen Köpfe

muthloſs und kalt, die in einer freien und unumſchränkten Sphäre die Gränzen des menſchlichen Wiſſens erweitert, und zu den wichtigſten Entdeckungen ſich erhoben hätten; ihr thut Verzicht auf alle die nützlichen Kenntniſſe, die die Freiheit zu denken hervorbringt, und die dem Fortgange der Wiſſenſchaften, dem Wohl der Regierung, der Religion und der Moralität gleich vortheilhaft ſind. Eure engherzige, kleinmüthige Politik zwänge dieſe Freiheit in einen beſtimmten Kreiſs ein, und ihr werdet ſehen, daſs das Genie entweder mit verachtendem Stolze die, ſeiner unwürdigen, Schranken durchbricht, oder mit geſchickter Dreiſtigkeit ihrer ſpottet. Die Preſsfreiheit wird auch dadurch nützlich, daſs ſie eine Art von Cenſur im Gange erhält, durch welche Regenten und Unterthanen auf ihre Pflichten zurück gewieſen werden. In einer freien, aufgeklärten und geſetzmäſſigen Staatsverfaſſung ſollte man ſie daher nicht zu einem Gegenſtande der öffentlichen Ver-

achtung machen, es mögte denn ſeyn, daſs ſie zu ungebührlichen Perſönlichkeiten überſpränge. Und auch ſelbſt in dieſem Falle müſste es dabei ſein Bewenden haben, daſs dem Beleidigten freiſtünde, eine gerichtliche Klage zu formiren, und ſeinen Beleidiger vor das Gericht zu fordern. Man könnte dann mit aller Strenge gegen den Beleidiger, wenn er überführt würde, oder gegen ſeine Schrift, wenn er anonym oder nicht vor Gericht erſchienen wäre, verfahren. Aber, mögte man ſagen, ſind die Grundſätze der Nationalreligion und der Staatsverfaſſung nicht heilige Gegenſtände, die man reſpektiren muſs, wenn man nicht die Fundamente der öffentlichen Ordnung erſchüttern und die ſtärkſten Bande der Geſelligkeit auflöſen will? Allerdings, ſo bald Religion und Staat auf Betrug und Tyrannei gegründet ſind, und ſich nur durch *ſolche* Mittel aufrecht erhalten können!

Man berathſchlagte ſich noch über die Preſsfreiheit, als die drei Remonſtranten, die man eingeladen hatte, in Dordrecht ankamen. Episcopius führete das Wort für ſie alle. In ſeiner erſten Anrede entwiſchten ihm die Worte: daſs ſie gekommen wären, um ſich über die Streitartikel in *Unterredung* einzulaſſen. Als ſie des folgenden Tages ſich wieder einfanden, ſtellte man ihnen vor, daſs das Wort *Unterredung* verfänglich, und übel angebracht ſey. „Ihr ſeyd nicht von unſerer Partei, ſagte man zu ihnen; ihr ſeyd vor eure Richter gefordert worden, um gerichtet zu werden; nicht, um euch mit uns zu unterreden". Die Remonſtranten beklagten ſich, daſs man ſie mit unnützen Chikanen ermüdete, ſie zwingen wollte, ſich dem Richterſpruche ihrer hitzigſten Feinde zu unterwerfen, und daſs das Benehmen der verſammelten Väter, von denen die meiſten ſie kaum gewürdiget hätten, ihren Gruſs zu erwiedern, deutlich genug zeige, man wolle noch

heftigere Maaſsregeln gegen ſie ergreiffen. Bei dem Beſuche, den ſie an eben dem Tage den ausländiſchen Theologen machten, erfuhren ſie, daſs man ſich mehr Mühe gegeben hätte, dieſen Männern gewiſſe Vorurtheile einzuflöſsen, als ſie über die mit den Streitfragen in Verbindung ſtehenden öffentlichen Begebenheiten zu unterrichten. Einigen von dieſen entwiſchte ſo gar das Geſtändniſs, daſs es Geheimniſſe und heimliche Unterredungen bei der Synode gäbe, von denen ſie nichts erführen. Die Remonſtranten unterlieſſen nicht zu verſuchen, ob ſie das Zutrauen der Fremden gewinnen könnten, und übergaben einem jeden derſelben einen Aufſatz, in welchem die Verbindung der kirchlichen- und Staatsangelegenheiten mit dem Muthe und der Klugheit dargeſtellt waren, die die Nothwendigkeit einer gerechten Vertheidigung und die Parteilichkeit der Regierung erheiſchten.

*Rede des Episcopius auf der Synode.*

In der drei und zwanzigſten Seſſion erſchien Episcopius an der Spitze der Remonſtranten, und verlangte die Erlaubniſs, zu reden. Man glaubte, daſs er ſich damit begnügen würde, einige Rathgebungen darzulegen; allein das Erſtaunen war unbegränzt, als dieſer Mann, der das Orakel der Arminianer war, mit feſtem Ton und der Grazie einer leichten, hinreiſſenden Eloquenz eine vorbereitete Rede hielt. Er ſtellte die Vortheile und den Reitz der Duldung und chriſtlichen Eintracht dar, und machte die Gräuel der Trennung fühlbar. Dabei zeigte er die empörenden und verderblichen Folgen, die die ſtrengen Hypotheſen über die Prädeſtination nach ſich ziehen. Dieſe Rede war in einem männlichern, kräftigern Styl und weit beſſerm Latein abgefaſst, als es die Reden der andern Prediger zu ſeyn pflegten. Sie war voll von den Gedanken, zu welchen Unterdrückung Männer von Ge-

nie unwiderstehlich fortreisset. Auch wurde sie, ob sie gleich länger als anderthalb Stunden währete, mit einer ausserordentlichen Aufmerksamkeit und einer Stille angehört, die seit der Eröfnung der Synode noch nicht auf derselben bemerkt worden war. Der Redner schilderte die Verläumdungen, die gewaltsamen Ausschliessungen, die Unterdrückungen, deren Opfer diejenigen wären, die zu seiner Partei gehöreten, mit so rührenden Zügen, dass mehrere von den Anwesenden bis zu Thränen erweicht wurden. Die Gegenremonstranten bissen die Zähne zusammen, da sie den Eindruck bemerkten, den die Rede auf die Gemüther machte. Der Präsident tadelte den Episcopius bitter, dass er geredet hätte, ohne seine Erlaubniss dazu abgewartet zu haben. Er verlangte eine Abschrift von dieser Rede, um dieselbe zu seiner Zeit als aufrührisch darlegen zu können.

### *Die remonstrantischen Mitglieder werden von der Synode ausgeschlossen.*

Ehe diese Session geendet wurde, schwuren die Väter der Synode, in ihren Entscheidungen keinen andern Führer als das Wort Gottes, und keinen andern Zweck, als die Ehre seines Namens, die Ruhe der Kirche und die Reinigkeit des Glaubens haben zu wollen. Diesen Eid liess man den beiden remonstrantischen Deputirten der Provinz Utrecht nicht ablegen. Man hatte bereits beschlossen, sie als unwürdige Mitglieder und ungelegene Spionen von der Versammlung auszuschliessen. Man ermüdete sie mit so vielen Chikanen, dass sie in der Alternative, entweder ihre Brüder in die Acht zu erklären, oder hingegen der Qualität der Richter zu entsagen, das letztere wählten, und sich den dreizehn vorgeladenen Remonstranten beigesellеten. Diese glaubten eben so viel Recht zu haben, die Synode nicht für ihre Richterin anerkennen zu dürfen; es schien, dass ihr Eifer und Stolz, mit der Wuth ihrer Geg-

ner in gleichem Grade zunahmen. Mit weit gröſſerm Nachdruck und Muth als vorher beſchuldigten ſie den gröſsten Theil der Nationalmitglieder der Trennung, und überreichten einen Plan, in welchem ſie die erforderlichen Bedingungen einer geſetzmäſſigen Synode darſtellten.

*Streit über die Kompetenz der Synode.*

In eben dieſer Seſſion, ſo wie in ſehr vielen folgenden, ſtritt man mit Hitze von beiden Seiten über die Befugniſs oder Nichtbefugniſs dieſer kirchlichen Verſammlung, mit richterlichem Anſehn zu entſcheiden. „Wir haben, ſagten die Mitglieder derſelben, das Recht richterlich zu entſcheiden, weil wir im Namen und unter der Autorität der Staaten, eurer und unſerer Souveräns, verſammelt ſind". Und wir, antworteten die Remonſtranten, ſind willig, unſern Souveräns in bürgerlichen Dingen zu gehorchen; aber weder ſie, noch irgend ein Tribunal in der Welt hat ein Recht über Dinge, die die Art

zu denken, das Gewissen und solche Meinungen betreffen, auf welche die Hoffnung des zukünftigen Lebens sich gründet. „Haben denn, versetzten die Gegenremonstranten, die christlichen Souveräns kein Recht, ihre Autorität in kirchlichen Streitigkeiten, die die Ruhe des Staats stören können, zu gebrauchen? Sie maaſsen sich nicht das Recht an, Streitfragen zu entscheiden, wenn sie dieselben an ein unter ihrem Schutz formirtes kirchliches Tribunal weisen“. Es sey fern, fuhren die Remonstranten fort, daſs wir darauf denken sollten, dem Souverän seine Autorität streitig zu machen; man weiſs, daſs wir jederzeit die eiferigsten Vertheidiger derselben gewesen sind. Uns gebühret es nicht, zu untersuchen, durch was für eine Veränderung der Dinge ihr zu dem Glücke, seine Gewogenheit zu besitzen, gekommen seyd. Indessen werdet ihr gestehen, daſs, da er uns nicht vorschreiben kann, was wir glauben sollen, wenn er eine Kirchenversammlung beruft, um

über Religionspunkte zu entſcheiden, es unumgänglich nöthig ſey, daſs er eine gleiche Anzahl von Theologen beider Parteien zu dieſer Verſammlung zulaſſe. Können dieſe Theologen nicht einig werden, ſo kann der Souverän ihnen gleiche Geſetze vorſchreiben, und ihnen das öffentliche Diſputiren, wodurch Unruhen im Staate erzeuget werden könnten, verbieten. Ihr ſeyd unſre Gegenpartei, unſre Feinde, unſre Kläger; ihr könnt daher nicht unſre Richter ſeyn, ohne allen Geſetzen der Vernunft und natürlichen Billigkeit, und den älteſten Gebräuchen der Chriſtenheit entgegen zu handeln. „Wir thun weiter nichts, ſagten die Gegenremonſtranten, als daſs wir dem beſtändigen Gebrauche der Kirche folgen. Verlieren die Prediger ihr Recht zu ſtimmen, weil ſie ſich dem Irthum widerſetzen? Das hieſse, ſie ſtrafen, weil ſie ihre Pflicht gehörig vollbracht haben. Aus denſelben Gründen hätten die Arianer, die Neſtorianer, die Eutychianer das

Urtheil der Kirche von ſich ablehnen können; und es gäbe dann weiter keinen Richter unter den Chriſten. So bald ſich Irthümer erhöben, müſste man ihnen freien Lauf laſſen. Wo würde man bei theologiſchen Streitigkeiten vollkommen unparteiiſche und unintereſſirte Richter finden? Wollet ihr Freigeiſter, oder Papiſten, oder Wiedertäuffer, oder Indifferentiſten zu Richtern haben"? Auf ſolche Gründe lieſs ſich nichts antworten; aber zum Unglücke für die Calviniſten auf der Synode waren es eben diejenigen, die die Katholiken den erſten Reformirten, die ſich von ihnen abſonderten, entgegengeſetzt hatten. Auch ermangelten die Arminianer nicht, dieſe Angriffe auf ihre Gegner zurück zu weiſen. „Lehnten nicht, ſagten ſie, die erſten Proteſtanten blos aus Beſorgniſs von Parteilichkeit die Gerichtsbarkeit des Tridentiniſchen Conciliums von ſich ab? Verweigerten nicht Beza und die Reformirten in Frankreich die ihnen angebotene

Unterredung von Poiſſy ſo lange, bis der König ſie verſichert hatte, daſs die Prälaten nicht ihre Richter ſeyn ſollten? Wir verlangen weiter nichts, als die Rechte der evangeliſchen Freiheit; Rechte, die ihr ſelbſt gegen die Katholiken verlangt habt". Es iſt, erwiederten die Väter der Synode, ein groſſer Unterſchied zwiſchen den Concilien der Papiſten und dem unſern. Dort herrſchen die Autorität, der Pabſt, der Aberglaube und die Vorurtheile. Hier hingegen iſt alles frei, und wir haben geſchworen, auf nichts zu hören, als auf das Wort Gottes. „Wenn hier alles frei iſt, fuhren die Remonſtranten fort, warum verweigert man uns denn die Freiheit, wo nicht unter euch zu ſitzen, doch zum wenigſten, in ſo weit wir können, unſre Meinungen zu vertheidigen, und diejenigen unſerer Gegner zu widerlegen"? Wie unbeſcheiden! rief Bogermann und die hitzigſten Calviniſten. Kommt es Angeklagten, kommt es einigen Neuerern zu, ihren Richtern Geſetze vorzuſchreiben,

und ſich gegen die zahlreichſte, mächtigſte und älteſte Kirche zu empören? Die ehrwürdigen Häupter der Reformirten, die Calvine, die Beza, die Whitacker ſind gerade die Lieblingsopfer, die ſie ſo gern mit ihren Pfeilen durchboren. Können wir wohl erlauben, daſs man in dieſer ehrwürdigen Verſammlung von reformirten Lehrern, Leuten, die es gewohnt ſind, jene berühmten, glänzenden Lichter der Reformation ſchaamloſs zu verdunkeln, eine völlige Freiheit verſtatte? Bei dieſen Worten mahlte ſich in Bogermanns Augen und auf ſeinem ganzen Geſichte die heilige Wuth, die ihn entflammte. Sie rührte, ſagte er, von nichts anders, als dem löblichen Abſcheu her, den er darüber empfände, daſs ſo heilige, ehrwürdige Männer von ſo unreinen Händen angetaſtet und entehret würden. Ein Kirchenälteſter von Nymwegen fügte noch hinzu, daſs die Remonſtranten mit Dreiſtigkeit umgeben wären, als mit einer Mauer, und mit Unverſchämtheit bedeckt,

als mit einem Schilde *). Diese letztern verdarben unterdessen die Zeit damit, zu zeigen, wie wenig ihre Richter vorurtheilsfreye Leute wären und durch ihren Eid untrüglich gemacht würden, indem Gott keineswegs dieser oder jener Versammlung von Menschen, als welche alle irren können, das Verständniss der Bibel anvertrauet hätte; sondern vielmehr diese selbst ein lebendiges und zuverlässiges Orakel, ja die einzige Regel der Moral und des Glaubens sey. Sie liessen sich mit Vorsicht merken, dass sie von der Freiheit, von welcher man mit ihnen sprach, unter dem Einflusse eines sichtbar parteiischen Souveräns nichts erwarteten. Und wirklich hatten die Häupter der Regierungen an den Vorurtheilen und Leidenschaften der Theologen nur zu sehr Theil genommen. Sie bliesen das Feuer an, statt dasselbe zu dämpfen. Die leeren

*) Vielleicht wollte er sie mit dem Hiob 41 beschriebenen Leviathan vergleichen. d. U.

Fragen, die, wenn man ſie nicht geachtet hätte, von ſelbſt verſchwunden wären, bekamen Gewicht, ſo bald ſie Staatsmaterien wurden. Man bedurfte Ketzereien, um ſie verdammen und dadurch der Verdammung der berühmten Mitbürger, die ſie gehegt hatten, mehr Gewicht geben zu können. Auf der andern Seite fürchteten auch die ausländiſchen Theologen, der Regierung, die ſie berufen hatte, zu miſsfallen und mit der Schande, nichts ausgerichtet zu haben, wieder abreiſen zu ſollen. Die Theologen des Landes hoften zu ſehr auf den Sieg, den ſie davon tragen wollten, als daſs ſie auf das Recht zu richten, das ſie ſich angemaſſet hatten, hätten Verzicht thun ſollen. So wurden denn die Vorſtellungen, die Schutzſchriften und beſonders die Proteſtation, die die Remonſtranten einreichten, und worauf ſie noch ietzt ihren Ungehorſam gründen, einſtimmig verworfen. Man bemerkte, daſs der Präſident während der Streitigkeit oft durch nicht leicht

aufzulösende Fragen in Verlegenheit gesetzt wurde, und dann sogleich befahl, dass man zu andern Materien übergehen, oder die Remonstranten aus der Versammlung entfernen sollte.

*Die Arminianer wollen sich in Absicht auf die Darstellung ihrer Meinungen nicht einschränken.*

Ohne ihre Protestation zurücknehmen, noch auch die Autorität der Synode anerkennen zu wollen, stellten die Arminianer zuerst ihre Meinungen über die fünf Streitartikel, und, nach vielen vorhergegangenen Schwierigkeiten, auch über den Katechismus und das Glaubensbekenntniss dar; wobei sie jedoch beständig sich dahin erklärten, nur den Befehlen des Souveräns gehorchen zu können. Man hatte ihnen förmlich vorgeschrieben, sich mit einer einfachen Darstellung zu begnügen, und darauf einzuschränken, dass sie nur von der tröstlichen Lehre der Erwählung sprächen, ohne den Lehrsatz der Refor-

mirten von der Verwerfung in ein verhaſstes Licht zu ſetzen. Allein die Remonſtranten hielten nicht dafür, daſs ſie in einem Streite, bei dem man ihrer ſo wenig ſchonte, ſich von ihren Gegnern Geſetze vorſchreiben laſſen und ihre Vortheile vernachläſſigen müſsten. Die hitzigen Calviniſten ſchrieen auch in der That heftig wider ſie. Lydius ſagte auf der Kanzel, daſs ſie von Cham herſtammten, der ſeines Vaters Blöſſe aufgedeckt habe. Gomarus, der in Abſicht auf den Lehrſatz von der Verwerfung die ſchändlichſten Meinungen angenommen hatte, behauptete, daſs Gott, der den Zweck beſchloſſen hätte, auch die Mittel beſchloſſen; und mithin den Menſchen eben ſo wohl zur Sünde, als zur Verdammniſs prädeſtiniret habe. Ein Engländiſcher Theologe ſagt in einer Darſtellung dieſer Streitigkeit, daſs Gomarus den ſchlechten Keſſelflickern nachgeahmet hätte, die um ein Loch zu vernageln gewöhnlich zwei neue machen. Die Remonſtranten hatten

kritische Bemerkungen über den Heidelbergischen Katechismus gemacht. Die Deputirten aus der Pfalz schienen darüber aufgebracht zu seyn. Sie gaben sich nicht damit ab, zu zeigen, dass die Bemerkungen ungegründet wären; sie vertheidigten den Katechismus nur, weil, wie sie sagten, dies berühmte Buch in ihrem Lande verfertiget wäre.

*Die Remonstranten werden von der Synode weggejagt.*

Nachdem die Remonstranten sich positiv dahin erkläret hatten, dass sie sich der Synode nie unterwerfen würden, es sey denn dass es auf die, in ihrem Plane auseinanderge setzten, Bedingungen geschehen könne, so sandte man drei Kommissarien nach dem Haag, um bei den Generalstaaten anzufragen, wie man Leute behandeln solle, die in ihrem Ungehorsam beharrten, und sich erfrechten, gegen ihre Richter streiten zu wollen? Die Generalstaaten waren der Meinung,

daſs man nicht blos mit der kirchlichen Cenſur, ſondern auch mit der weltlichen Macht wider ſie verfahren müſste. Unterdeſſen erhielten die Remonſtranten zum drittenmal Befehl, nicht aus der Stadt zu gehen. Sie verlangten noch immer die Freiheit, ihre Meinungen vertheidigen zu dürfen. Man erklärte ihnen geradezu, daſs dieſe ihnen nur in ſo fern, als es die Synode gut finden werde, ertheilt werden würde. Dieſe Streitigkeiten beſchäftigten mehr als zwanzig Seſſionen. In der ſieben und funfzigſten Seſſion proteſtirten die Remonſtranten nochmals gegen die Synode. Der Präſident ſtand auf und ſagte in einem heiligen Eifer, den ſein Geſicht voller Wuth und ſeine flammenden Augen ſchon ankündigten, daſs ſie die Güte und gröſſeſte Geduld der Synode nur durch Kunſtgriffe, Ausflüchte und Betrügereien beantwortet hätten. Sie ſeyen, ſetzte er hinzu, nicht werth, ferner vor dieſer achtbaren und ehrwürdigen Verſammlung, deren Berathſchlagungen ſie

nur ſtörten, zu erſcheinen. Da er ſie mit Züchtigungen und der Kirchencenſur bedrohet hatte, jagte er ſie mit den Worten, die er in einem ſehr gebieteriſchen Tone ausſprach: „Ich entlaſſe euch im Namen der Herren Kommiſſarien und der Synode; Gehet"! aus der Verſammlung. Episcopius ſagte, indem er gieng, „Gott möge zwiſchen den Mitgliedern der Synode und uns richten, ob ſie oder wir unredlich handeln". Zwei ſeiner Amtsbrüder appellirten an den Richtſtuhl des Allgerechten. Ein anderer ſagte, indem er weggieng, „Laſſet uns die Verſammlung der Boshaften verlaſſen". Dieſe ſtrenge Ausſchlieſſung wurde von den fremden Theologen nicht durchaus gebilligt. Sie beſchwerten ſich, daſs man ihre Stimmen zu einem ſo wichtigen Schritte nicht abgewartet hätte. Allein ſie lieſſen ſich von den Leidenſchaften der Theologen des Landes nicht beherrſchen. Die Rede war nur über die Art und Weiſe, wie die Remonſtranten ihre Lehre vertheidigen

würden. Und dieser Punkt war den Nationaltheologen der wichtigste. Sie hatten bemerkt, dass die ausländischen Theologen über den Lehrsatz von der Prädestination nicht einstimmig mit ihnen dächten. Die Remonstranten würden sich dieser Verschiedenheit der Meinungen geschickt bedient haben, um ihren Vortheil geltend zu machen. Es wäre ihnen leicht geworden, das Calvinistische System in ein verhasstes Licht zu setzen, die verderblichen Folgen desselben darzustellen und das Volk in ihr Interesse zu ziehen. Ihre Gegner hatten daher keine Lust, ihnen so grosse Vortheile zuzugestehen. Episcopius konnte die Mitversammelten durch seinen Verstand und durch seine Beredsamkeit verführen. Es war unklug, die Reputation der Synode und die politische Absicht derer, die dieselbe halten liessen, bei einer regelmässigen Dispüte mit einem so furchtbaren Gegner ins Gedränge zu bringen. Man wollte daher die Remonstranten dahin bringen, ihre Mei-

nungen darzulegen, ohne daſs es ihnen erlaubt wäre, ſich darüber in Streit einzulaſſen. Da aber die Arminianer ſtandhaft fortfuhren, Geſetze, die ſo hart, und der natürlichen Billigkeit ſo ganz zuwider waren, mit Verachtung zu verwerfen, ſo ergriff man das weit heftigere, aber auch weit ſicherere Mittel, ſie von der Verſammlung auszuſchlieſſen.

### *Die Arminianer werden in den Provinzen miſshandelt.*

Auf den kleinern Provinzialſynoden wurden die Arminianer nicht beſſer behandelt. Mehrere von ihren Predigern wurden unter dem Vorwand, daſs ſie den Calvin und deſſen Nachfolger als Fanatiker ſchilderten, oder auch gegen die unbedingte Prädeſtination ſprächen, ſuſpendirt oder heruntergeſetzt. Ein Remonſtrant beklagte ſich beſonders über die Strenge, die man gegen diejenigen von ſeiner Partei gebrauchte, und über die Gelindigkeit, mit welcher die andern be-

handelt würden. Johann Timmermann, Prediger zu Benskoop, ſagte er, befindet ſich täglich bei den öffentlichen Spielen und in den Trinkhäuſern. Er betrinkt ſich öfters. Der Prediger von Noordeloos führet ein noch regelloſeres Leben. Wenn er ins Trinkhaus gehet, und das thut er oft, ſo rufen ihm die Betrunkenen des Orts entgegen: „Ah, da ſind Sie, Herr Prediger. Sind ſie auch Arminianer?" Gott bewahre mich davor; antwortet der Prediger. „Wenn Sie kein Arminianer ſind, ſo müſſen Sie auch tanzen". Und, ſo bald der Kopf des Predigers mit Dünſten angefüllt iſt, kompromittiret er auf die unwürdigſte Art ſeinen Charakter durch Sprünge und poſſierliche Tänze, in jeder Hand ein volles Glaſs. Die Remonſtranten beklagten ſich bitter, daſs Leute, die ein ſo ſchändliches Leben führten, in ihren Aemtern gelaſſen würden, während deſſen die unbedeutendſten Gründe hinreichend wären, die verſtändigſten, würdigſten und rechtſchaffenſten Männer um

ihre Bedienungen zu bringen. Zu diesen Unglücklichen gehörten zwei Brüder, die Prediger in Alkmaar waren. Sie sagten, dass sie, nachdem sie die Bibel gelesen hätten, Iesum Christum nicht *Gott*, wohl aber, *Sohn Gottes* nennen könnten. Die Staaten liessen sie nach s'Gravesande verweisen. Die beiden Brüder fürchteten, dass man sie nach England transportiren würde, wo der König Iakob alle Antitrinitarier verbrennen liess; und hielten sich verborgen.

*Grosse Behutsamkeit der Synodalväter.*

So bald die Gegenremonstranten die völlige Herrschaft auf der Synode erhalten hatten, fiengen sie an, nach freiem Wohlgefallen, und ohne dass ihnen jemand widerstanden hätte, zu sprechen, zu entscheiden und in den Bann zu thun. Sie liessen nur solche Leute in die Versammlung, in Ansehung derer sie ganz sicher seyn konnten. Da unterdessen die Gastwirthe anfiengen, sich zu beklagen, dass

ſo viele Fremden, welche kämen, um die Synode zu ſehen, ſich wieder entfernen müſsten, ohne an einem ſo ſeltenen und ſonderbaren Spektakel ihre Augen geweidet zu haben, ſo lieſs man von jener Strenge nach. Man erlaubte allen und jeden in die Verſammlung zu kommen, und bis zum Schluſſe des Gebets, womit dieſelbe jedesmal eröfnet wurde, zu bleiben. Die Behutſamkeit wurde ſo weit getrieben, daſs man an den Winterabenden mit brennenden Lichtern unter den Tiſchen und Bänken nachſuchte, ob ſich nicht etwa ein feindlicher Spion irgendwo verborgen halte. Man hielt ſelbſt mehrere heimliche Verſammlungen, auf welchen die Stimmen verſchiedener Mitglieder geſammelt, und in Uebereinſtimmung gebracht wurden, damit die Entſcheidungen abgekürzt und die ſchon oft durch öffentliche Uneinigkeiten kompromittirte Ehre und Würde der Synode gerettet werden mögten. Dieſes alles veranlaſste den Engländer Hales zu

ſagen, daſs die Synode einer Uhr gleiche, deren Haupträder zerbrochen ſind.

*Fürchterliche Schriften der Remonſtranten.*

Den ausländiſchen Deputirten ſchien es unterdeſſen zu hart, daſs man die Remonſtranten ungehört verdammte, ob ſie gleich auf Befehl der Staaten noch in der Stadt wären, beſonders, da ſie nur um eine ganz billige Freiheit angehalten hätten. Man erlaubte ihnen daher, ihre Meinungen ſchriftlich zu vertheidigen. Dieſe Art zu verſahren war in der That die gemächlichſte. Das Papier ſprach nicht. Man durfte nicht fürchten, daſs es, ſo wie Episcopius, auf der Stelle Einwendungen machen würde, die die Gegner ganz verwirrten. Die zu dieſer Alternative gebrachten Remonſtranten beſchloſſen, den möglichſten Vortheil daraus zu ziehen. Sie fiengen an, mit unermüdetem Fleiſſe zu arbeiten; und nach vierzehn Tagen hatten ſie ſo voluminöſe Apologien und Vorſtellungen zuſammen geſchrieben, daſs es auch

dem unerschrockensten Theologen an Muth und Geduld fehlte, sich an dieselben zu wagen. Einige Glieder der Synode sagten im Scherze, dafs man ein Bündnifs mit dem Teuffel gemacht haben müsse, um in so kurzer Zeit so viel schreiben zu können. Unter diesen Manuscripten befand sich eins, bei dessen Anblick alle Glieder der Synode erblafsten. Es war ein ungeheurer Foliant, so dick wie eine Märtyrergeschichte. Der stärkste Mann hätte Mühe gehabt, es mit einer Hand anfzuheben. Einige sagten, dafs zum blossen Durchlesen dieser Schriften eine zwölfjährige Synode erfordert würde. Die Staatskommissarien, welche Befehl hatten zur Ersparung der Kosten auf schnelle Entscheidungen zu dringen, sagten, dafs die Remonstranten sich vermessen hätten, schon dahin zu sorgen, dafs jeder Canon dem Staate eine Tonne Goldes zu stehen komme. Wenn die Remonstranten, um sich zu rächen, die Geduld der Synode dadurch ermüden wollten, dafs sie sie zu nöthigen suchten,

den Ueberdruſs einer ſo langweiligen und ekelhaften Lektüre zu empfinden, ſo wählten ſie allerdings eine zwar ſonderbare, aber doch unſchuldige Art von Rache. Sie verſicherten unterdeſſen, daſs die Wichtigkeit der Sachen dieſe Weitläuftigkeit nothwendig gemacht hätte, und daſs ſie eine ſo mühſame und undankbare Arbeit nicht für eine Verſammlung, von welcher ſie als Verräther, Betrüger und Lügner ſeyen behandelt worden, ſondern nur aus Gehorſam gegen die Staatskommiſſarien übernommen hätten.

*Streitigkeiten der Synodalväter unter ſich.*

So bald man bei der Unterſuchung der fünf Artikel der Remonſtranten bis an die delikaten Punkte von der Erwählung und Verwerfung gekommen war, erhoben ſich ſehr lebhafte Streitigkeiten unter den Vätern der Synode. Gomarus wollte, daſs Ieſus Chriſtus weiter nichts, als Ausführer der Erwählung ſeyn ſollte. Der von Bremen deputirte Martinius behauptete, daſs er Urheber und Ausführer derſelben

wäre. Gomarus warf seinem Gegner den Handschuh zu, um ihn herauszufordern, und sagte trotzig, Ecce Rhodum; ecce saltum. Man hatte viel Mühe, die Wuth der beiden Männer zu besänftigen. Der ungestüme Gomarus knirschte, daſs man ihn verhindert habe, sich in einen regelmäſſigen Streit einzulassen. Martinius erfuhr von der Zeit an so viel Verdruſs, daſs er sich beklagte, eine so weite Reise gethan zu haben, und geradezu erklärte, nie mehr einer Synode beiwohnen zu wollen. Auch versicherte er, daſs er zu Dordrecht nicht blos göttliche, sondern auch menschliche, ja selbst teuflische Dinge gesehen hätte. Die, durch ihre Sanftheit und Mäſſigung sich auszeichnenden, engländischen Theologen muſsten von der unbändigen Hitze und Wuth das Gomarus und des Siebrand ebenfalls viel ausstehen. Martinius war schon entschlossen, die Synode zu verlassen, und der engländische Gesandte stand bereits auf dem Punkte, sich nach Dordrecht zu begeben,

um das Feuer zu löſchen. Um die Ehre der Provinzen und Kirchen zu retten, entſchuldigte man ſich bei den Beleidigten. Martinius lieſs ſich leicht gewinnen. Er hatte eine zahlreiche Familie. Dieſes Umſtandes bedienete man ſich liſtiger Weiſe, ihn mit der Furcht der Ungnade zu ſchrecken, woſern er in ſein Vaterland zurückreiſen würde. Ein deutſcher Theologe lieſs die Meinung der Remonſtranten aus einem minder verzeihlichen Grunde fahren. Er betrank ſich gern. „Man muſs ſchon etwas für den Prinzen und die Staaten thun, ſagte er. Sie geben uns auch ſo guten Wein zu trinken!“

*Die Synode wird beleidigt und — man ſchmeichelt derſelben.*

Einige Spaſsmacher, die über das, den Remonſtranten wiederfahrene, Unrecht aufgebracht waren, ergriffen die Gelegenheit, ſich auf Koſten der ehrwürdigen Verſammlung luſtig zu machen. Sie ſandten derſelben eine kleine Schachtel voller Spiel-

karten zu, auf welchen alle Werkzeuge der Kreuzigung Iesu gemahlt waren. Die Synode wurde dadurch gebeten, Iesum doch nicht noch einmal zu kreuzigen. Die ehrwürdigen Väter gaben sich Mühe, diese kleine Kreuzigung gelassen zu erdulden, und berauschten sich an dem Weihrauch der Schmeichelei, den sie sich, unter dem Namen der Synode, einander mit vollen Händen opferten. Ein Engländer, der in den geheimen Briefen der Synode nicht schonete, und seiner Gesundheit wegen, oder eigentlich, um nicht länger ein Zeuge der offenbarsten Bosheit zu seyn, die Versammlung verliess, machte ihr ein merkwürdiges Kompliment. Vergebens, sagte er, würde man auf dem ganzen Erdboden einen Ort suchen, der dem Himmel so ähnlich sey, als die Synode, und wo er so gern Hütten bauen mögte. Ein dicker Theologe aus der Schweitz sagte, dass diese Stadt hinfüro das *himmlische Dordrecht*, die *heilige Stadt*, die *Mutter der Glaubigen* ge-

nannt werden müſste. In ſeinen Deklamationen gegen die Remonſtranten, denen er Schuld gab, daſs ſie den Pyrrhonismus einführen wollten, ſagte er, daſs ſie den Pelagius aus der Hölle hervorzögen, um ihn in den Himmel zu heben; und den heiligen Auguſtinus aus dem Himmel herab in die Hölle hinunter ſtürzten; daſs indeſſen der ſtarke nervigte Arm des Biſchofs von Hippo diese unfruchtbaren Bäume ſchon abhauen würde.

*Der Artikel von der Prädeſtination wird entſchieden.*

Nach vielen Streitigkeiten vereinigten ſich die Synodalväter, wenigſtens dem Scheine nach, über den Artikel von der Prädeſtination. Die Meinung des Gomarus, welche diejenige der Supralapſarier war, wurde verworfen. Man beſchloſs, daſs Gott den Fall Adams lediglich aus dem Grunde ſollte beſchloſſen und veranlaſst haben, damit er ſeine furchtbare Gerechtigkeit zeigen, oder auch ſeine un-

verdiente Barmherzigkeit beweisen könnte. Andere behaupteten, dass Gott, der durch seine Allwissenheit diesen Fall vorhersehen musste, sich damit begnügt habe, denselben zuzulassen, ohne ihn jedoch positiv *vorherzubestimmen*. Die Engländer trugen, zum Vortheil dieser letztern Meinung, den Sieg davon. Man nennet sie die Meinung der Sublapsarier. Freilich haben weder die Supralapsarier noch die Sublapsarier jemals den Rathschlüssen Gottes beigewohnet, und daher wäre es klüger und besser gewesen, wenn sie von Dingen geschwiegen hätten, von denen sie beiderseits nichts wussten. Die Engländer verlangten noch, dass alle Berathschlagungen öffentlich geschähen. Diese Art zu verfahren schien ihnen billiger und edler. Allein der Präsident gab ihnen zu verstehen, dass die Feinde der Wahrheit daher Gelegenheit nehmen könnten, die Synode der Uneinigkeit zu beschuldigen; ob sie gleich mehr über Worte, als über Sachen getheilt sey. Diese Gründe schie-

nen ſo bündig zu ſeyn, daſs ſie Aller Stimmen für ſich hätten.

*Feſtſetzung der Kanons.*

Bis zur hundert fünf und zwanzigſten Seſſion hielt man ſich damit auf, die Meinungen verſchiedener Mitglieder der Synode über die fünf Artikel in Uebereinſtimmung zu bringen. Nun ſchlug der Präſident die Feſtſtellung der Kanons vor. Er wollte ſich ſelbſt das Recht anmaſſen, ſie zu diktiren, und vermittelſt eines: *So gefällt es mir*, ſollten ſie durchgehen. Allein die Engländer machten, daſs dieſer Plan ſcheiterte. Landaff, der einzige Biſchof auf dem Concilium, hielt es unter ſeiner Würde, in Abſicht auf die vorgeſtellten Materien nur Ja oder Nein ſagen zu ſollen. Demzufolge ſetzte man eine Kommiſſion von ſechs Perſonen an, von welcher er mehr das Haupt als der Führer war; denn die übrigen beſtanden alle aus übertriebenen Calviniſten. Dieſe Wahl lieſs die Engländer fürchten, daſs die Synode das Mäh-

lein ihres Iahrhunderts werden mögte. Die Anfertigung der Kanons währte länger als drei Wochen. Endlich, nachdem man durch mancherlei Einſchränkungen und Zuſätze es möglich gemacht hatte, die Lehre der Remonſtranten verdammen zu können, ohne zugleich diejenigen Mitglieder der Synode mit zu verurtheilen, die beinahe eben ſo dachten, ſo fieng man am 6ten April an, die Artikel vorzuleſen. Sie enthielten zuerſt eine Darſtellung der als orthodox approbirten Lehre, und alsdenn die Cenſur der, als irrig verurtheilten, Grundſätze. Alle dieſe Beſtimmungen dreheten ſich um die Prädeſtination, die Erlöſung, die Verderbtheit des Menſchengeſchlechts, die Beharrung in der Gnade, und alſo um Materien herum, die die Glaubigen als undurchdringliche Geheimniſſe betrachten müſſen, und die die Remonſtranten ſich erfrecht hatten, auf eine, der menſchlichen Freiheit und der Natur der höchſtwohlthätigen Gottheit angemeſſenere Art erklären zu wollen.

### *Donnernde Sentenz gegen die Remonſtranten.*

Am vier und zwanzigſten April überreichte man die Sentenz, die über die Remonſtranten geſprochen werden ſollte. Sie wurden noch immer in der Stadt zurück behalten, ob ſie gleich an die Generalſtaaten und den Prinzen von Oranien geſchrieben hatten, um ſich zu rechtfertigen, und um Erlaubniſs zu ihren Kanzeln und Kirchen zurückgeſandt werden zu dürfen, anzuhalten. In dem wider ſie abgefaſsten Urtheil wurden ſie auf das grauſamſte behandelt. Man brandmarkte ſie als ſchuldig und überführt, die Reinigkeit der Religion verfälſcht, die Einigkeit der Kirche getrennt, das Vaterland und den Staat verwirrt, und Trennungen und entſetzliche Aergerniſſe verurſacht zu haben. Man erklärte ſie für unfähig, ihre Aemter in den Kirchen und auf den Univerſitäten länger wahrzunehmen. Beim Ableſen dieſes Urtheils ſtanden alle ausländiſche Theologen, nur die aus Genf und Emden aus-

genommen, auf. Sie erklärten geradezu, daſs ſie nur gekommen wären, um einige *Lehrſätze* zu verdammen; und nicht, um *Menſchen* zu verurtheilen. Die Engländer und die Heſſen weigerten ſich ganz beſtimmt, an der Sentenz Theil zu nehmen. Iedoch die andern lieſſen ſich gewinnen und ſtimmten derſelben bei, nachdem die Worte: Verwirrer des Vaterlandes und des Staats, ausgeſtrichen waren; denn ein dergleichen Verbrechen, meinten ſie, gehöre nur für die weltliche Obrigkeit. Den funfzehn Remonſtranten wurde die Sentenz erſt beim Schluſs der Synode, und nachdem ſie bereits von den Generalſtaaten war approbiret worden, vorgeleſen. Die männliche Feſtigkeit, die ſie bei dem ganzen Gange der Sache gezeigt hatten, verlieſs ſie nicht, als ſie ihr Unglück erfuhren. Sie erklärten, daſs ſie ihre Meinungen nie ändern würden. Sie appellirten an den Richtſtuhl des Allgerechten. Sie beſchwerten ſich ſehr über ihr Urtheil. Man hat geſucht, ſagten ſie,

uns unter die Füsse zu bringen, und nicht, uns zu überzeugen. Man hat schon zu einer Zeit, wo die Versammlung über die Heterodoxien der Artikel, wegen welcher man uns anklagte, noch nicht einig war, vorausgesetzt, daſs wir strafbar wären. Wenn man Anstrengung, Kabalen, Schmeichelei, Betrug und selbst Drohungen angewandt hätte, gegen uns zu entscheiden, so begnügte man sich damit, unser Bekenntniſs zu verlangen, ohne uns zu erlauben, die Lehren unserer Gegner zu bestreiten, oder die unsern zu vertheidigen. Man hat uns dahin gebracht, nur Schriften übergeben zu können, über welche die interessirte Partei den Bericht, und jedesmal ungetreu und verstümmelnd abstattete. Um uns zu verhindern, der Regierung Licht zu geben, hielt man uns in einer Art von Gefangenschaft. Man wollte, daſs unsre Zungen und Füsse gebunden wären, während dessen unsre Gegner korrespondirten und öfters nach dem Haag reiseten, um die Vorurtheile

der ihnen ganz zugethanen Regierung zu nähren.

*Vorstius wird verdammt.*

Die Verdammung des Vorstius und andere minder wichtige Gegenstände beschäftigten die Synode noch einige Sessionen hindurch. Um Zeit und Kosten zu sparen, hätten die Staaten gewünscht, dass man sich mit der Sache dieses unglücklichen Theologen nicht weiter abgegeben hätte. Iedoch der engländische Gesandte bestand darauf, dass das Land von der Pest eines solchen Mannes und einer solchen Lehre gereiniget werden müsse. Die inländischen Theologen bedurften dieser Anfeurung ihres Eifers nicht. Vorstius versprach, gegen den Socinianismus schreiben zu wollen. Umsonst! Er berief sich auf seinen rechtschaffenen Wandel. Vergebens! Man antwortete: Die Sache Gottes bedürfe solcher Vertheidiger nicht; und die Frömmigkeit eines Erzketzers sey äusserst gefährlich für die Schwachglaubigen.

Man erklärte ihn für einen überwiesenen Ketzer und Gotteslästerer, der unfähig sey, die Aemter eines Predigers und Professors wahrzunehmen; und nun wurde er aus allen vereinigten Provinzen verbannet. Der Unglückliche hielt sich lange Zeit verborgen, in der Meinung, dass man ihn nach England bringen wolle, wo er, wie man sagte, in einer Theertonne verbrannt werden würde. Nachdem er von einem Orte zum andern geirret hatte, kam er endlich ins Schlesswigsche, wo er zu Tönningen *) von Elend und Kummer abgezehret, im Iahr 1622 starb. Die Engländer suchten der Synode begreiflich zu machen, dass die Unruhen im Lande lediglich daher rührten, weil es da keine, mit der Macht die Aufrührer zu unterdrücken begabte, Bischöfe gäbe, und es überdem in den vereinigten Provinzen einem jeden frei stehe, zu denken, was er wolle, und zu sagen und zu schreiben, was er denke.

---

*) Das Original sagt: il gagna le Hollstein, ou il mourut l'an 1622 consumé de etc.

*Schluſs der Synode.*

Am neunten May (1619), nachdem man hundert zwei und funfzig Seſſionen gehalten hatte, gaben die Nationaltheologen, die ſich der Fremden zu entſchlagen wünſchten, weil ſie Geſetze in Beziehung auf die Kirchenzucht entwerfen wollten, dieſen ihren Abſchied. Die Ceremonie wurde mit einem ungewöhnlichen Gepränge in der groſſen Kirche zu Dordrecht vorgenommen. Alle Glieder der Verſammlung und eine groſſe Menge von Menſchen beiderlei Geſchlechts begaben ſich dahin. Der Präſident hielt eine Rede, in welcher er verſicherte, daſs das Werk der Synode ein Wunderwerk ſey, worüber die Hölle zittere. Er verglich die Kirche dem Monde, der wachſe und abnehme. „Unſer niederländiſcher Mond, ſagte er, gehet endlich aus den ſchwarzen Wolken, die ihn verdeckten, hervor; und ſtrahlend mit ſeinem neuen Lichte, das ihm ſeine Sonne gab, wird er der Hölle zum Trotze ſcheinen, und ſein Glanz ſich von

Tag zu Tage vermehren"- Als den Mitgliedern feyerlich gedankt war, begaben ſich alle in einen Saal, wo ihnen ein glänzendes Gaſtmahl zubereitet war. Ein melodiſches Konzert von Inſtrumenten und Geſang verſchönerte die Fete. Selbſt Frauenzimmerſtimmen lieſſen ſich hören. Die ernſthaften finſtern Stirnen, die ſich vorhin zum Verdammen und Verbannen zuſammengerunzelt hatten, entfalteten ſich zur Freude über dieſe weltlichen Wollüſte. Die ſaure Mühe, ſo viel heterodoxe Prediger abgeſetzt zu haben, wurde beim Weine und Seitenſpiele vergeſſen. Dies ſonderbare Schauſpiel, das die Synode gab, veranlaſste die Feinde derſelben, ihre Bosheit aufs neue auszuüben. Sie erdreiſteten ſich zu verſichern, daſs die Muſik und der Rheinwein die Köpfe mehrerer der ehrwürdigen Väter ſchwindlicht gemacht hätten. Am folgenden Tage lieſſen die Generalſtaaten jedem ausländiſchen Theologen eine goldene Medaille von 150 Gulden an Werth, mit einer dazu

gehörigen Kette, 50 Gulden werth, zustellen. Die Gesetze, die Kirchenzucht betreffend, beschäftigen die Theologen des Landes noch sechs und zwanzig Sessionen hindurch. Endlich schied die Versammlung am neun und zwanzigsten May ganz auseinander. Man gab sich zum Beweise der Einigkeit die Hand, und bezeugte sich eine gegenseitige Zufriedenheit und Freundschaft. Die Staaten bezahlten alle Kosten, die die fremden und nationalen Theologen verursacht hatten, und beschenkten diese Männer reichlich. Der Bischof von Landaff hatte täglich 24 Gulden Tafelgelder. Der Präsident erhielt alle Tage 13 Gulden. Er verstand die Kunst, sich für 29 Tage, die er nicht in Rechnung bringen konnte, und also 377 Gulden mehr, bezahlen zu lassen, als ihm zukamen. Sein Eifer verdiente wohl eine solche Erkenntlichkeit. Ieder Theologe des Landes bekam täglich 4 Gulden. Man versichert, daſs die Synode der Republick beinahe eine Million gekostet habe. Sie

war das erste und einzige General-Concilium, das Protestanten gehalten haben. Ein remonstrantischer Prediger wünschte: „Gott gebe, dass sie auch das letzte sey!" Auch unter den Protestanten gab es mehrere gelehrte Männer, die die Synode heftig angriffen. Drei Iahr nachher sagte Tilenus in einem Buche, das er so gar dem Könige Iakob zueignete und zusandte, „Wenn der Teufel sich einer Gaukelei bedienen wollte, um die Gottheit verhasst zu machen, so würde er zu den Beschlüssen der Dordrechter Synode seine Zuflucht nehmen".

*Folgen der Synode.*

Die Folgen der Synode waren fürchterlich. Sie bestanden darin, dass man absetzte, in die Acht erklärte, die Versammlungen unterdrückte, aus dem Lande verbannete, und so auf die Trennung, die die Synode hätte verhindern sollen, das Siegel drückte. Eine Menge von Theologen, deren Einsichten und Recht-

ſchaffenheit der Reformation Ehre machten, wurden aus dem Schooſse der Kirche herausgeworfen, nicht anders, als ob ſie vorgehabt hätten, das Chriſtenthum ganz zu Boden zu ſtürzen. Dieſer Miſchmaſch von theils lächerlichen, theils gewaltthätigen Prozeduren empörte die gemäſsigten und aufgeklärten Köpfe. Man verabſcheuete Leute, die ſich niederträchtiger Weiſe der Leidenſchaften und des Anſehns der bürgerlichen Macht bedient hatten, ihre Gegner, denen ſie nicht gewachſen waren, zu unterdrücken. Man nahm daher Gelegenheit öffentlich zu behaupten, daſs ſie ſelbſt an der Güte ihrer Sache gezweifelt hätten. Die Partei der Remonſtranten hingegen, vertheidigt durch die beredten Federn ihrer berühmten Häupter, intereſſirten die Unparteiiſchen unter allen Nationen. Man hat bemerkt, daſs die Beſchlüſſe der Synode den von derſelben feſtgeſetzten Lehren weit mehr geſchadet als genutzt haben. Die Lehre von der unbedingten Prädeſtination verlor von der

Zeit an für immer ihren Kredit. Die engländische Kirche war die erste, die die Dordrechtischen Kanons mit Abscheu und Verachtung verwarf. Die Reformirten in Frankreich, welche aus politischen Ursachen dem Prinzen Moritz ergeben waren, und es sehr beklagten, daſs ihren Theologen nicht war erlaubt geworden, sich goldene Medaillen zu holen, nahmen die Artikel mit Begierde und Ehrfurcht an. Sie verweigerten selbst dem Grotius und andern nach Frankreich geflüchteten Arminianern die Kommunion. Iedoch da die erste Hitze sich abgekühlet hatte, änderten sie ihre Gesinnungen und ihr Benehmen. Die Brandenburgischen und Bremischen Kirchen haben die Kanons der Synode nie unterschreiben wollen. Selbst Genf, diese Mutter und Beschützerin des strengsten Calvinismus, hat nachher Grundsätze angenommen, die an Nachgiebigkeit diejenigen des Arminianismus noch übertreffen. Man hat so gar bemerkt, daſs der Geist und die Lehren der Remon-

ſtranten ſich in das Korps der Belgiſchen Prediger eingeſchlichen haben, welches doch verpflichtet wird, die Lehre und das Anſehn der Synode zu handhaben.

*Politiſche Urſache, aus welcher die Synode gehalten wurde.*

Die Regierung kann allerdings darüber wachen, daſs die Religion nichts lehre, was das Wohl und die Ruhe der Geſellſchaft zu ſtören vermag. Dies Recht kommt ihr zu. Dies Recht verlangte auch die niederländiſche Regierung zurück, als Barnevelt noch die Zügel des Staats in Händen hatte. Man muſs ſich daher wundern, daſs dieſe ſo gerühmte Regierung ſich mit den leidenſchaftlichen Theologen vereinigte, um entſcheiden zu laſſen, nicht, was die Menſchen *thun*, ſondern was ſie *glauben* müſsten; nicht, welches die klaren und fundamentalen Artikel des Glaubens ſeyen, ſondern was man auf einige unnütze und ſubtile Fragen, die die Theologen, indem ſie darüber entſchieden,

ſelbſt nicht zu verſtehen bekannten, antworten könne. Die Regierung muſste daher andere Abſichten haben. Dieſe entgiengen auch den hellſehenden Köpfen heineswegeſ. Martinius von Bremen durfte ſagen, daſs die Synode nur eine Farce wäre; ein Schauſpiel, in welchem die Politik die Hauptrolle ſpielte. Man hat ſeitdem entdeckt, daſs Bogermann, der Präſident dieſer Verſammlung, an den Prozeduren, die man damals mit den Staatsgefangenen vornahm, einen groſſen Antheil gehabt habe. Er ſelbſt fertigte die Inſtruktion an, nach welcher die Fiskale verfuhren. Er ſtand mit dem Statthalter von Friesland in enger Verbindung, und mit dem Prinzen Moritz und mit Carleton im Briefwechſel. Deodati, der ſich auf der *Synode* durch ſeine Hitze und durch ſeine ſtrengen Meinungen ausgezeichnet hatte, durfte ſagen, daſs die Kirche nicht zur Ruhe kommen würde, ſo lange der Chef der Arminianer noch am Leben ſey. Eben dieſem Thologen hat man das be-

kannte Wortſpiel zu danken, *daſs die Kanons der Synode dem Barnevelt den Kopf weggenommen hätten.* Auch bemerkt man noch, daſs die fremden Theologen bei ihrer Abreiſe von Dordrecht ſagten: Sie giengen nach dem Haag, um ein merkwürdiges Schauſpiel zu ſehen. Dieſes merkwürdige Schauſpiel war die Hinrichtung des Groſspenſionärs, deſſen Kriminalproceſs eins der intereſſanteſten Kapitel in der Geſchichte der vereinigten Provinzen ausmacht.

### *Barnevelts Proceſs macht Auſſehen in Europa.*

Die Welt hat mit Erſtaunen geſehen, daſs man in Sparta und London das groſſe und fürchterliche Trauerſpiel: „Die Hinrichtung des verurtheilten Königs" unter feyerlichen Dekorationen aufgeführet hat. Ich weiſs aber nicht, ob das Schickſal dieſes groſſen Mitbürgers, den ſein Patriotismus zum Märtyrer der Freiheit, der Geſetze und des Vaterlan-

des machte, nicht ein noch gröſſeres und rührenderes Trauerſpiel darſtellet, weil die republikaniſche Tugend noch etwas mehr, als die edelmüthige Ergebenheit verdient, die Unterthanen ihrem Monarchen ſchuldig ſind. Nicht nur die ganze Nation theilte ſich über Barnevelts Schickſal; ſondern mehrere fremde Fürſten nahmen Theil daran; und die Furcht, oder auch die Achtung, worin ſich Barnevelt im Auslande geſetzt hatte, war ſo groſs, daſs die Könige von Frankreich und Schweden ſich lebhaft zu ſeinem Vortheil glaubten intereſſiren zu müſſen, während deſſen die Regenten von England und Dänemark, der Churfürſt von der Pfalz und der Herzog von Bouillon öffentlich gegen den Gefangenen arbeiteten; gleichſam, als ob das Schickſal der Könige von dem Leben oder dem Tode eines Mannes abgehangen hätte, der ſo viel beigetragen hatte, das Königthum in ſeinem Vaterlande abzuſchaffen. Barnevelt ſtellte ein merkwürdiges Beiſpiel der Gröſſe dar, zu

welcher ein Mann von Kopf in einem freien Staate sich hinaufschwingen kann. Dies Beispiel beweiset aber auch unwiderleglich, daſs ein Mann der seine Gröſse der Freiheit seines Landes zu danken hatte, nicht daran denken konnte, diese Freiheit einem fremden Herrn zu verkauffen.

*Hogerbeets wird abgehöret.*

Die Urheber seines Unglücks wagten es auch nicht, ihn der Verrätherei zu beschuldigen, als nur in so fern, damit sie dem Volke ein Blendwerk vormachten. Die Mittel, die sie angewandt hatten, ihn gefangen zu setzen, waren eben so auſserordentlich, als die Gefangenschaft selbst. Sie waren in einer Art von Verlegenheit, ehe sie wuſsten, wie sie sich in Absicht auf ihn benehmen sollten. Länger als ein halbes Iahr lieſsen sie ihn sitzen, ehe sie zum ersten Verhör schritten. Es sey, daſs sie die Festigkeit des groſsen Mannes fürchteten, oder auch, daſs sie von den

andern Gefangenen einige Geſtändniſſe in Rückſicht ſeiner herauszubringen hofften; genug, ſie fiengen mit dieſen letztern die Unterſuchung zuerſt an. Der Prinz und die Generalſtaaten geſtützt auf eine Erlaubniſs der Staaten von Holland, zufolge welcher die Sache der Gefangenen ihnen durch eine Mehrheit von Stimmen überlaſſen war, ernannten drei fiſkaliſche Bevollmächtigte, um ſie abzufragen: Laurenz Sylla, Fiſkal der Provinz Geldern, Peter von Leeuwen, Fiſkal der Provinz Utrecht, und Anton Duik, Fiſkal der Provinz Holland. Die drei Fiſkale begaben ſich mit ſechs andern Kommiſſarien der Generalſtaaten zuerſt zu Hogerbeets. Man wunderte ſich über das Unglück dieſes Mannes um deſto mehr, da er nie eine glänzende Rolle zu ſpielen verſucht, ſondern ſich immer und vorzüglich durch die Einfalt und Reinigkeit ſeines Betragens ausgezeichnet hatte. Seine Verwandten bekleideten die erſten Stellen in der Stadt Hoorn. Seine Rechtſchaffenheit hatte ihn zu der

Würde eines Pensionärs der Stadt Leyden erhoben. Die neun Kommissarien hatten ihm auch kaum zu verstehen gegeben, daſs sie kämen, um im Namen der Generalstaaten ihn zu verhören, als er schon antwortete: „Ich bin in Holland geboren. Meine rechtmässigen Souveräns sind die Staaten von Holland. Ich bekleide eine ansehnliche Stelle in Leyden, und kann sonst niemand als die Schöppen dieser Stadt für meine Richter anerkennen". Man fragte ihn, ob nicht Barnevelt ihm gerathen hätte, die Stelle eines Pensionärs anzunehmen? Er antwortete, aber ohne zu vergessen, eine solche Untersuchung von sich abzulehnen, daſs Barnevelt, nachdem derselbe ihm die Unannehmlichkeiten dieser Bedienung dargestellt hätte, ihm die Freiheit, zu wählen überlassen habe. Auf andere Fragen, die man ihm vorlegte, antwortete er unerschrockte, daſs er nicht der Meinung gewesen sey, daſs man die neue Miliz entlassen müſste, indem er dieselbe um der Sicherheit der

Stadt willen für nöthig gehalten habe. Eine Woche später muſste ſich Hogerbeets noch einem Verhör über dasjenige, was in Anſehung der Utrechter Begebenheit vorgefallen war, unterwerfen.

*Ledenberg bringet ſich im Gefängniſſe ums Leben.*

Ledenberg, der ſeit der letzten Revolution zu Utrecht gar nicht unterſtützt wurde, und für den niemand ſich verwendete, wurde mit mehr Strenge verhört, und ohne daſs man andere Formalitäten dabei gebraucht hätte, als den Namen des Prinzen von Oranien. Unterdeſſen verſuchte man vergebens, ihm Furcht einzujagen Es war nichts aus ihm zu bringen, als Bekenntniſſe, die es beſtätigten, daſs Barnevelt der erſte Urheber deſſen geweſen ſey, was zu Utrecht vorgefallen war; und das wuſste man ſchon. Endlich brachte man es doch dahin, ihn in Verlegenheit zu ſetzen. Man drohete, ihn auf die Tortur zu bringen. Der Unglückliche, der aus der Art, wie man die erſten Männer der

Republick behandelte, schliessen konnte, daſs er sich auf die grausamsten Behandlungen gefaſst halten müſste, versank in eine fürchterliche Verzweiffelung. Um Mitternacht warf er sich auf die Kniee, und betete inbrünstig zu Gott; und hierauf schnitt er sich mit einem Messer den Leib auf und die Kehle ab. Sein Sohn, welcher in demselben Zimmer lag, hörte das Blut rinnen, und rief die Wache herbei. Der unglückliche Ledenberg wurde in seinem Blute todt gefunden. Er hatte Tags vorher seinem Sohne ein, in französischer Sprache geschriebenes Billet gegeben, das dieser junge Mensch, jener Sprache unkundig, nicht verstand. Es enthielt folgende Worte, die den Charakter des unglücklichen Staatsbürgers und den Zustand, in welchen man ihn versetzt hatte, deutlich genug darstellen: „Ich weiſs, daſs man es darauf anlegt, meine Person zu einem Beispiel darzustellen; mich mit meinen besten Freunden zu konfrontiren; mich auf die Tortur zu bringen, um mich

des Widerſpruchs und der Falſchheit zu überweiſen, und auf Kleinigkeiten und Chikanen eine beſchimpfende Sentenz zu gründen. Denn ſo muſs man es machen, wenn man die Verhaftung und Einkerkerung rechtfertigen will. Um dem allen zu entgehen, eile ich auf dem kürzeſten Wege zu Gott. Dem Todten kann man ſeine Güter nicht einziehen". Die Freunde der Gefangenen leiteten aus dieſem tragiſchen Vorfall und aus dieſem Billet die gehäſſigſten Folgen gegen die Urheber jener Prozeduren ab. Der Erfolg hat es nur zu ſehr beſtätigt, daſs ſie ihnen in der That die entſetzliche Abſicht beilegen konnten, bei Ermangelung reeller und gegründeter Beſchuldigungen den unglücklichen, und als nicht ſehr geduldig bekannten Mann durch eine ſinnreiche Tortur zu wichtigen und Hauptgeſtändniſſen gegen die Gefährten ſeines Unglücks zu zwingen. Doch die ſiegende Partei brauchte den Vorfall als eine Gelegenheit, auszuſtreuen, daſs Ledenberg, der ſich ſchuldig

gefühlt hätte, durch ſeinen Tod der ſchimpflichen Strafe, die ſeiner wartete, zuvorgekommen wäre.

*Grotius wird verhört.*

Grotius war der dritte, den man verhörte. Er hatte ſein Unglück vorhergeſehen; aber auch geglaubt, daſs es in weiter nichts, als dem Verluſte ſeiner Bedienung beſtehen würde. Er hatte ſich ſchon gefaſst gemacht, als gewöhnlicher Advokat zu arbeiten, und ſeine Gefangennehmung erfüllte ihn nur um deſtomehr mit Verwunderung und Niedergeſchlagenheit. Die Erklärung, welche an demſelben unglücklichen Tage publiziret wurde, machte ihm den lebhafteſten Schmerz. Da er keine Erlaubniſs erhalten konnte, den Prinzen zu ſprechen, ſo fühlte ſein republikaniſcher Stolz ſich nicht wenig erſchüttert. Er lieſs ſich herab zu verſtehen zu geben, daſs er ſich freiwillig ſeiner Bedienungen entledigen wolle, um ſich einzig der Verwaltung der

häuslichen Geschäfte seiner Excellenz zu weihen. Er schrieb zu dem Ende an den Rath Vosbergen und bat denselben, dem Prinzen von Oranien seine Absichten bekannt zu machen. Der Brief wurde dem engländischen Gesandten Carleton mitgetheilt, welchen es verdroſs, daſs Grotius die Dreistigkeit gehabt hätte, sich darin auf die Dienste zu berufen, die er dem Staate während der letzten Uneinigkeiten mit England bewiesen habe. Grotius schrieb an den Prinzen von Oranien selbst und an die Generalstaaten, um sein Benehmen zu rechtfertigen; allein er erhielt keine Antwort. Er konnte es nicht einmal dahin bringen, daſs seine Gattin ihm Gesellschaft leisten durfte, ob er gleich gefährlich krank geworden war. Besonders wunderte es ihn, daſs er unter den Kommissarien, die ihn verhörten, nicht einen einzigen Beamten aus der Provinz Holland sah. Auch er vergaſs nicht, ihre Gerichtsbarkeit von sich abzulehnen. Er berief sich auf seine Geburt, auf seine

Bedienung, auf das Gebiet, in welchem man ihn in Verhaſt genommen hatte. Um ihnen zu zeigen, daſs er ſie für Leute hielte, die kein anderes Recht, als dasjenige der gröſſern Gewalt über ihn hätten, ſo ſagte er, „Ich gebe ihnen Antwort, um zu zeigen, daſs ich entſchloſſen bin, mein Benehmen gegen jedermann, wer er auch ſey, zu rechtfertigen". Er bot ſeinen ganzen Muth auf, und zeigte, daſs er in den Utrechter Vorfällen nicht anders, als auf Befehl des Souveräns des Landes gehandelt, und bei der Begünſtigung der neuen Miliz lediglich die Sicherheit der Regierungen und der Städte zur Abſicht gehabt hätte. Am folgenden Tage beſuchte ihn einer von den Kommiſſarien. Derſelbe machte eine beſtürtzte und geheimniſsvolle Miene, und ſagte, daſs man unglücklicherweiſe Beweiſe davon hätte, daſs Barnevelt ſich durch ſpaniſches Geld habe beſtechen laſſen, um der Aufrichtung der Weſtindiſchen Kompagnie ſich zu widerſetzen. Grotius, ernſtlich

erſucht, zu ſagen, was er von dieſer Verrätherei wüſste, gerieth in die Schlinge. Sein Verdacht blieb bei mehrern Handlungen des Groſspenſionärs, die zweideutig ſcheinen konnten, und beſonders bei dem Benehmen deſſelben in Abſicht auf die kirchlichen Unruhen ſtehen. In der Folge ſah er indeſſen ein, daſs dieſe vorgebliche Vertraulichkeit weiter nichts, als eine niederträchtige Liſt war, die man erſonnen hatte, um ihm ſeinen Muth zu nehmen, und ihn zu Bekenntniſſen zu bringen, die ſich zum Nachtheil Barnevelts miſsbrauchen lieſſen. Man legte ihm eine Frage vor, die zu einer intereſſanten Anekdote Anlaſs gab. Man fragte ihn, ob er nicht mit Ieannin über die Mittel, die römiſchkatholiſche und proteſtantiſche Religion mit einander zu vereinigen, ſich unterredet hätte? Er antwortete: Daſs Ieannin wirklich mehrere Irthümer der römiſchkatholiſchen Kirche einſähe, und ihm Hofnung gemacht hätte, daſs in Frankreich eine Art von Reformation vermit-

telſt des Anſehens Heinrichs IV. jedoch unvermerkt und nach und nach zu Stande kommen werde. Er fügte hinzu, daſs es wahrſcheinlich ſey, daſs dieſes Projekt die fanatiſche Hand bewafnet hätte, die dieſen groſſen König umgebracht habe.

*Barnevelt im Gefängniſs.*

Barnevelt wurde zuletzt verhört; aber mit Formalitäten, die der Gerechtigkeit angemeſſener ſchienen. Seine Freunde hatten ein Mittel erſonnen, ihm von allem, was vorgieng, Nachricht zu geben. Sie rollten kleine Zettelchen zuſammen, ſteckten ſie in Federſpulen und, vermittelſt dieſer, in Birnen, die man dem Gefangenen zuſandte. Ein Soldat von der Wache, der eine von den Birnen eſſen wollte, entdeckte das Geheimniſs. Auf dem Zettelchen ſtanden die Worte: „Rechnen Sie nicht weiter auf die Staaten von Holland. Die Regierungen mehrerer Städte ſind verändert. Die Engländer blaſen das Feuer an. Carleton iſt nicht Ihr Freund".

Die letzern im Staate vorgegangenen Veränderungen hatten Barnevelt empört. Die Ausdrücke, die ihm dabei entwischten, und die man aus dem Munde seines treuen Bedienten Johann Franken, der ihm bis zum Tode beistand, nacherzählet, schildern sein edles, republikanisches Herz. „So darf denn, sagte er, dieser Fremdling *) die achtbaren, im Lande gebornen Regenten ihrer Stellen entsetzen! Er darf über seine Souveräns, deren Stellvertreter er ist, despotisch herrschen! Herrschen über seine Wohlthäter, die ihn, ungeachtet der Kabale Leicesters, ungeachtet der Hitze der Geistlichkeit, die nur mit äusserster Verachtung von ihm sprach und seinen Vater als einen Atheisten schilderte, mit Ehren und Würden überhäuft haben! Ich selbst habe ihn aus den Schlingen der Engländer gerettet; und ohne mich hätte er nie die Macht erlangt, die er nun in Tyrannei verwandelt. Unsre Konstitution

---

*) Moritz war in Dillenburg geboren.

hat er umgestürzt; unsre rechtmässigen Obern sind nicht mehr. An wen sollen wir uns wenden, und um Handhabung unserer Rechte und Privilegien bitten? Wer soll unser Richter seyn? Die neuen Staaten von Holland kennen mich nicht; die Generalstaaten halten uns gefangen, und treten dadurch alles, was heilig ist, unter die Füsse. Niemals wurde eine solche Tyrannei in einer freien Republick ausgeübt. Der Herzog von Alba war ein Ungeheuer, das unserer Freiheiten und unsers Lebens spottete; allein der Name des Souveräns diente zum Deckmantel seiner Grausamkeiten. Mit was für einem Namen will man die ietzige Revolution legitimiren? Die Generalstaaten können sie nicht autorisirt haben, weil sie keine Souveräns sind. Der Statthalter hat sie nicht veranstalten können, ohne die Souveränität sich anzumasen. Also hätten wir unserm rechtmässigen Souverän unsere Freiheit nur darum mit so vielem Blute abgestritten, damit wir sie dem

Statthalter aufopfern könnten. Ich hatte freilich Gründe, zu fürchten, daſs er nach der Souveränität ſtreben würde; aber nie glaubte ich, daſs er ſich ſolcher gewaltthätigen Mittel dazu bedienen werde". Dieſe Worte ſtellen die eigentliche Gemüthsbeſchaffenheit Barnevelts genau und richtig dar. Er ſcheinet nicht unruhig über die Gefahr, die über ſeinem Haupte ſchwebt; nur mit der Gefahr, die ſeinem Vaterlande drohet, beſchäftigt er ſich. Er hat ſie vorhergeſehen; er hat alles gethan, um ſie abzuwenden: und, da ſeine unerſchütterliche Feſtigkeit, die ſchon mehrmals die Freiheit rettete, ohne glücklichen Erfolg bleibet, ſo wird er das erſte Opfer des edeln Patriotismus, mit dem er ſich der fürchterlichen Macht des Prinzen entgegenſtellte. Sein Ruhm iſt darum nicht minder groſs in den Augen derer, die eine Unternehmung nicht lediglich nach dem Erfolge, der auch bei den beſten Entwürfen fehlſchlagen kann, zu würdigen pflegen. Sein republikaniſcher

Stolz verläugnete ſich auch im Gefängniſſe nicht. Da er fortfuhr zu verlangen, daſs man entweder ihn loſs laſſen, oder ihm erklären mögte, um welches Verbrechens willen man ihn gewaltthätig behandelte, ſo antwortete man ihm mit Entſchuldigungen. Man lieſs ihm ſagen, daſs die heimlichen Anſchläge, die er im Staate angezettelt habe, ſo verwickelt wären, daſs man Zeit nöthig habe, deren Faden aufzufinden.

### *Barnevelt wird verhört.*

Weil man fürchtete, daſs Barnevelt unbefugte Beamten keiner Antwort würdigen mögte, ſo ſann man in Anſehung des mit ihm anzuſtellenden Verhörs auf Formalitäten, die der Gerechtigkeit angemeſſener ſchienen. Die Staaten von Holland entſchloſſen ſich endlich, die Beamten zu ernennen, die ihn abfragen ſollten; wobei ſie jedoch verwilligten, daſs für dieſesmal die Kommiſſion im Namen der Generalſtaaten ausgerichtet würde. Am 15ten

November 1618 wurde Barnevelt zum ersten mal verhört. Er fieng seine Verantwortung damit an, er würde nichts sagen, was nicht dazu dienen könnte, die Rechte seiner Obern, der Staaten von Holland, aufrecht zu erhalten. Er fügte hinzu, die Generalstaaten hätten kein Recht, ihn gefangen zu halten. Das Verhör wurde zwanzig Tage lang fortgesetzt, und oft zweimal an einem Tage vorgenommen. Umständlich ist es nie bekannt geworden. Man weiss nur, dass er oftmals, wenn man es geendet hatte, ganz erschöpft und abgemattet war. Auch weiss man, dass er zu verstehen gegeben habe, dass, wenn er bei der Wahrnehmung der so schweren und delikaten Bedienung eines Grosspensionärs einige Fehler begangen hätte, man diese der menschlichen Schwachheit, und nicht bösen Absichten beimessen müsse. Hogerbeets wurde um eben die Zeit gefragt, ob er nicht einen Briefwechsel mit einem gewissen Pater Tempel in Antwerpen unterhielte? Er versicherte, dass er

nicht wüſste, dieſen Geiſtlichen jemals geſehen oder gekannt zu haben. Und nun entdeckten die Kommiſſarien ihre Abſichten in einem dritten Verhör ſchon deutlicher. Sie beſchwerten ſich, daſs er, ſo wie ſeine Kollegen, dahin gearbeitet hätte, das Anſehn der Generalſtaaten in Holland einzuſchränken. Dem Grotius wollte man ein Geſtändniſs eines Plans entlocken, den, wie man ſagte, Barnevelt und acht Städte gegen den Prinzen von Oranien entworfen hätten. Iedoch die Art, in welcher er antwortete, diente nur dazu, ſeine und Barnevelts Unſchuld in gröſſeres Licht zu ſetzen.

*Beſondere Art, in welcher Scriverius den Gefangenen Nachrichten mittheilet.*

Man ergriff alle mögliche Vorſichtsregeln, um zu verhindern, daſs den Gefangenen keine Nachrichten von irgend jemand mitgetheilet würden. Peter Scriverius, ein berühmter Literator überliſtete die Aufmerkſamkeit der Wache, indem er

ein eben ſo ſinnreiches, als ſicheres Mittel zu jenem Zwecke erſann. Er beſchäftigte ſich gerade damals mit einer neuen Ausgabe der poetiſchen Werke des Johannes Secundus. Statt mehrerer Verſe des Dichters ſchob er andere Verſe, die von dem Gange der Dinge Nachricht gaben, unter. Er lieſs einige, auf dieſe Art veränderte Exemplare abziehen, und dem Grotius und Hogerbeets jedem eins davon zuſtellen. Um die Gefangenen auf das Geheimniſs zu leiten, hatte er die Bücher heften, und nur diejenigen Blätter, die merkwürdig waren, nicht aufſchneiden laſſen. Er meldete ihnen, daſs Barnevelts Verhör nur langſam voran gehe, und man von dem Miſsvergnügen des Königs von Frankreich glückliche Wirkungen hoffe. Daſs zu Leyden Moritz geliebet, die Geiſtlichkeit hingegen gehaſſet werde. Scriverius zeigte auch den Gefangenen die Art, ſich neue Nachrichten zu verſchaffen. Sie beſtand darin, daſs ſie ſich gegenſeitig Bücher zuſenden woll-

ten, die einige, dem Scheine nach, weiſſe, aber mit Citronenſaft beſchriebene Blätter enthielten, ſo daſs die Schrift nur erwärmt werden dürfte, wenn man ſie leſen wolle. Dem jungen, lebhaften, witzigen Grotius koſtete es wenig Mühe, die merkwürdigen Verſe aufzufinden; allein der ernſthafte, für Poeſie minder eingenommene Hogerbeets legte das Buch auf die Seite. Dieſe Gleichgültigkeit ſchmerzte ſeine Freunde. Mehrmals lieſſen ſie ihn fragen, ob er das Buch geleſen hätte? Dies Nachfragen erweckte Verdacht. Man unterſuchte das Buch und entdeckte die Liſt. Einige Zeit nachher verfertigte Scriverius lateiniſche Verſe für das Porträt des Hogerbeets. Nachdem er die Verdienſte und Tugenden deſſelben dargeſtellt hatte, ſchloſs er mit den Worten: „Und welcher Lohn wird nun dem braven Manne„? *) Die Ungerechtigkeit der damaligen Zeiten gieng ſo weit, daſs der

---

*) Nunc ubi ſunt tanto præmia digna viro?

Dichter um zweihundert Gulden geſtraft wurde. Er hatte aber den Muth, lieber ſeine Mobilien einziehen und verkauffen zu laſſen, als ſelbſt die Strafgelder zu bezahlen. Wahrſcheinlich veranlaſste dieſer Umſtand die Staaten, eine der deſpotiſchſten und abſurdeſten Entſchlieſsungen zu faſſen. Sie trugen dem Generalprokurator auf, alle Bildniſſe, die den Barnevelt, Hogerbeets, Grotius, und andere Männer dieſer Faktion darſtellten, aus der Welt zu ſchaffen.

### *Sonderbares Verlangen des engländiſchen Geſandten.*

Die Familie des Barnevelt hatte den Ritter Carleton erſucht, ſich zum Beſten dieſes berühmten Gefangenen zu verwenden. Seine Antwort beſtand in einer Darſtellung der vielen Beweggründe, die er hätte, mit demſelben unzufrieden zu ſeyn. Er begnügte ſich nicht damit, die gewaltthätigen Prozeduren Moritzens heimlich zu unterſtützen und öffentlich zu billigen;

ſondern er bediente ſich auch nicht einmal der Klugheit, die rachſüchtigen und eigennützigen Beweggründe, die ſeine Schritte leiteten, zu verbergen. Er durfte ſo gar von den Generalſtaaten verlangen, daſs ſie Grotius ſtrafen ſollten, weil er die Freiheit der Seeſchiffarth vertheidigt hatte. „Seine Brittaniſche Majeſtät, ſagte er, herrſchen über die gröſſeſte aller Inſeln, und kennen die Vorrechte ihre Königreiche, das Völkerrecht und die Geſetze des Meeres vollkommen; Sie verlangen, daſs man diejenigen durch ein groſſes Exempel in Furcht ſetze, die es noch wagen, ihre Aufrichtigkeit und Kenntniſſe in Zweifel zu ziehen. Es fehlte weiter nichts, als daſs Carleton die Staaten aufforderte, alle ihre Untergebenen zu dem Glauben zu verpflichten, daſs die Natur ein Wunder verrichtet, und in der Perſon Iakobs den gründlichſten Theologen, den gelehrteſten Publiciſten, und den beſten Politiker hervorgebracht habe, und übrigens eine Strafe für alle diejenigen

zu bestimmen, die es wagen würden, so wie Vorstius und Grotius, die allgemeine Unfehlbarkeit des Haupts der Kirche und des Staats von England auch nur im mindesten zu bezweifeln. Der Vorschlag des Gesandten war nicht blos befremdend; er war zugleich eine beissende Verunglimpfung der Staaten; es war so viel gesagt, als ob die Revolution sie aller Einsicht und alles patriotischen Gefühls beraubet hätte, und sie weiter nichts als elende Sclaven der Leidenschaft und Politik der Engländer wären. Carleton glaubte wirklich sie auf diesen Punkt zu bringen. Er hörte nicht auf, Moritz zu ermuntern, das Ruder des Staats anzufassen. Er hofte dabei, diesen Prinzen durch das Band einer Allianz, und die vereinigten Provinzen durch dasjenige der Religion unauflöslich an England zu fesseln.

*Veränderungen im Collegium der Edeln von Holland.*

Obgleich das Collegium der Edlen von Holland mit fünf neuen Mitgliedern war

vermehret worden, ſo behielt doch daſſelbe ſeinen Muth und ſeine republikaniſche Geſinnung noch immer bei. Um ſich daſſelbe ganz zu unterwerfen, beſchloſs Moritz demſelben noch zwei Mitglieder einzuſchieben. Er ſchlug Daniel von Hartaing, Herrn von Marquette und Franz Aarſens, Herrn von Sommelsdyk dazu vor. Sie waren beide auſſer Landes, der erſte in der Grafſchaft Hennegau, und der andere im Herzogthum Brabant geboren. Man pflegte nur eine gewiſſe Anzahl von Edelleuten, die in der Provinz geboren waren und darin Güter beſaſſen, in das Collegium aufzunehmen. Marquette und Aarſens, obgleich nationaliſirte Holländer, muſsten davon ausgeſchloſſen bleiben. Iedoch ſie waren Moritzen und deſſen Abſichten gewogen, und das war dieſem ſchon genug. Er machte ſeine Abſicht dem Collegium bekannt, welches damals aus vierzehn Mitgliedern beſtand. Die Stimmen theilten ſich. Moritz, der eine ſchnelle Unterwürfigkeit erwartet hatte,

gab dem Collegio zu verſtehen, daſs es nur zu viel Theil an den Zuſammenrottungen genommen hätte, die ihn haben aus dem Lande jagen, und die Religion in demſelben abändern wollen. Er fügte hinzu, daſs, da die Staaten ihn bevollmächtigt hätten, alle, ihm dienlich ſcheinende Veränderungen vorzunehmen, die Glieder des Collegiums es nicht unbillig finden müſsten, wenn er ſie zu ihren Pflichten zurückführete, und einige von ihnen entlieſse, oder zum wenigſten verlangte, daſs ſie nur diejenigen in ihre Geſellſchaft aufnähmen, die er vorſchlagen würde. Da mehrere, der Drohungen ungeachtet, ſich widerſetzten, ſo berief er alle Glieder des Collegiums zu ſich. Er erklärte ihnen, daſs er nichts anders, als die Ruhe und das Wohl des Staats beabſichte; und verſicherte, daſs dieſes Beiſpiel keine Folgen nach ſich ziehen ſollte; und nun zog er ſich zurück, um ihnen Freiheit zu laſſen, zu ſtimmen. Brederode, Duivenvoorde, Nordwyk, Aſperen, Benthuiſen, Schagen,

Zwieten, Wimmenum und Kroonenburg ſtimmten für die Annahme; allein faſt alle verſicherten, daſs ſie es ungern, und nur, um den Prinzen nicht zu beleidigen, thäten. Matheneſſe und Obdam zeichneten ſich durch einen muthigen Widerſtand aus; der erſtere erklärte ſogar, daſs er gegen die Mehrheit proteſtire. Weſenburg, Warmond, Raaphorſt erklärten ſich mit derſelben Kühnheit gegen die Annahme. Marquette und Aarſens wurden alſo nur mit einer Mehrheit von zwei Stimmen angenommen. Es wurde noch feſtgeſetzt, daſs dieſer, den Geſetzen des Ritterordens gethane Abbruch nur eine dem Prinzen erwieſene Gefälligkeit ſey, die weiter keine Folgen haben ſollte.

*Man ernennet eine Kommiſſion von vier und zwanzig Richtern —.*

Die erwähnte Veränderung war nöthig, damit die Staaten von Holland ſich allen Abſichten Moritzens fügten. Ihr Recht auf die Gefangenen war zu gegründet und

klar, als daſs man formelle Prozeduren hätte vornehmen dürfen, ohne daſs diese durch ihre Autorität bestimmt geworden wären. Da man ihnen aber vorstellte, daſs *diese* Sache alle Provinzen angienge, so glaubten sie, ihr Recht den Generalstaaten überlassen zu müssen. Sie meinten, dasselbe dadurch unverletzt zu erhalten, daſs sie verlangten, daſs dieses Beispiel keine Folgen haben, und der gröſseste Theil der Richter aus ihrer Provinz genommen werden sollte. Man bemerkte, daſs die Deputirten der Städte Leyden, Rotterdam und Schiedam weigerten, sich zu erklären, und daſs Veenhuisen, Barnevelts Schwiegersohn, aus der Versammlung gieng, so bald die Sache vorgetragen wurde. Aarsens hielt es nicht für schicklich, in der Versammlung zu bleiben. Barnevelts Familie hatte in einer Vorstellung, die sie den Staaten übergab, darum angehalten, daſs er nicht gegenwärtig seyn mögte, wenn man den Proceſs gegen Bar-

nevelt anfienge. Er war für einen tödtlichen Feind deſſelben bekannt. Damit kein allgemeiner Abſcheu erweckt würde, ſtatt deſſen er ſich Zutrauen erwerben wollte, ſo war er ſo klug, die Verſammlung freiwillig zu verlaſſen. Muis und Pauw hingegen, obgleich aus gleichen Gründen als Parteiiſche verdächtig, und daher erſucht, dem Proceſſe nicht beizuwohnen, waren niederträchtig genug, zu bleiben; und die Staaten erklärten, daſs die Urſachen, aus welchen man ſich ihre Gegenwart verbeten habe, nicht gegründet wären. Um das Maaſs der Ungerechtigkeit voll zu machen, gehörten ſie zu den vier und zwanzig Richtern, die die Generalſtaaten ernannten, um den Proceſs vorzunehmen. Obgleich die Staaten von Holland verlangt hatten, daſs zum wenigſten die Richter zur Hälfte aus ihrer Provinz ſollten genommen werden; ſo ernannte man doch ihrer nur zehn aus derſelben. Die übrigen wurden aus al-

len ſechs andern Provinzen gewählt *). Der Proceſs wurde unter dem Namen und dem Siegel der Generalſtaaten geführet, und dieſe verſprachen auch, die Kommiſſion gegen alle Angriffe zu ſchützen, die überhaupt wider ſie könnten unternommen werden. Die Richter waren nicht verpflichtet, diejenigen aus ihrer Mitte, die etwa ſtürben, krank würden, oder durch irgend ein anderes Hinderniſs ſich auſſer Stand geſetzt ſähen, der Verſammlung ferner beizuwohnen, durch neue Mitglieder zu erſetzen; auch waren ſie bevollmächtigt, durch die Mehrheit der Stimmen zu entſcheiden. Sie verbanden ſich eidlich, nicht das Mindeſte von dem, was ſie vornehmen und entſcheiden würden, bekannt werden zu laſſen. Nur zwei von

*) Die ſämmtlichen Richter hieſſen von Eſſen, de Voogt, Kromhout, Adrian Iunius, Kouwenburg de Belois, Roſa, van Zwieten, Muis Meinardszoon, Benkelzoon van Zanten, van Broekhoven, Pauw, Schagen, Bruining, Manmaker, Schotte, Ploos, Salmius, van den Sande, Aitsma, Volkertſloot, van Hemert, Gooſſen, Schaffer, Schate, Gockinga.

den Kommissarien machten Schwürigkeit, den Auftrag anzunehmen, Kouwenburg, ein Verwandter der Frau des Barnevelt, und Iunius, der als ein einsichtsvoller und rechtschaffener Mann bekannt war; man nahm aber ihre Entschuldigungen nicht an. Es läſst sich leicht begreiffen, daſs der Widerstand solcher Männer bei der Mehrheit der Stimmen nichts helfen konnte, und daſs ihre Namen dazu dienen muſsten, den Vorwurf von Parteilichkeit, den man einem solchen Tribunal machen konnte, in den Augen des Volks zu widerlegen. So wurden also die Gefangenen dem Richtstuhl ihrer rechtmässigen Richter entzogen, um den willkührlichen Aussprüchen einer Kommission unterworfen zu werden, welche aus Leuten bestand, die ihre Feinde aus ihren Feinden ausgewählt hatten. Man hat jederzeit, selbst in Monarchien dergleichen Kommissionen, bei denen man sich von der gewöhnlichen Rechtsform entfernt, als ein Mittel betrachtet, das die Tyran-

nei erfand, um mit dem Schwerdte der Gesetze zu morden. Ein berühmter Italiänischer Rechtsgelehrter stellete diese Art zu verfahren sehr richtig dar. Als er gefragt wurde, was diejenigen thun müssten, denen man eine Kommission von Richtern anordnete? so antwortete er: Sie müssen ihr Testament machen.

*Hogerbeets wird vor die Richter geführt.*

Hogerbeets wurde zuerst vor die Kommission geführt. Man begnügte sich nicht damit, es ihm zu verbergen, dass sie seine Richter wären; er wurde so gar von denen abgefragt, die ihn schon in der Qualität von Fiskalen vernommen hatten, und sich ietzt, gegen alle Gesetze der natürlichen Billigkeit und des Nationalrechts unter den Richtern befanden. Man verhörte ihn über die Werbung der neuen Miliz. Die Richter betrachteten dieselbe als ein Criminalverbrechen. Hogerbeets behauptete, dass sie gesetzmässig und nöthig gewesen wäre. Also war dieser Ar-

tikel eine Rechts - und blos bürgerliche Sache.

*Grotius muſs vor den Richtern erſcheinen.*

Ehe Grotius vor das neue Tribunal geführet wurde, ermahnte man ihn, Seine Excellenz um Gnade zu bitten. Er wieſs aber dieſe ſchimpfliche Zumuthung muthig von ſich ab, und ſagte, daſs er ſeine Hofnung auf den Schutz und die Gewogenheit des Prinzen noch nicht ganz aufgegeben hätte. Ehe er den Richtern antwortete, wollte er wiſſen, mit welchen Rechtsgründen ſie ihr Benehmen autoriſirten? So bald er die Kommiſſion der Generalſtaaten geſehen hatte, weigerte er nachdrücklich, den Ausſprüchen derſelben ſich zu unterwerfen. Eben ſo ſehr proteſtirte er gegen jedes andere Tribunal, nur dasjenige der Schöppen von Rotterdam ausgenommen. Unter andern Gründen, aus welchen er jene Richter verwarf, führte er mit an, daſs mehrere von ihnen ihre Parteilichkeit während der letz-

ten Unruhen deutlich genug verrathen hätten, und dafs er fo gar Männer unter ihnen fähe, die ihm gedrohet hätten. Man hatte erfahren, dafs er, von Zeit zu Zeit mit feiner Gattin korrefpondirte. Hierüber machte man ihm Vorwürfe. Grotius zeigte die Ungereimtheit diefes Verfahrens; wobei er jedoch erklärte, dafs feine Antworten keineswegs als ein Beweis müfsten betrachtet werden, dafs er die Kompetenz der ihn abfragenden Richter anerkenne. Man kann fich hier auf die verfchiedenen Verhöre, die man mit ihm anftellte, nicht einlaffen; es ift auch fchon hinreichend zu bemerken, dafs man bei Ermangelung wirklicher Klagen, ihn fragte, ob er nicht zu Barnevelt gefagt, oder fagen gehöret hätte, dafs Moritz nach der Souveränität ftrebe? Welchen Antheil er an dem Plan, die Dordrechter Synode durch Frankreichs Vermittelung zu vereiteln, gehabt habe? Warum er, während feiner Gefandfchaft am Engländifchen Hofe, fich bei den Bifchöfen nach den gelindeften Religionsgrundfätzen

erkundigt habe, um, im Falle, daſs die Synode nicht vereitelt werden könnte, zu veranſtalten, daſs die Wahl der Deputirten darnach eingerichtet würde?

*Betragen Barnevelts vor ſeinen Richtern.*

Da endlich die Kommiſſarien glaubten, aus dem Hogerbeets und Grotius hinreichende Geſtändniſſe gelockt zu haben, ſo ſchritten ſie nun zum Verhör des Barnevelt. Man hatte geglaubt, ſeinen Stolz genug dämpfen zu können, wenn man ihm, ſo weit es ſich thun lieſſe, alle Korreſpondenz mit ſeinen Freunden abſchnitte, und ihm keine Mittel zu ſchreiben geſtattete. Als er vor ſeine Richter geführt war, wunderte er ſich anfangs ſehr, unter ihnen ſoviel junge Leute, die es ſich zur Ehre gerechnet hatten, ihn bei ſeinen Geſandtſchaften zu begleiten, und einige andere, deren Eltern ſeine vertrauten Freunde geweſen waren, zu erblicken. Dieſer Anblick konnte ihn aber weder demüthigen noch niederſchlagen. Stolz

und muthig erklärte er, dafs er fie nie für feine Richter erkennen würde. Bei diefer Weigerung beharrte er drei Tage lang. Er antwortete nur in fofern, als er der Gewalt nachgeben mufste, ohne auf feine Rechte und Privilegien Verzicht zu thun. Unter den zahlreichen Unterfuchungen, die man mit ihm anftellte, und aus welchen nur wenig Punkte bekannt wurden, ift die Befchuldigung eines Einverftändniffes mit Spanien befonders merkwürdig. Diefe Befchuldigung gründete fich auf eine Erklärung des Greffiers Aarfens und des Bürgermeifters van Berk zu Utrecht. Aarfens fagte, dafs Barnevelt, als er zu der Zeit, da man wegen des Waffenftillftandes unterhandelte, benachrichtigt worden fey, dafs zwei Bürgermeifter fich von Spanien hätten beftechen laffen, diefe Sache nicht weiter getrieben habe. Van Berk fügte hinzu, dafs er, ohne jedoch fagen zu können, in welchem Monat oder Iahr, Barnevelt hätte fagen hören, es fey rathfam, dafs man

unter die Spanische Herrschaft zurückkehre *). So erinnere er sich auch, dass er vor drei Jahren Uitenbogard habe sagen hören, dass die Provinzen Geldern, Overyssel und Utrecht bereit seyen, unter das Ioch zurückzukehren, und dass die vornehmsten Reformirten des Landes Lust hätten, wieder in die Messe zu gehen. Da beinahe alle Papiere, die zum Vortheil der Gefangenen entscheiden konnten, unterdrückt wurden, so ist nicht bekannt geworden, was Barnevelt auf dergleichen ungeheure Klagen geantwortet

---

*) Um die Zeit, da Aarsens das Feuer der Unruhen anbliess, in welchem Barnevelt seinen Untergang finden sollte, erzählte dieser letztere in der Versammlung der Staaten, dass im Iahr 1606 Aarsens, als damaliger Deputirter der franz. Gesandschaft, in Gegenwart der Herren van der Aa und Ioachimi ihm vorgeschlagen hätte, das Land der Herrschaft Heinrichs IV. zuzuspielen; und dass Aarsens sich im Iahre 1607 noch viel umständlicher über diesen Punkt erkläret habe. Barnevelt fügte hinzu, dass Aarsens unermessliche Reichthümer ihm verdächtig schienen. Der Sohn des du Maurier bekräftigte diesen Verdacht durch die Versicherung, dass Aarsens auf unerlaubten Wegen zu seinen Reichthümern gekommen sey.

haben mag. So viel weiſs man, daſs Uitenbogard ſie mit dem Muthe, den das Bewuſstſeyn der Uuſchuld und der Wahrheit giebt, von ſich wieſs. In einem Brieſe, den er Moritzen und der verwittweten Prinzeſſin ſchrieb, forderte er den van Berk auf, zu beweiſen, was er vorgegeben habe, und beſchuldigte ihn der Lügen.

*Barnevelts Geſtändniſſe.*

Nach mehrern Verhören, in welchen Barnevelt nur mit der Erklärung geantwortet hatte, daſs er ſeine Richter nicht für gültig erkennen könnte, geſtand er endlich, daſs er vom Könige von Frankreich, dem beſten Alliirten der Republick, ein Geſchenk von zwanzigtauſend Gulden, als Folge eines, im Iahre 1598 gethanen Verſprechens, erhalten, und in der That gefürchtet habe, daſs der Prinz nach der Souveränität, oder nach höherer Macht ſtreben würde. Er gab zu verſtehen, daſs die ſchmeichelhaſte Art, in welcher ein

gewisser Bürgermeister, der für einen grossen Verehrer des Prinzen bekannt sey *), ihn aufgefordert hätte, die Sache vorzutragen, so wie auch die Freude der Gegenremonstranten, welche diesen Schritt laut verlangt hätten, seine Besorgnisse hätten bestärken müssen; dass er aber, als seinem Amte nach verpflichtet, für das Beste der Republick zu sorgen, auch nicht geglaubt hätte, diese Besorgnisse dem Prinzen selbst verheimlichen zu dürfen. Er behauptete, dass sein Benehmen bei den letzten Religionsunruhen keine andere Absicht gehabt habe, als die Rechte jeder Provinz in Ansehung solcher Gegenstände aufrecht zu erhalten, und die Ruhe des Staats und die Gewissensfreiheit, die er als das Fundament und die Stütze der Republick betrachtete, zu befestigen. Er versicherte, dass zu einer Zeit, wo man sich auf die Truppen der Republick nicht hätte verlassen können, die Werbung der neu-

*) Ohne Zweifel Reinier Pauw.

en Miliz zur Aufrechthaltung des Ansehns der Regierungen unter dem aufrührischen, sich empörenden Volke nothwendig gewesen sey. Geradezu läugnete er, daſs er jemals etwas von Spanien empfangen oder mit irgend jemand darüber unterhandelt habe, die Souveränität der Provinzen dem Könige von Frankreich zu übertragen. Er hätte hinzufügen können, daſs nur sein Muth Moritzen abgehalten hätte, das Vaterland bei dieser Gelegenheit zu verkaufen. Unter allen Beschuldigungen, die man gegen ihn vorbrachte, war ihm keine so peinlich, als die verhaſste und strafbare Wendung, die man einigen seiner, an Noel Caron geschriebenen Briefe gab. In der Gährung der letztern Unruhen hatte er diesem Engländischen Gesandten, seinem vertrautesten Freunde, ganz frei und offenherzig gemeldet, daſs er die fanatischen Prediger, die nach dem Beispiel der Puritaner in Schottland und England einen Staat im Staate zu bilden suchten, verabscheue. Die-

ser Brief, so wie mehrere andere, die er an fremde Höfe geschrieben hatte, um ihnen zu zeigen, dass die von den Generalstaaten veranstaltete Zusammenberufung eines Conciliums ein Eingriff in die Rechte jeder der vereinigten Provinzen sey, und um sie zu bitten, dieses Concilium nicht zu begünstigen: — diese Briefe waren die wichtigsten Beschuldigungen, die man ihm zur Last legte. Der Ritter Carleton wurde beauftragt den Staaten vorzustellen, dass sein Herr das Benehmen Barnevelts laut missbillige und es als eine strafbare Widersetzlichkeit gegen die Befehle des Souveräns betrachte.

*Art und Weise, wie Barnevelt von seinen Richtern behandelt wird.*

So waren die Klagpunkte beschaffen, die man gegen den unglücklichen Greis vorbrachte. Man wiederholte dieselben Fragen so oft, man verweilte bei so vielen Kleinigkeiten und warf alles so unter einander, dass sich die Absicht, ihn zu über-

raſchen und in Widerſprüche zu verwickeln, klar genug verrieth. Es war nichts Geringes, daſs in einem ſo hohen Alter und unter ſo traurigen Umſtänden ſein Gedächtniſs treu genug blieb, um jederzeit den Stoff zu ſchnellen und ganz beſtimmten Antworten auf tauſend kleine, vor mehrern Iahren vorgefallene Begebenheiten darbieten zu können. Unter dieſen grauſamen Behandlungen, die den Haſs und die Abſicht mehrerer ſeiner Richter verriethen, behielt Barnevelt eine Würde, die ihnen oft Achtung abzwang. Zwei unbedeutende Vorfälle geben einen auffallenden Beweiſs von ihrer ſich ſo ungleichen Art, ihm zu begegnen. Eines Tages begegneten ihm zwei von ſeinen Richtern am Eingange des Saals. Eine ſchnelle und gleichſam unwillige Ehrfurcht bemächtigte ſich ihrer. Sie vergaſſen, daſs er nicht mehr der ehemalige ſo groſſe Mann wäre. Aus Achtung wollten ſie ihn zuerſt laſſen hineingehen. Zu einer andern Zeit ſtanden einige von ihnen am

Kaminfeuer. Barnevelt wollte ſich demſelben nähern. Sie waren ſo unmenſchlich, ihn, als einen Verbrecher, der ihrer Geſellſchaft unwürdig ſey, zurück zu weiſen.

*Gründe zur Vertheidigung der Gefangenen.*

Dieſe ſtrenge Art zu verfahren, dieſe Wahl der Richter, dies geheimniſsvolle Benehmen, das ſie affektirten, die Länge, in welche ſich der Proceſs zog, die mit Vorſatz zum Nachtheil der Gefangenen ausgeſtreuten Gerüchte, alle dieſe Umſtände verkündigten einen tragiſchen Ausgang der Sache. Zu eben der Zeit unterdeſſen, wo man für die Gefangenen zitterte, ſetzten ſie ihren vorgeblichen Richtern ſo ſtarke und überzeugende Vertheidigungsgründe entgegen, daſs man nicht zweifeln kann, daſs ſie Eindruck auf die Gemüther gemacht haben würden, wenn man ſie nur hätte bekannt werden laſſen. Allein man gab ſich eine ſolche Mühe, ſie zu unterdrücken, daſs nur eine kleine Anzahl der-

ſelben der boshaften Wachſamkeit der Richter entgehen konnte. Glücklicher Weiſe beſitzen wir die Nachrichten des getreuen Franken, die Vorſtellungen, die die Familie Barnevelts der Regierung übergab, und dasjenige, was Grotius, Hogerbeets und Moersberg nachher bekannt machten. Die Generalſtaaten, ſagte man, haben, da ſie keine Souveräns von Holland ſind, auch kein Recht zu einer Gerichtsbarkeit in dieſer Provinz. Sie ſind freilich verpflichtet, über die Erhaltung der Union zu wachen; allein der Bezirk ihrer Macht iſt durch die Artikel dieſes Vertrags beſtimmt, und vermöge der Souveränität, der Rechte und Privilegien der Provinzen und Städte, als der erſten Fundamente der Föderation, begränzt. Die Gefangenen haben die Inſtruktionen derer, die ſie kommittirten, entweder erfüllt, oder denſelben entgegen gehandelt. Im erſten Falle haben die Generalſtaaten es lediglich mit dieſen Kommittenten zu thun; im andern Falle hingegen ſind die

Gefangenen nicht ſchuldig, ſonſt jemanden Antwort und Rechenſchaft zu geben, als denen, deren Bevollmächtigte ſie waren. Die Staaten von Holland ſind die alleinigen Souveräns dieſer Provinz. Hätte man ſie auf eine eben ſo geſetzmäſſige Art abgeändert, als es auf eine ungeſetzmäſſige geſchehen iſt, käme ihnen dann das Recht zu, die beſondern Privilegien der Städte und Einwohner, dem Willen dieſer Städte und Einwohner zuwider, aufzuheben und fahren zu laſſen? Kann ein Souverän die Gerichtsbarkeit und deren Ordnung willkührlich abändern, und ſeine Unterthanen ihrem gewöhnlichen und geſetzmäſſigen Richter, auf deſſen Urtheilsſpruch ſie ſich berufen, entziehen? Hat eine ſo gewaltſame Kränkung des koſtbaren Privilegiums de non evocando, nicht die bitterſten Klagen gegen das Blutgericht, und bald darauf den Aufſtand der Niederlande gegen Spanien verurſacht? Das hieſſe, ſich für Revolutioniſten aus-

geben, und die Revolution, die die Freiheit erzeugte, verdammen, und in D'Alba's Fuſstapfen treten. Was die Richter ſelbſt betrift, ſo ſind dieſe gröſstentheils inkompetent. Zwei von ihnen haben ſchon als Fiſkale ſich gebrauchen laſſen, und können folglich nich zugleich Richter ſeyn. Die andern ſind als Feinde der Gefangenen bekannt, oder auch dabei intereſſirt, daſs dieſe verurtheilt werden, damit ſich die Veränderungen, denen ſie ihre Stellen zu danken haben, vertheidigen laſſen. Müſsten ſie nicht, wenn ſie das geringſte Gefühl von Ehre und Billigkeit beſäſſen, ſich ſelbſt entſchuldigen? Was für Beweggründe können ſie haben, eine ſo gehäſſige Kommiſſion fortzuſetzen? Was für ein Intereſſe, unglückliche Leute zu richten, die ihnen beſtändig ſagen: Ihr ſeyd unſre Richter nicht? Sollte es Menſchen geben, die Vergnügen daran fänden, zu verbannen und Todesurtheile zu ſprechen??

*Barnevelt ſpricht.*

Barnevelt ſtellte vor, daſs er ſchon oft ſeine Dimiſſion verlangt habe, und daſs, als er zum letztenmal darum angehalten, die Staaten von Holland, um ihn zur fernern Beibehaltung ſeiner Stelle zu ermuntern, nicht nur ſein Benehmen gebilligt, ſondern ihn auch förmlich in ihren Schutz genommen hätten. Die neuen Staaten von Holland wären nicht berechtigt, dieſe Erklärung aufzuheben, und einen ihrer Beamten zum unglücklichen Opfer ſeines guten Vertrauens und ſeiner patriotiſchen Nachgiebigkeit zu machen. „Ich habe, ſagte er, den Richtern die Unbilligkeit ihres Verfahrens dargeſtellt. Ich habe ihnen die Geſchichte meines Vorgängers, des Paul Buis, der auf Befehl des Leiceſter gefangen geſetzt wurde, in Erinnerung gebracht. Die Staaten von Holland reklamirten ihn. Für mich ſpricht niemand. Seine Freunde beſuchten ihn. Mir iſt es nicht einmal erlaubt, mit meiner Frau und meinen Kindern zu korre-

ſpondiren. Ihm durfte man keine Richter ernennen. Die meinigen ſind meine ärgſten Feinde. Wie haben die Zeiten ſich geändert! Die Gewaltthätigkeit, die Leiceſter begieng erregte überall Klagen. Ietzt tritt man unſre Geſetze und Privilegien unter die Füſſe, und jedermann ſchweigt. Meine Zeit und Kräfte habe ich dem Dienſte meines Vaterlandes aufgeopfert, und ich faule im Gefängniſſe. Ganz troſtloſs würde ich ſeyn, wenn ich nicht Unterſtützung und Kraft bei dem fände, der allgerecht iſt, und den Muth der unſchuldig Unterdrückten ſtärkt".

*Die franzöſiſchen Geſandten verwenden ſich für die Gefangenen.*

Man ſiehet wohl, daſs die Generalſtaaten auf dieſe ſo gegründeten Beſchwerden nicht viel Befriedigendes antworten konnten. Gezwungen, ihre erſten Schritte zu rechtfertigen, und ſich eine Art von Vorrang über die Provinzialſtaaten anzumahſen, aber auch zugleich beſorgt, dieſe

zu reizen, wenn ſie ihre ſo koſtbaren und klar bewieſenen Rechte angriffen, ſetzten ſie ihren Vorrang mit vielem Stolz aus einander, und machten ſich, als Beſchützer und Vertheidiger der Union, mit dieſem ſcheinbaren Titel geltend, um ihre Vorzüge willkührlich auszudehnen. Boiſſiſe hatte ihnen, ehe er nach Frankreich zurück reiſete, im Namen des Königs, ſeines Herrn gerathen, keine gewaltthätige und übereilte Maaſsregeln gegen berühmte Männer zu gebrauchen, die dem Vaterlande wichtige Dienſte geleiſtet hätten. Dieſem zudringlichen Rathgeber antworteten ſie, daſs ſie ſelbſt dazu angeſtellt wären, das Schiff des Staats zu lenken; daſs ſie Souveräns, oder Repräſentanten der Souveränität wären. Sie fügten hinzu, daſs man nicht daran zweifeln müſſe, daſs die fortdauernde Verhaftung der Gefangenen eine Wirkung der Klugheit und Mäſſigung ſey, und daſs man nur deswegen zögerte, ihr Urtheil zu ſprechen, damit ſie Zeit bekämen, ihre

Verbrechen zu geſtehen und ſich zu bekehren. Ohne Zweifel um dem franzöſiſchen Hofe die Ermordung des Marſchalls D'Ankre vorzuwerfen, fügten ſie hinzu, daſs ſie nicht glaubten, denen nachahmen zu müſſen, die ſo ſehr raſch Staatsſtreiche ausführten. Gleichſam, als wenn Morde, die man mit allen Formalitäten begehet, minder ſtrafbar wären als ſolche, die man gar nicht beſchönigt.

Als der Geſandte Du Maurier ſahe, wie nichtig die den Gefangenen zur Laſt gelegten Klagen wären und aus andern bedenklichen Umſtänden ſchlieſſen muſste, daſs die gefährlichen Triebfedern des Haſſes und des Parteigeiſtes den ganzen Proceſs ſeines Freundes Barnevelt in Gang ſetzten, und dieſer daher alles zu fürchten hätte, ſo bot er alle ſeine Kräfte auf, ihn zu retten. Er hielt um Audienz bei den Generalſtaaten an, und bat Seine Excellenz, ſich ebenfalls einzufinden. Die Rede, die er hielt, war voll von Würde,

Beredſamkeit und Gelehrſamkeit. Er zeigte, daſs man die Gefangenen nicht am Leben ſtrafen könne, wenn man ſie nicht zum wenigſten überführet habe, daſs ſie ihr Vaterland hätten verkaufen wollen; und dieſes ſey eben ſo wenig zu glauben, als zu beweiſen. Unter mehrern wichtigen Bemerkungen, die er machte, führte er an, daſs groſſe Angelegenheiten behandeln, und nie einen Fehler dabei begehen, der menſchlichen Schwachheit unmöglich ſey; und in dieſem Fall Fehler nie als Verbrechen geſtraft werden müſsten, und höchſtens verdienten, daſs der Fehlende abgeſezt werde. Er gab zuverſtehen, daſs, wenn die Gefangenen das Unglück gehabt hätten, unter der, als geſetzmäſſig ſupponirten Partei zu erliegen, weil dieſe die ſtärkſte geworden ſey, man ſie wegen der Stellen, die ſie bekleidet hätten, mit Gelindigkeit behandeln, und der Verwendung Seiner Majeſtät für ſie eben die Achtung beweiſen müſſe, die man der Königinn Eliſabeth in

Absicht auf den Procefs des Admirals Treslong bewiesen habe. Du Maurier wandte sich an Moritz. „Ihre Excellenz, sagte er, sind durch grosse Thaten die fürnehmste Stütze des Staats, die gegründeteste Hofnung der Provinzen und der Erhalter ihrer Ruhe während des Friedens geworden, so wie Sie ihr Schwerdt und ihr Schild im Kriege sind. Wenn Sie denen, über die Sie sich mit Recht beklagen zu können glauben, Ihre Gewogenheit schenken, so werden Sie sich einen unsterblichen Ruhm erwerben, der den Ruhm Ihrer Siege weit überwiegt. Freudenthränen werden aus den Augen vieler rollen, deren Herzen seit langer Zeit Furcht und Schmerz einnahmen. Diese und andere rührende Vorstellungen konnten Moritzens hartes Herz nicht erweichen. Er stellte sich vielmehr im Gegentheil sehr unzufrieden über mehrere Stellen der Rede, die den Procefs mit den Gefangenen als eine tyrannische Ver-

folgung ſchilderten. Die Staaten ſelbſt glaubten in der Folge, ſich bei dem Könige von Frankreich darüber beſchweren zu müſſen. Sie ſandten demſelben ein Schreiben, worin ſie behaupteten, daſs gemäſſigte Maaſsregeln verderblich geweſen ſeyn würden, und baten den König, ſeinem Geſandten zu verbieten, fernerhin zur Unterhaltung der Faktionen beizutragen. Iedoch dieſes Schreiben, ſo künſtlich auch daſſelbe dazu eingerichtet war, das Benehmen der Staaten zu rechtfertigen und des unglücklichen Barnevelts Andenken zu ſchänden, brachte die gehoffte Wirkung nicht hervor. Der König beſchwerte ſich vielmehr bitter über die wenige Achtung, die man ſeiner Verwendung bewieſen hätte. Und, da man Aarſens Styl zu erkennen glaubte, ſo wurde in der Antwort noch hinzugefügt, daſs man den ganzen Brief für ein Produkt eines aus Paris weggejagten Nichtswürdigen hielte.

*Der Statthalter von Friesland verwendet sich für die Gefangenen.*

Zu eben der Zeit, da die franzöſiſchen Geſandten alle Mittel zur Befreiung der Gefangenen anwandten, hatten dieſe im Lande ſelbſt einen nicht weniger mächtigen Fürſprecher an dem Statthalter von Friesland, Wilhelm Ludwig. Im Anfange ſchien derſelbe ein eben ſo eiferiger Calviniſt als warmer Beförderer des Anſehens Moritzens zu ſeyn. Er hatte viel dazu beigetragen, daſs dieſer ſeine Abſichten bekannt werden lieſs; als er aber ſahe, daſs Moritz zu weit gieng, kehrte er zu gemäſſigten Grundſätzen zurück. Er fürchtete, daſs bei der Verwendung Frankreichs und der Hitze der Parteien, die gewaltſamen Plane, die man entwarf, gefährlich werden könnten. Mit dem Fiſkal Duyk hatte er öfters ſich hierüber unterredet. Nachdem er nach Friesland zurückgereiſet war, ſchrieb er ſogleich an Moritz, um demſelben zu zeigen, wie ſehr durch eine unkluge Abſchaffung der

gewöhnlichen Formalitäten und durch gewaltthätige Schritte die Sache verdorben und die republikanische Partei zu einer gefährlichen Verzweiffelung gebracht werden könnte. Dagegen bewiefs er, dafs, wenn damit angefangen würde, die Ruhe des Staats fest zu gründen, man von der Rache der Gefangenen, indem man sie losslieffe, nichts zu fürchten habe, und dafs auch Barnevelt zu klug wäre, sich zum zweitenmal der Gefahr auszusetzen. Er glaubte nicht, dafs der Rath der engländischen Politiker, welche meinten, dafs ein Exempel aufgestellt werden müsse, aus einer gründlichen Kenntnifs der eigentlichen Landesverfassung hergeflossen sey. Er verwarf jeden Gedanken an eine Tortur oder Lebensstrafe, als unbillig; dabei versicherte er, dafs Moritz sich die gröfste Ehre erwerben würde, wenn er zu einer Zeit, wo beide Parteien Recht zu haben glaubten, und ganz Europa die Augen auf den Procefs der Gefangenen heftete, mit Sanftmuth und Mäffigung han-

delte. Man siehet aus diesem Briefe, daſs es von Moritz abhieng, ob ein gelindes oder strenges Urtheil gefällt werden sollte.

*Mittel, durch welche man die Richter zur Abfassung eines Todesurtheils zu bringen sucht.*

Man siehet auch, daſs man, Moritz und dessen Rathgeber, deren geheime Absichten unbekannt waren, ausgenommen, im Anfange nicht daran dachte, Blut vergieſsen zu wollen. Man glaubte, daſs Barnevelt zu einer lebenslangen Gefangenschaft verurtheilt werden würde. Durch die Bemäntelungen, unter welchen die fürnehmsten Urheber des Geheimnisses der Bosheit dieses Geheimniſs verbargen, schimmerte jedoch hervor, daſs sie den Proceſs nur deswegen in die Länge zögen, damit sie Gelegenheit fänden, ihre heimlichen Absichten offen zu legen. Auch hatten die gegen die Arminianer unternommenen Gewaltthätigkeiten nicht so bald

Empörungen hervorgebracht, wie das natürlicher Weiſe nicht anders ſeyn konnte. Man hatte nicht ſo bald vernommen, daſs zu Hoorn, Alkmaar, Leyden und Rotterdam blutige Auftritte vorgefallen wären, als jene Urheber des Proceſſes auch ſchon ſo gleich auf die Nothwendigkeit drangen, denſelben auf die gewaltſamſte und ſicherſte Art zu beendigen. Einige ſchlugen einen Mittelweg vor. Man ſollte, meinten ſie, das Todesurtheil ſprechen, aber nicht vollziehen, bis etwa die Gefangenen oder deren Theilnehmer neuen Anlaſs dazu geben mögten. Dieſe Meinung wurde verworffen, weil, wie man bemerkte, es möglich ſey, daſs alsdenn die Richter nicht mehr verſammelt wären, und es in dieſem Falle kein Tribunal geben würde, welches die Sentenz könnte vollziehen laſſen. Da unterdeſſen die Meiſten fortfuhren, zum Vortheil Barnevelts zu ſprechen, ſo erſann man alle mögliche Mittel, ſie auf andere Gedanken zu bringen. Diejenigen, die ſich Bedienun-

gen wünſchten, gewann man durch glänzende Verheiſſungen. Die Iüngern, die noch nicht hell genug ſahen, um ſich gegen die Künſte der Ueberredung zu ſichern, lieſſen ſich durch ein ungetreues und verführiſches Gemählde blenden, das man ihnen von dem Betragen der Gefangenen entwarf. Iunius, der ſo wenig Luſt bezeigt hatte, unter den Richtern zu figuriren, weigerte ſich ſtandhaft, das Todesurtheil zu unterſchreiben. Aarſens muſste alle Springfedern ſeines fruchtbaren Genies in Bewegung ſetzen, um ihn ans Wanken zu bringen. Um ihn, ſo wie mehrere andere völlig zu beſtimmen, ſo verſicherte man, es würde nicht verlangt, daſs ſie anders, als pro Forma das Todesurtheil unterſchrieben, weil der Prinz von Oranien entſchloſſen ſey, Gnade ergehen zu laſſen. Man ſagt, daſs Moritz ſelbſt denen, die ſich widerſetzten, zugerufen hätte: Wenn ihr nicht verurtheilen könnt, ſo kann ich eben ſo wenig begnadigen! Endlich, — ſey es, daſs dieſe Erklärung

wirkte, oder daſs ſie glaubten, ohne Gefahr nicht mehr zurück treten zu können, — lieſſen Mehrere ſich überreden; doch hat man Gründe zu glauben, daſs Meinardzoon, Schagen, van Zwieten, Beukelszoon, van Zanten, Ploos, Bruining und vielleicht noch einige andere ganz unbeweglich blieben. Das Urtheil wurde alſo nur durch die Mehrheit der Stimmen geſprochen. Man ſagt auch, daſs dieſe Mehrheit nur auf einer geringen Anzahl von Stimmen beruhete, und daſs diejenigen, die der Erlärung Moritzens glaubten, ſich nahher darüber beklagt hätten, daſs man ſie ſo ſchändlich betrogen habe. Als einen Beweis, daſs man ſie um jeden Preiſs zu gewinnen geſucht habe, erzählt man, daſs Aarſens, als man ihm vorwarf, es ſey doch hart, einen Greis, deſſen Tage ohnehin zu Ende giengen, hinzurichten, geantwortet habe: Wenn man ſein Leben ſchonet, ſo ſind wir für das unſere nicht geſichert.

## *Barnevelts Familie will nicht für ihn um Gnade bitten.*

Um Barnevelt aus dieſer bedaurenswürdigen Lage zu retten, hatte Wilhelm Ludwig, der damals wieder nach dem Haag gekommen war, ſeine Konferenzen mit dem Fiſkal Duyk wieder angeknüpft. Sie begaben ſich mit einander zu Moritz, und unterhielten ſich im Stillen drei Stunden lang mit demſelben *). Das Reſultat dieſer Unterredung war, daſs die ver-

*) Man muſs dieſe Konferenz nicht mit derjenigen verwechſeln, welche Ludwig mehr als einen Monat früher mit Duyk über denſelben Gegenſtand hatte. Die Zweifel des Verfaſſers der *Apologie Barnevelts* in Abſicht auf dieſe letzte Konferenz, fallen alſo weg. Der Brief, den Moritz nachher an Ludwig ſchrieb, als derſelbe ſchon wieder nach Friesland zurück gereiſet war, und in welchem er demſelben die Hinrichtung bekannt machte, läſst ſich aus dem Verdruſs erklären, den er darüber empfand, daſs er die Familie Barnevelts nicht dahin bringen konnte, Barnevelt für ſtrafbar zu erkennen, und um Gnade für denſelben zu bitten. Bis zum letzten Augenblicke ſchmeichelte er ſich zum wenigſten, daſs dieſes geſchehen würde, und ſein Unwille verrieth ſich augenſcheinlich, als er ſah, daſs dieſe Familie zu einer Zeit, wo ſie, nach ſeiner Meinung, ſich hätte demüthigen ſollen, ſtolz blieb.

wittwete Prinzeſſin, die ſich ſehr für den Gefangenen intereſſirte, gleichſam, als thäte ſie es aus eigenem Gutfinden, die Familie Barnevelts dahin bringen ſollte, daſs ſie um Gnade bäte. Die Prinzeſſin entledigte ſich dieſes Auftrags. Barnevelts Verwandten berathſchlagten ſich über dieſen Vorſchlag; allein nach reiflicher Ueberlegung aller Umſtände konnten ſie ſich nicht entſchlieſſen, das Leben des Unglücklichen für den zu theuern Preiſs ſeiner Ehre zu erkauffen. Die Frau von Barnevelt begab ſich zur Prinzeſſin, und ertheilte ihr dieſe von wahrer Seelengröſſe zeugende Antwort: „Wir können, ſagte ſie, zu dem entehrenden Schritt uns nicht entſchlieſſen, und werden keinen Fuſsverſetzen, um vermittelſt eines ſolchen Preiſes ihn loſszukauffen, und wenn auch ſein Kopf fallen ſollte". Man hätte ſagen mögen, daſs alle republikaniſche Tugend ſich in dieſe brave Familie zurückgezogen hätte. Colligni's Tochter erſtaunte über die ſpartaniſche Antwort, und theilte ſie dem Gra-

fen Ludwig mit. Die Unruhe, worin ſie dadurch geſetzt wurde, war ſo groſs, daſs ſie ſich entſchloſs, den Haag zu verlaſſen, um nicht Zeugin einer Hinrichtung zu ſeyn, die ſie mit Entſetzen erfüllte.

*Barnevelt wird benachrichtigt, daſs er ſich zum Tode zubereiten müſſe.*

Wenn gleich Barnevelt von der Wuth und Macht ſeiner Feinde überzeugt war, ſo hatte er doch nicht geglaubt, daſs ſie zu blutigen Maaſsregeln ſchreiten würden. Sein trauriges Loos ahndete ihm erſt, als man ihm ein Edikt zuſtellte, worin die Staaten einen Bettag auf den 17ten April angeſetzt hatten. Dieſe Ahndung war ſehr natürlich, weil er las, daſs die öffentliche Ruhe durch die gerechte Beſtrafung derer, die aus ehrſüchtigen Abſichten die Kirche und den Staat hätten umſtürzen wollen, würde wieder hergeſtellt werden. Auch hatten mehrere Prediger ſich geweigert, dieſes Edikt in den Kirchen abzuleſen; von einigen war es ſo gar auf den

Kanzeln angegriffen worden. Die Widersprüche, die Barnevelt gegen das Ende seines Processes dulden musste, liessen ihn auch nichts gutes hoffen. „Das sind harte Leute, sagte er oft zu seinem Bedienten, ich erwarte nichts Gutes von ihnen. Endlich begaben sich Sonntags, den 12ten May, um 6 Uhr Abends, die beiden Fiskale van Leeuwen und Sylla in seine Stube. „Wir kommen, sagte van Leeuwen, um im Namen der Generalstaaten und der Herren Richter Ihnen anzukündigen, dass *Sie* morgen frühe Ihr Todesurtheil werden vorlesen hören". Diese traurige Nachricht schien Barnevelt zu wundern, ohne ihn jedoch im geringsten zu erschrecken. „Das Todesurtheil? fragte der ehrwürdige Greis; warum haben sie mich so lange in Ungewissheit gelassen? Ist es ihre Sitte, jemand ungehört zu verurtheilen"? Van Leeuwen suchte sich zu entschuldigen. Barnevelt antwortete: „Die Richter mögen zusehen, womit sie sich vor dem Richtstuhle Gottes

entſchuldigen wollen. Wenn ich nur wüſste, warum man mich will hinrichten laſſen?„ Sie wiſſen genug, ſagte nun Sylla; das Urtheil iſt auf Ihre Bekenntniſſe gegründet. „Sylla, Sylla, antwortete Barnevelt mit eben ſo viel Muth als Verachtung, wenn Ihr Vater hätte vorherwiſſen können, daſs ſein Sohn ſich einſt zu ſo etwas würde gebrauchen laſſen, er hätte gewünſcht, daſs Sie nicht mögten geboren werden“. Nun brachte man Dinte und Papier, welche Barnevelt verlangt hatte, um ſeinen letzten Willen für ſeine Gattin aufzuſetzen. Während deſſen, daſs er ſchrieb, bemerkte man nicht die geringſte Veränderung auf ſeinem Geſichte. Sylla warnte ihn, nichts zu ſchreiben, was die Uebergabe ſeines Briefes verhindern könnte. „Ha! ſagte er lebhaft, ſo ſollte ich für die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe, wohl nichts ſchreiben dürfen, als was Sie mir in die Feder diktiren?„ Der Prediger und Profeſſor zu Middelburg, Anton Walläus, trat

nun herein. Ich komme, ſagte er, im Namen der Generalſtaaten, um Ihnen in Ihren letzten Lebensſtunden beizuſtehen. „Ich glaubte, erwiederte Barnevelt, lange genug gelebt zu haben, um mich ſelbſt zu meinem Tode vorbereiten zu können.“ Da er unterdeſſen dieſen Geiſtlichen genauer kennen lernte, der zwar Mitglied der Dordrechter Synode, aber auch ein recht aufgeklärter Mann war, ſo äuſſerte er viel Achtung und ſelbſt Zutrauen gegen denſelben. Der unglückliche, von ſeiner ganzen Familie getrennte Greis ſchüttete natürlicher Weiſe ſein Herz in den Schooſs des ehrwürdigen Geſellſchafters aus; denn von der Zeit an durfte er auch ſeinen treuen Diener nicht mehr allein ſprechen. Zwei Soldaten lieſs man, unter dem Vorwande, daſs er nicht die Hand an ſich ſelbſt legen, eigentlich aber in der Abſicht, daſs er ſich mit ſeinem Bedienten nicht frei unterreden mögte, in ſeiner Stube ſchlafen. Er erklärte ſich ganz offenherzig über die Synode;

und als er vernahm, daſs auf derſelben die Remonſtranten verdammt geworden wären, ſo tadelte er dieſen Schritt als ungerecht und gefährlich. Walläus ermahnte ihn beſonders, diejenigen Handlungen, um welcher willen man ihn zum Tode verurtheilt hätte, zu bereuen, und den vom Staate ihm geſetzten Richtern, die nach ihrem Gewiſſen und nach Gerechtigkeit hätten ſprechen müſſen, ſich zu unterwerfen. Allein Barnevelt, unfähig, in Abſicht auf einen ſo wichtigen Gegenſtand zu heucheln, beharrte mit Stolz in der Behauptung ſeiner Unſchuld. Die Annäherung meines Todes, ſagte er, ſchreckt mich nicht; aber ich ſuche vergebens zu erfahren, durch welches Verbrechen ich denſelben könne verdient haben. Ich habe jederzeit den Staaten von Holland, meinen Herren, und den Staaten von Utrecht, dieſen Souveräns des Landes, worin ich geboren bin, mit Eifer und Treue gedienet. Ich habe nichts anders geſucht, als unſre unglücklichen Unruhen

zu dämpfen, und dem Blutvergieſſen vorzubeugen. Vielleicht habe ich mich einigemal zu lebhaft ausgedrückt. Kann man aber in einem Alter, wo man verdrieſslich zu werden anfängt, und in einer Stelle, wie die meinige war, mit kaltem Blute ſehen, daſs die Staaten mit der äuſſerſten Verachtung behandelt werden, und die Republick mit einer gänzlichen Umwälzung bedrohet wird? Iederzeit habe ich geſucht, meine Empfindlichkeit zu unterdrücken, wenn die Beleidigung nur mich traf. — Er fügte hinzu, daſs er nach Maximen und Grundſätzen ſey gerichtet worden, die bis dahin im Staate ganz unbekannt geweſen wären.

### *Barnevelt ſendet den Walläus zum Prinzen Moritz.*

Um neun Uhr erſuchte er den Walläus, ſich in ſeinem Namen zum Prinzen von Oranien zu begeben, und denſelben zu bitten, daſs er ihm, wenn er ihn beleidigt habe, verzeihen, und ſeine Kinder mit Güte behandeln

mögte. Walläus ſtellte ihm, als aus eigenem Triebe vor, ob es nicht beſſer ſey, ganz einfältig und ohne Bedingungen um ſein Leben zu bitten? „Nein, ſagte Barnevelt, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte; nein, ſo weit gehet mein Verlangen nicht“. Walläus richtete ſeinen Auftrag aus. Moritz, der nach dieſen unglücklichen Unruhen eben ſo falſch und heuchleriſch geworden, als er vorher gerade und aufrichtig geweſen war, trieb die Verſtellung ſo weit, daſs er, mit Thränen in den Augen, ſagte: Mich rühret das Unglück eines Mannes, den ich ſelbſt verurtheilt habe, und noch retten könnte. Von je her, fuhr er fort, habe ich ihn geliebet. Oft habe ich ihn ermahnet, ſein Betragen zu ändern. Er hat den Staat und die Religion umkehren wollen. Was die Beleidigungen betrifft, die er gegen mich begangen hat, warum ſtellet er ſich, als wären die ihm unbekannt. Er hat mich dadurch verhaſst machen wollen, daſs er verſicherte, ich ſtrebte

nach der Souveränität. Er hat versucht, die Soldaten von dem Gehorsam abzulenken, den sie mir schuldig sind. Zu Utrecht hat er mich in die grösseste Gefahr gebracht. Sagen Sie ihm, daſs ich ihm seine, wider mich begangenen Vergehungen vergebe, und seine Kinder, wenn sie sich gut betragen, schützen werde. Der Geistliche wollte sich empfehlen, als Moritz ihn zurück rief, um sich zu erkundigen, ob Barnevelt sich nicht darüber äusserte, daſs er Gnade zu erhalten wünsche? Walläus versicherte, daſs ihm in Absicht auf diesen Punkt auch noch nicht ein einziges Wort entfahren wäre. Als diese Unterredung Barnevelten mitgetheilt wurde, gestand er, daſs er schon seit dem Iahre 1600 Moritzens Ehrgeiz gefürchtet habe, daſs indessen Seine Excellenz sich irrten, wenn Sie glaubten, daſs er um Gnade bitten werde.

*Barnevelt bereitet sich zum Tode.*

Er hatte ietzt drei Prediger bei sich.

Gern und mit aller Demuth eines gelehrigen Chriſten geſtand er ihnen, daſs er in Abſicht auf ſolche Fehler, zu welchen die menſchliche Schwachheit ſich ſo leicht bringen läſſet, der Barmherzigkeit des Allgütigen bedürfte; er beſtand aber auch, ſo ſehr ſie in ihn drangen, feſt darauf, daſs ſie dieſe Fehler nicht mit den vorgeblichen Vergehungen verwechſeln mögten, um welcher willen man ihn ungerechter Weiſe verurtheilt habe. Standhaft, und mit dem Muthe eines guten Gewiſſens, das ſich in Rückſicht auf Eifer und Treue für das Vaterland nichts vorzuwerfen hat, behauptete er ſeine Unſchuld, und ſetzte ſein Vertrauen auf Den, der den Menſchen nach ihrem Tode die Gerechtigkeit wiederfahren läſſet, die ihnen im gegenwärtigen Leben nicht wurde. Er ſchien unruhig über das Loos der Gefährten ſeines Unglücks. „Ach, mein lieber Grotius, ſagte er mit zärtlicher Verlegenheit. Wird man dich auch hinrichten laſſen? Sollte Hogerbeets nicht

geſchonet werden? Beide ſind junge Männer, und könnten dem Vaterlande noch wichtige Dienſte leiſten. Ich ſelbſt bin alt, und viel zu ſchwach, als daſs ich demſelben noch Nutzen ſchaffen könnte. Möchte mein Blut das Feuer der unglücklichen Unruhen dämpfen, wodurch es verzehret wird"! Die Nacht brachte er mit Leſen und ſolchen Andachtsübungen zu, die ihm Muth und Heiterkeit in ſeinen letzten Augenblicken geben könnten. Um fünf Uhr Morgens ſtand er auf, rief ſeinen Bedienten, befahl demſelben den Kragen von ſeinem Hemde wegzuſchneiden, und lieſs ſich ankleiden; alles mit einer Seelenruhe, als wenn gar nichts Auſſerordentliches hätte vorgehen ſollen. Er ſchrieb ſeiner Familie, und empfahl derſelben ſeinen treuen Bedienten. Er wollte noch einem von den Predigern auftragen, derſelben ſein letztes Lebetwohl zu ſagen, ſie zu beruhigen, und ihr Befehle zu bringen, da er ihr nicht ſelbſt das alles mündlich ſagen könnte. Der

Prediger ſchüttelte den Kopf; er durfte den Auftrag nicht übernehmen; wahrſcheinlich, um Moritz und die Richter nicht zu beleidigen; denn dieſe ſuchten allen denen Haſs gegen Barnevelt einzuflöſſen, welchen ſein Andenken lieb war. Dieſe unverſöhnlichen Feinde zeigten in der That durch einen Zug, der Abſcheu erregen muſs, daſs Zorn und Rachbegierde um deſto ungerechter werden, je höher ſie ſteigen.

*Die Familie Barnevelts wird auf eine künſtliche Art verhindert, von ihm Abſchied zu nehmen.*

Barnevelts Verwandten, beruhigt durch die berühmteſten Rechtsgelehrten des Landes, die ſie verſicherten, man könne ihn nicht verurtheilen, und in der Meinung, es ſey hinreichend, daſs er ſeine Unſchuld in den, der Regierung übergebenen Vorſtellungen bewieſen habe, hatten ihre Hofnung nicht aufgegeben. Wenn er auch ſeine Freiheit verlieren ſollte, meinten ſie,

so würde doch sein Leben gesichert bleiben. Der Brief, worin er ihnen seinen nahen Tod ankündigte, war daher ein Donnerschlag für sie. Die Traurigkeit, der Jammer, der gerechte Unwillen, worin diese niederschlagende Nachricht sie versetzte, waren unbeschreiblich. Im Uebermaasse des Schmerzes hatten sie schon um vier Uhr Morgens eine Vorstellung übergeben, in welcher sie um die Freiheit anhielten, von ihm den letzten traurigen und feierlichen Abschied nehmen zu dürfen. Die Richter, unbekannt mit den Gefühlen der Menschlichkeit, überlegten nur, was bei diesen Umständen, die nicht lange währen würden, der Wohlstand erforderte. Sie durften der unglücklichen Familie diesen letzten und geringen Trost nicht ganz missgönnen; um indessen auch die Mitleid erweckenden Scenen in einem Trauerspiele, dessen sie müde waren, weil sie eine so schändliche Rolle dabei spielten, nicht gar zu sehr zu häufen, so nahmen sie ihre Zuflucht zu einem

eben so niederträchtigen als grausamen Kunstgriffe. Sie liessen Barnevelt um sechs Uhr kurz und gut fragen, ob er seine Familie zu sprechen wünsche? Dieser Unglückliche, dem man das brennende Verlangen seiner Frau und Kinder nach einer solchen letzten Unterredung mit unmenschlicher Sorgfalt verheimlichte, antwortete, „Er fürchte, dass dieser Besuch ihn und die Seinen gar zu sehr angreiffen werde". Auf diese Antwort hin meldete man den Verwandten, dass der Gefangene keine Lust habe, sie zu sprechen.

*Bemühungen der Prinzessin von Oranien und des französischen Gesandten, Barnevelt zu retten.*

Die verwittwete Prinzessin von Oranien versank bei der Nachricht von Barnevelts zuverlässiger Hinrichtung in tiefen Schmerz. Sie wollte noch einen letzten Versuch, ihn zu retten, wagen, und Moritz um Gnade bitten; allein sie konnte es nicht dahin

bringen, vorgelaſſen zu werden. Der franzöſiſche Geſandte, Du Maurier, welcher ſich eben ſo ſehr für das Schickſal ſeines Freundes Barnevelt intereſſirte, verlangte Morgens um fünf Uhr Audienz bei den Generalſtaaten. Man entſchuldigte ſich, ihm dieſe nicht geben zu können; und wandte vor, daſs ietzt nicht die gehörige Zeit dazu ſey. Wie es ſcheint, hatte er ſich geſchmeichelt, daſs in dieſen letzten Augenblicken die Staaten ſeine Vermittelung annehmen würden, um ſich aus der Sache ziehen zu können. Da unterdeſſen ihre Weigerung ihn zwar verdroſſen, aber nicht abgeſchreckt hatte, ſo ſchrieb er ihnen einen dringenden Brief. Er durfte ſie nicht um völlige Gnade bitten; gleichwohl beſchwor er ſie bei der Achtung, die ſie Seiner Majeſtät ſchuldig wären, die Tage des älteſten Staatsbedienten, die ſich ſchon, ohne dazwiſchen kommende gewaltthätige Mittel, ſehr bald enden würden, nicht abzukürzen. Er bat, daſs zum wenigſten die Todesſtrafe in Ver-

bannung, oder lebenslängliche Gefangenschaft abgeändert werden mögte. Er stellte vor, dass alle Regenten, die seit ihrer Absetzung Barnevelts Unglück und Sache mit ihm theilten, seinen Tod als eine Ungerechtigkeit betrachten würden, die ihre verwundeten Herzen noch mehr zerreissen und die Folge haben würde, dass die Wirkungen ihrer Rachbegierde einst um desto verderblicher wären. Doch dieser Brief wirkte nichts. Barnevelts Feinde wussten, dass der König von Frankreich sich von niederträchtigen Schmeichlern, und nicht von gesetzten Ministern regieren liess, und mit neuen Staats- und häuslichen Unruhen genug zu thun hätte; sie glaubten daher, dass er nicht im Stande sey, seine Vermittelung geltend zu machen. Auch hielten sie dafür, dass sie schon viel zu weit gegangen wären, um nun noch ihres Schlachtopfers schonen zu können. Es musste fallen, um ihre unversöhnliche Rachsucht zu besänftigen, die Ehre derer, die an dem ungerechten Process schul-

dig waren, zu retten, einen Schritt, der ſo manchen Perſonen Vortheil gebracht hatte, zu autoriſiren, und der beſiegten Partei zu einem abſchreckenden Warnungsbeiſpiel zu dienen.

*Barnevelt wird hingerichtet.*

Des Morgens zwiſchen drei und vier Uhr wurde die Trommel gerührt, damit die Truppen, mit denen man das Schaffot umgeben wollte, ſich verſammeln mögten. Die Unregelmäſſigkeit der Prozeduren und das Unerwartete der Hinrichtung lieſſen Unruhen fürchten. Ein Theil des Volks träumte ſich noch immer einen berühmten Mitbürger, der vor ſeinen Augen dem Staate eine lange Reihe von Iahren hindurch die wichtigſten Dienſte geleiſtet hätte. Die Anzahl der Soldaten, die einem möglichen Auflaufe wehren ſollten, belief ſich daher auf tauſend, bis zwölf hundert Mann. Unter denen, die an den Thoren die Wache bekamen, bemerkt man einige Kompagnien Engländer; woraus man ſchloſs, daſs Mo-

ritz vom Könige von Groſsbrittannien unterſtützt würde.

Um halb neun Uhr wurde endlich der ehrwürdige Greis vor ſeine Richter gefordert, um ſein Urtheil zu hören. Während daſs daſſelbe ihm vorgeleſen wurde, erhob er ſich einige mal von einem Stuhle, in der Stellung eines Menſchen, der antworten will; allein der Sekretär fuhr fort, ohne ihm Zeit zum Reden zu laſſen. Da man mit dem Leſen zu Ende war, ſagte Barnevelt mit feſtem Tone, daſs man mehrere Punkte in die Sentenz aufgenommen hätte, die nicht auf ſeine Erklärungen gegründet wären. Iſt das, fügte er hinzu, die Belohnung der Dienſte, die ich dem Staate vierzig Iahre lang geleiſtet habe? Wolltet ihr mein Blut, ſo hättet ihr wenigſtens mein Vermögen verſchonen; und meine Frau und Kinder, die euch nichts gethan haben, nicht zu Grunde richten ſollen. Der Richter Voogt unterbrach ihn und ſagte trotzig, er ſolle gehen und

ſich dem Urtheilsſpruche unterwerfen. Der Muth, den der ehrwürdige Martyrer des Vaterlandes und der Freiheit in dieſen fürchterlichen Augenblicken zeigte, wunderte alle, die zugegen waren. Er behielt das achtungerweckende Aeuſſere und die ganze Würde, die ihm immer eigen gewesen waren. Mit feſtem Schritte, obgleich geführt von ſeinem Bedienten und geſtützt auf ſeinen Stock, gieng er zum Schaffot. Als er auf demſelben war, ſah er zum Himmel empor, und ſagte, Gott! was iſt der Menſch! Er wunderte ſich, kein Kiſſen zu ſehen, auf welchem er niederknieen könnte. Wenn ſeine Feinde ihn nicht den Kelch der Leiden ganz wollten leeren laſſen, ſo muſsten ſie wohl zu verwirrt ſeyn, um auf dasjenige, was wenigſtens der Wohlſtand und die Menſchlichkeit verlangten, zu denken. Er knieete alſo auf den Brettern und betete mit dem Prediger beinahe eine Viertel ſtunde lang. Als er, unterſtützt von ſeinem Bedienten, ſich wieder aufrichtete, ſchien ſein Ge-

ſicht noch heiterer zu ſeyn als vorher. Er verlangte, daſs ſein Bedienter ihm beim Ausziehen ſeines Kleides behülflich ſeyn mögte, und erlaubte dem Nachrichter nicht, Hand mit anzulegen. Nun wandte er ſich an die Zuſchauer. „Mitbürger, ſagte er, glaubet nicht, daſs ich ein Verräther ſey. Ich habe mich als ein ehrlicher Mann und guter Patriot betragen, und als ein ſolcher ſterbe ich". Sein Bedienter ſetzte ihm ſeine ſammtene violetfarbige Mütze auf, die er ſelbſt mit vor Alter zitternden Händen ſich über die Augen zog. Als er auf den Sandhauffen niedergeknieet war, bat er Gott, ſeinen Geiſt aufzunehmen, und bot dem Schwerdte ſeinen Hals muthig dar. Sein, im Dienſte des Staates ſchneeweiſs gewordener Kopf fiel, und mit demſelben fielen ſeine Fingerſpitzen; weil er beim letzten Gebete ſeine Hände zu hoch in die Höhe gehoben hatte.

Mehrere von den Zuſchauern tunkten ihre Schnupftücher in das rinnende Blut;

andere ſchnitten Stückchen von den blutigen Brettern: noch andere, unter denen ſich auch einige von den ausländiſchen Theologen beſanden, nahmen eine Handvoll des mit Blut vermengten Sandes zu ſich. Einige trieb Achtung, andere Haſs. Ein Bauer, der von dem blutigen Sande etwas an ſich gekauft hatte, verſicherte öffentlich, daſs er es ſo lange aufbewahren wolle, bis dieſer Mord gerächt ſeyn würde. Ein Anderer hingegen war nicht eher zufrieden, bis er etwas von dem Blute in Wein gemiſcht und es getrunken hatte.

*Wie Moritz ſich bei der Hinrichtung benahm.*

So wie man allgemein verſicherte, und Grotius ſelbſt nachher öffentlich ſchrieb, hatte Moritz mit unanſtändiger Neugier die Hinrichtung durch ein Fernglas betrachtet, gleichſam, als wenn er an einem Manne, den er aufopferte, in deſſen letzten ſchrecklichen Minuten noch ein-

mal recht ſeine Augen hätte weiden wollen. Man fügte ſo gar hinzu, daſs, als Barnevelt auf einen Augenblick habe zu zittern geſchienen, Moritzen die Worte entwiſcht wären: „Sehet den alten H...! Er zittert. Er fürchtet den Streich“! Er bediente ſich eines deutſchen, nicht ſehr anſtändigen Ausdrucks, der ihm ſehr geläufig war. Andere verſichern, daſs Moritz im Gegentheil den ganzen Morgen in der gröſſeſten Unruhe zugebracht, und jeden Augenblick geklingelt habe, um zu fragen, ob die Hinrichtung ſchon zu Ende ſey? Als man ihm endlich geſagt hätte, daſs alles verbei wäre, ſey er blaſs geworden, und habe angefangen zu zittern, ſo, daſs man geglaubt habe, er würde in Ohnmacht fallen. Der Leſer mag ſelbſt urtheilen, welche von dieſen beiden Erzählungen am beſten zu dem unbeugſamen und rachſüchtigen Charakter Moritzens paſſe. Nicht ganz ohne Grund leitete man gehäſſige Folgen daraus ab: daſs er das Schaffot gerade vor ſeinem

Wohnzimmern hatte errichten lassen. Man erzählt auch noch, dass er nicht lange nach vollendetem Trauerspiele die heftigsten Gewissensbisse gefühlt habe; dass man ihn mehrmals habe sagen hören, er hätte seine Gnade nur Nichtswürdigen geschenkt, die besten Bürger aus dem Lande verjagt, und Barnevelt ungerechter Weise hinrichten lassen, obgleich Staatsursachen diesen gewaltthättigen Schritt erfordert hätten. Der Landgraf von Hessen durfte ihm eines Tages sagen, dass die Hinrichtung eines mehr als siebenzig jährigen Greises keine sehr ehrenvolle That wäre. Moritz glaubte sich zu entschuldigen, indem er die Schuld auf die Richter schob. „Aber Sie, sagte der Landgraf, hatten die Richter ernannt„. Nein, erwiederte Moriz, die Staaten haben es gethan. „Und haben Sie, fuhr der Landgraf fort, ihnen nicht Barnevelts bittersten Feinde dazu vorgeschlagen?„ So verbirgt sich die Tyranney vor ihren eigenen Augen. Man muss sie daher bis in

ihren letzten Hinterhalt auffuchen, um fie, und die Werkzeuge, deren fie fich bedient, an den Pranger zu ftellen. Da Moritz in der Folge einigemal erfuhr, dafs fein Glück fich wendete, fo klagte er, Gott hätte ihn verlaffen. Man erzählt für gewifs, dafs er eines Tages, als Fifche aufgetragen wurden, den weiffen Kopf Barnevelts zu fehen geglaubt, und feinem Pagen zugerufen habe, nehmt doch den Kopf da weg. Sehet ihr denn diefen Kopf nicht? In Gottes Namen! nehmet ihn doch weg; fag ich! Doch die hitzigen Calviniften glaubten Moritzens Andenken zu ehren, wenn fie behaupteten, er fey nie von Gewiffensunruhe gequält worden; gleichfam, als wenn weiter nichts erfordert würde, die gröfsten Uebelthaten mit ruhigem Gewiffen zu vollbringen, als dafs man fie unter dem Scheine des Rechts vollbringe.

*Barnevelts Charakter.*

Welch einen Mann hatte Moritz aufge-

opfert! Würden nicht die Staaten sich geschämt haben, ihn so dahin zu geben, wenn sie auf die Bitten seiner Familie gehört, und die Protokolle seiner drei und dreissig jährigen Dienste nachgeschlagen hätten, um sich, wie jene sagten, der Verdienste dieses neuen Mardochai zu erinnern? Sie würden gefunden haben, dass er die Seele aller ihrer Berathschlagungen sey, und dass ohne ihn die Republick der Gefahr nicht entgangen wäre, die ihr nach dem Tode Wilhelms I. drohete. Der Einfluss, den damals Barnevelt in die Regierung bakam, zeigte sich so gleich durch Moritzens Erhebung. Denn ihm hatte es derselbe zu danken, dass er nicht nur an die Spitze des Staats und der Truppen gesetzt wurde, sondern auch den Absichten glücklich entgieng, die die Engländer auf seine Freiheit und vielleicht auf sein Leben hatten. Ohne Barnevelts Einsicht und Klugheit wäre die Republick den listigen Kunstgriffen und Versuchen des ehrgeitzigen und unruhigen Leicesters

und den Uneinigkeiten und Empörungen des Volks, die damals die englische Faktion erregte, nicht entgangen. Durch seine Weisheit und Einsicht wurden die Grundgesetze der Conföderation, und die Rechte und Würden der verschiedenen Provinzen auf richtige Prinzipien zurückgeführt und auf feste Fundamente gebauet. Alle Vergleiche, Allianzen, Verträge, so wie die wichtigen Unternehmungen, die seitdem der Republick so viel Macht und Ansehn zuwege brachten, war man grösstentheils seinem Einflusse in die Berathschlagungen des Staats, und seiner Gewandheit im Unterhandeln mit auswärtigen Mächten schuldig. Seine Talente und seine Treue hatten ihm ein so grosses Zutrauen erworben, dass die verschiedenen Gesandtschaften, die man ihm auftrug, seiner Beurtheilung gänzlich überlassen wurden. Die Könige, und selbst die Souveräns, die ihn als die Seele der Republick betrachteten, ehrten ihn um die Wette durch die schmeichelhaftesten

Briefe, die ſie ihm ſchrieben. An ihn beſonders wandten ſie ſich, und empfahlen ihren Geſandten, mit ihm Freundſchaft zu unterhalten. Sein, ihm natürlicher Vorzug, begründet durch die Menge und Wichtigkeit ſeiner Dienſte, war in den andern Provinzen eben ſo ausgemacht, als in der Provinz Holland. Er ſetzte die ganze Maſchine der Regierung in Bewegung; alle Geſchäfte giengen durch ſeine Hände; ſo daſs, als er im Iahr 1616 krank war, und nachher, während ſeiner Gefangenſchaft, der Staat, wie Carleton ſagte, ſich in einer Verwirrung befand, die in eine Art von Erſtarrung übergieng. In monarchiſchen Staaten kann eiu ſo bewundernswürdiges Anſehn durch Gunſt und Kabalen erworben werden. Allein Barnevelt erhob ſich im ſtürmiſchen Anfange einer entſtehenden Republick, und unter einer von den groſſen Criſen der Staaten, die die Talente wecken, und ihnen die Stelle anweiſen, die ihnen zukommt. Er hatte einen vielumfaſſenden groſſen

Verſtand, eine tiefgehende, durchdringende Urtheilskraft, eine ganz ausgebildete Klugheit, und diejenige Feinheit des Scharfblicks, die die Verſtellungen und Kunſtgriffe anderer ſchnell durchſiehet, und den Betrüger in die Schlinge gerathen läſst, die er ſelbſt legte. Er unterlieſs nie, von vortheilhaften Umſtänden Gebrauch zu machen; und oft führte er ſie ſelbſt herbei. Auch hielt man ihn für den gröſſeſten Staatsmann ſeiner Zeit. Legte man ihm auſſerordentliche, oder verfängliche Fragen vor, ſo verband er mit der Leichtigkeit, womit er auf der Stelle befriedigende Antworten gab, eine Gegenwart des Geiſtes und eine Ehrlichkeit, die jede neue Frage unmöglich machten. Er beſaſs das ſeltene Talent, das die Kunſt nicht vervollkommnen kann, wenn die Natur es nicht gegeben hat; und das in freien Staaten ſo ſchätzbar iſt, das Talent, ſich auf der Stelle mit der gröſſeſten Leichtigkeit zu erklären. Den Schmuck der Redekunſt ſchien er nicht zu achten;

allein ſeine Beredſamkeit war darum nicht weniger geſchickt, Vertrauen zu erwerben, weil ſie einfach, natürlich, voller Würde und Nachdruck und ſehr beſtimmt war. Niemand wuſste die Geſchäfte mit ſo vieler Thätigkeit, Gewandheit und Beharrlichkeit zu führen. Er war einer von den Köpfen, die die Natur dazu ſcheint geformt zu haben, daſs ſie andere regieren ſollen. Er beſaſs die Kunſt, in den Staatsverſammlungen die Gründe mit ſo vieler Genauigkeit abzuwägen, und die Stimmen mit ſo groſſer Mäſſigung zu vereinigen, daſs er jeden dahin bringen konnte, wohin er ihn haben wollte. Widerſpruch erfuhr er nicht, bis um die letzte Zeit, da ſich eine Kabale ehrſüchtiger und ſchlechter Leute gebildet hatte, denen ſeine unbeſtechbare Gerechtigkeit und ſeine, ihnen ungelegene Scharfſichtigkeit im Wege ſtanden. Da er nichts anders zum Zweck hatte, als das Wohl und die Ehre ſeines Vaterlandes, die Aufrechterhaltung der bürgerlichen Freiheit und

die Vertheidigung der Rechte der Provinzen und Städte, so blieb er unbeweglich in Absicht auf alles, was jene, ihm theuern Gegenstände nur im mindesten hätte kränken können. Diese stolze Unbeugsamkeit, die die Grundlage seines Charakters ausmachte, und die seine Feinde und zuweilen selbst seine Freunde Hochmuth und Eigensinn nannten, war es gerade, was ihn zum zweiten Stifter der Republick gemacht hatte. Diese unerschütterliche Festigkeit verliess ihn auch im Tode nicht, weil er jederzeit vom reinsten Patriotismus beseelt gewesen war, und seine Geistesstärke nicht zu verhehlen vermogte. Alle Menschen können in gewissen Augenblicken Muth haben. Dazu sind nur gewisse Umstände und Beweggründe nöthig; allein die unerschütterliche Festigkeit, die sich in allen Lagen und Verhältnissen gleich bleibet, die den Drohungen und den Strafen trotzet, die furchtlos und mit einem, die Tyrannei verachtenden Stolze das Schaffot besteiget: die-

ſe unerſchütterliche Feſtigkeit iſt das eigenthümliche Siegel der Tugend und das untrügliche Merkmal der Schuldloſigkeit.

### *Unterſuchung der Beſchuldigungen wider Barnevelt.*

Niemand wird wohl, wenn er dieſe Geſchichte geleſen hat, ſo wie es noch Manche aus Unkunde, oder Vorurtheil thun, in abſprechendem, geheimniſsvollem Tone behaupten wollen, daſs Barnevelt geheimer Anſchläge ſich ſchuldig gemacht habe. Weit davon entfernt, ſein Vaterland verkaufen zu wollen, war er der Einzige, dem daſſelbe ſeine Sicherung gegen die ehrſüchtigen Anſchläge zu danken hatte, mit denen Frankreich es zu der Zeit bedrohete, da Moritz das Intereſſe des Staats verrathen hatte. Und konnte er, als Moritz und mehrere Städte eine Ligue gegen ihn formirten, ſich ſchmeicheln, ſein Vaterland verkaufen zu können? Er machte ſich vielmehr im Gegentheil dadurch ſelbſt unglücklich, daſs

er demſelben ſo treu diente. Wenn man nicht vorausſetzen will, daſs Barnevelt unklug war, ſo kann man nicht einmal annehmen, daſs er auch nur daran hätte denken können, ſein Vaterland verrathen zu wollen. Konnten die Franzoſen, oder die Engländer ihm mehr Ehre und Anſehn verſchaffen, als ſeine Stelle ihm ſchon in ſeinem Vaterlande und in ganz Europa verſchaffte? Worin konnten alſo ſeine geheimen Anſchläge beſtehen? Sollte er wirklich Moritzens Leben in Gefahr geſetzt haben, indem er die neue Miliz zu Utrecht veranlaſste, ſich dieſem Prinzen mit Gewalt zu widerſetzen, als derſelbe die Rechte, die Unabhängigkeit und die Majeſtät des Souveräns, deren Beamter er nur war, angriff? Man darf nur auf die unbeſtimmten und allgemeinen Klagepunkte, die in der Sentenz enthalten waren, einen Blick werfen, um zu ſehen, daſs er keinen andern Fehler begangen hatte, als den, ſeinem Vaterlande zu treu gedient zu haben. Um das Volk gegen

den ehrwürdigen Greis aufzubringen, fieng man damit an, ihn zu beſchuldigen, daſs er das Band, welches die Provinzen vereinigte, habe auflöſen wollen, indem er die Religion verwirret, die Kirche Gottes ſehr betrübet, die Vertheidiger der wahren Reform gedrücket, ſie als Fremde und Puritaner behandelt, in Abſicht auf den Glauben verdächtige Profeſſoren und Prediger an ihre Stellen geſetzt, und mit einem Wort, die ausſchweifende und verderbliche Maxime in Schutz genommen habe, daſs jede Provinz in *ihrem* Bezirk über die Religion verfügen könne. Dieſe ausſchweifende und verderbliche Maxime war unterdeſſen ein ſo klarer und beſtimmter Grundartikel der Union, daſs damals die Rede davon war, denſelben abzuändern. Uebrigens läſſet ſich nicht leicht einſehen, daſs durch Duldung der verſchiedenen Meinungen über die Gnade und Prädeſtination die Religion ſollte können in Verwirrung gebracht werden. Die Beſchuldigung, daſs

er ſich der ſiegenden Partei widerſetzt habe, lief eigentlich darauf hinaus, daſs er die Seele aller öffentlichen und beſondern Berathſchlagungen und Bemühungen geweſen war, die man angewandt hatte, das ſogenannte ſtrenge Edikt zu Stande zu bringen, durch welches die Synode vereitelt, die Werbung der neuen Miliz befördert, und geſorgt werden ſollte, daſs dieſe letzere den Staaten, die ſie beſoldeten, ihren Eid ſchwören mögten. Man beſchuldigte ihn ſelbſt, in ſeinem eigenen Namen und ohne Vollmacht gehandelt zu haben; ob er ſich gleich nicht ſchmeicheln konnte, daſs ihm jemals etwas gelungen wäre, wenn er nicht die Zuſtimmung beinahe aller Mitglieder der Staaten gehabt hatte. Beſonders legte man ihm zur Laſt, daſs er mächtige Fürſten betrogen hätte; gleichſam, als wenn der König von Frankreich, dieſer beſte Alliirte, den die Republick damals hatte, ſich nicht für die unterdrückte Partei hätte verwenden können, ohne irrig über die Lage der Sache be-

richtet zu ſeyn. Mit Bitterkeit warf man ihm vor, daſs er den Brief, den Iakob I. den Generalſtaaten in Abſicht auf die Religionsbegebenheiten ſchreiben ſollte, habe diktiren wollen und daſs er geklagt hätte, daſs dieſer Fürſt an den Unruhen Schuld ſey; welches nur zu ſehr ſeine Richtigkeit hatte. Waren nicht ſelbſt der Brief, den Iakob nicht adoptiren wollte, ſo wie diejenigen Briefe, die Barnevelt an andere Fürſten ſchrieb, um die Synode zu vereiteln, eine Wirkung ſeines muthvollen und aufgeklärten Patriotismus? Konnte er mit gleichgültigen Augen ſehen, daſs die Generalſtaaten die heiligſten Grundſätze der Union aufhoben, indem ſie ſich das Recht anmaaſsten, durch Mehrheit der Stimmen eine Nationalſynode zu berufen, deren Zuſammenberufung von der einſtimmigen Bewilligung aller Glieder der Föderation abhing, und die ſich deſſen ungeachtet in einer Stadt der Provinz Holland gegen den Willen der Staaten dieſer Provinz verſammeln ſollte?

Noch mehr. Wenn er den Gesandten in fremden Ländern Instruktionen ertheilte, die den von den Generalstaaten ihnen gegebenen Instruktionen entgegen liefen, so antwortete er ganz richtig, dass er, vermöge seines Amts verpflichtet, über das Interesse der Republick zu wachen, nur seines Rechts sich bedient habe, wenn er dergleichen Instruktionen, aus Furcht dass dieselben, so bald sie einer grossen Versammlung bekannt würden, verrathen werden mögten, für sich im Stillen ertheilet hätte. Man beschuldigte ihn auch noch, dass er die Geheimnisse des Staats offenbaret, und eine wichtige Allianz vereitelt, die Staatsgelder verschwendet und grosse Geschenke von fremden Fürsten, ohne es anzuzeigen, empfangen habe. Man hielt sich sehr dabei auf, dass er den Prinzen von Oranien verläumdet, und gesagt habe, Moritz strebe nach der Souveränität. Das hatte aber Moritz auch mit der That gezeigt, indem er sich in einer freien Republick eine, selbst in den

meisten Monarchien unerhörte, Gewalt anmaaßte. Hieße es nicht, den gemeinen Menschenverstand beleidigen, wenn man behaupten wollte, die Souveränität bestünde nur in einem leeren Titel; und wenn man die willkührlichsten und kühnsten Unternehmungen des Despotismus, die man an Moritz billigte, verheimlichen, oder entschuldigen zu können wähnte? Die Richter fühlten wohl, daß unter dem Gemengsel der verschiedenen Klagepunkte sich nichts fände, das die Todesstrafe verdiente; auch schlagen die Generalstaaten vor, daß man in ihrem Namen den verschiedenen Provinzen melden mögte, daß noch andere, weit schwerere Klagepunkte wider Barnevelt da wären, die sich auf den Verdacht seines Einverständnisses mit dem Feinde gründeten; allein, da man ihn auf die Tortur würde bringen müssen, um ihn zum Geständnisse zu zwingen, so habe man lieber seines hohen Alters wegen seiner schonen wollen. Nach dem Urtheil dieser sanftmüthigen

Richter, war es alſo ein Uebermaaſs von Gnade und Barmherzigkeit, daſs man den Kopf des Greiſes unter dem Schwerdte des Henkers fallen lieſs!

*Sentenz über Hogerbeets und Grotius.*

Es iſt Sitte, daſs, ſo bald eine Hinrichtung vorbei iſt, das Schaffot weggeſchaft wird. Der Anblick eines ſolchen Gegenſtandes iſt nicht ſehr erfreulich, beſonders in einer Stadt, wo die Mitglieder des Staats und der Gerechtigkeitspflege ſich verſammeln. Deſſen ungeachtet blieb dieſesmal daſſelbe mehrere Tage lang ſtehen. Man behielt ſo gar drei Nachrichter zurück, die man hatte kommen laſſen; und der todte Ledenberg wurde mit ſeinem Sarge an einen Galgen gehenkt. Durch dieſe Trauerſcenen wollte man den übrigen Gefangenen Furcht einjagen. Man durfte ſie nicht ſtrafen, weil man beſorgen muſste, Abſcheu und allgemeine Rachbegierde zu erregen. Um ſie aber auch nicht als unſchuldig frei zu ſprechen,

ſo wollte man ſie zwingen, ſich für ſchuldig zu erkennen, und um Gnade zu bitten. In dieſer Abſicht begaben ſich drei Richter zu Hogerbeets, um ihn zu überreden, daſs er dieſen Schritt thun, oder wenigſtens ſeinen Freunden erlauben möchte, daſs ſie denſelben für ihn thäten. Hogerbeets verwarf dieſe beiden Vorſchläge mit muthigem Stolze. „Wohlan denn, ſagte einer von den Richtern, ſo machen Sie ſich fertig, Barnevelt zu folgen. Das Schaffot ſtehet noch". Die Gattin des Grotius zeigte um dieſelbe Zeit eine, einer groſſen Frau würdige, Feſtigkeit. Eine Perſon von Anſehn rieth ihr, daſs ſie für ihren Mann um Gnade bitten ſollte. „Nein; ſagte dieſe brave Frau mit gerechtem Unwillen, wenn er den Tod verdient hat, ſo ſchlage man ihm den Kopf ab". Sie lieſs ſich unterdeſſen bereden, zum Prinzen zu gehen und mit demſelben zu ſprechen. „Gerechtigkeit, oder Gnade; ein Drittes giebt es nicht;" ſagte dieſer in einem trocknen lakoniſchen

Tone. Diese fürchterlichen Vorbedeutungen veranlassten die Verwandten der beiden Gefangenen, sich mit einander zu berathschlagen. Die Meinungen waren, wie gewöhnlich, getheilt; indessen stimmten sie darin überein, dass sie den edelsten, obgleich gefährlichsten Weg einschlagen, und das Urtheil der Richter abwarten wollten. Hogerbeets und Grotius machten sich gefasst, das Loos des Barnevelt mit demselben zu theilen. Sie wurden vorgefordert, ihre Sentenz zu vernehmen. Iedoch ob sie gleich beinah eben der Verbrechen beschuldigt wurden, die dem Barnevelt den Kopf gekostet hatten, so begnügte man sich doch damit, sie zu einer lebenslangen Gefängnissstrafe und zur Confiscation ihres ganzen Vermögens zu verurtheilen. Grotius antwortete nichts; allein in der Folge machte er die beredte Apologie bekannt, die die eigentlichen Grundgesetze der Constitution und die Ungerechtigkeit der ganzen Prozedur in ein so helles Licht setzt, dass man nie etwas

darauf hat antworten können. Hogerbeets beklagte sich sehr, daſs seine Sentenz nicht seinen Erklärungen gemäſs wäre. Man gebot ihm Stillschweigen. Nun schlug dieser niederländische Aristides sich an die Brust und wandte die schönen Verse des Horaz auf sich an, in welchen derjenige, den Vorwürfe nicht blaſs machen können, weil er selbst sich nichts vorzuwerfen hat, sich einer ehernen Mauer vergleicht *).

*Hogerbeets und Grotius werden nach Louvestein ins Gefängniſs geführt.*

Die beiden unglücklichen Staatsbürger wurden nach einem, am Zusammenfluſs der Maas und der Waal gelegenen Schlosse, Louvestein genannt, abgeführt, welches seidem mehrern berühmten Schlachtopfern der Staatsklugheit zum Gefängnisse gedienet hat, und dadurch, so wie

---

*) Hic murus aheneus esto,
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.

durch die Benennung der Louvesteinischen Faktion, die man in der Folge der republikanischen Partei gab, sehr bekannt geworden ist. Die einzige Gnade, die sie erlangen konnten, bestand darin, dass sie einen Abschiedsbesuch von ihren Verwandten annehmen durften. Man erlaubte ihren Gattinnen, ihnen in ihren Gefängnissen beizustehen und sie zu trösten; allein alle Gemeinschaft zwischen den beiden Zimmern, in welchen sie sassen, war abgeschnitten. Die beiden Gattinnen konnten weder sich sprechen, noch das Schloss verlassen. Eine Strenge, die der Gattin des Hogerbeets nach ungefähr vier Monaten das Leben kostete. Die Frau des Grotius musste, ihrer Angelegenheiten halber sich aus dem Schlosse entfernen; und nun versagte man ihr vier Monate lang die Freiheit, dahin zurück zu kehren. Erst lange nachher erhielt sie dieselbe; und nun wurde ihr zugleich erlaubt, alle Wochen wenigstens einmal ausgehen zu dürfen. Grotius suchte, seitdem er sei-

ne Freiheit verloren hatte, im Umgange mit den Musen und unter der Verfertigung mehrerer gelehrten Werke seines Kummers und Unglücks zu vergessen. Er schrieb einige Erbauungsbücher, die noch während seiner Gefangenschaft ans Licht kamen. Man siehet wohl, daſs die Staaten ihn aus dem Grunde nicht sehr genau bewachen lieſsen, weil sie seine Feder fürchteten; wenigstens war diese Furcht die Ursache, warum sie, statt ihn zu verbannen, ihn zu einer lebenslangen Gefangenschaft verurtheilten. Ein neuer Zug von Ungerechtigkeit; weil man nach den Landesgesetzen nur einen Angeklagten fest setzen, nicht aber die Gefangenschaft zur Strafe für einen Verurtheilten machen konnte.

*Sentenz über Moersberg, De Haan und Uitenbogard.*

Der Herr von Moersberg, welcher zu Utrecht eine der ersten Rollen unter der Partei der Freiheit gespielt, und den man

im Münsterischen arretirt hatte, zeigte im Anfange eben so viel Festigkeit, als die andern Gefangenen. Durch die Bitten seiner Gattin erweicht, gab er endlich nach, und hielt um Gnade an. Auf Anhalten des Grafen von Emden und des Ritters Carleton wurde seine Strafe in eine sechsjährige Verbannug verwandelt. Ueber De Haan, welcher Pensionär von Haarlem, und ein Mann von erprobter Frömmigkeit war, übrigens aber sich durch die Flucht gerettet hatte, sprach man das Urtheil, dass er vor Verlauf von funfzehn Iahren nicht wieder ins Land zurück kehren, und sein Vermögen zur Hälfte eingezogen werden sollte. Er nahm hierauf seine Zuflucht zum Herzoge von Hollstein, dessen Zuneigung er durch seine Verdienste gewann, und wurde sein Geheimer Rath. Der Prediger Uitenbogard war beständig zu Antwerpen. Er wurde zu einer lebenslangen Verbannung verurtheilt, und sein ganzes Vermögen zog man ein. Man sagte ihm nach, dass er an allen

Unternehmungen Barnevelts Theil genommen hätte; jedoch, da man ihm nichts beweiſen konnte, ſo fand man gut, ſeine Sentenz zu ſprechen, ohne ſie durch Gründe zu unterſtützen; damit, wie Sylla ſagte, er keinen Vorwand hätte, Schmähſchriften gegen die Richter zu ſchreiben. Allein warum fürchteten ſich die Richter, ihre Gründe anzuführen, wenn ſie deren hatten, die hinreichend und beweiſend waren? Uitenbogard war gerade derjenige, gegen den Moritz am heftigſten aufgebracht zu ſeyn ſchien. Seine Verbindung mit Barnevelt war nicht die einzige Urſache dieſer Erbitterung. Man giebt eine andere an, die nur zu ſehr dazu geeignet iſt, Moritzen zu charakteriſiren, als daſs ſie mit Stillſchweigen dürfte übergangen werden. Uitenbogard hatte einen gewiſſen Johann von Paris zum Tode begleitet, der, weil er einen Juwelier in Amſterdam beſtohlen und ermordet hatte, zum Rade war verurtheilt worden. Dieſer Böſewicht war Moritzens erſter

Kammerdiener gewesen, und hatte demselben mehrere geheime Dienste erzeigt, die mehr Klugheit als feinen Geschmack erforderten. Kurz, dieser ehrlose Diener und Vertraute der geheimen Vergnügen Moritzens glaubte, von Gewissensbissen gepeinigt, sein Herz in den Schooss des ehrwürdigen Predigers ausschütten zu müssen. Uitenbogard lernte vermittelst dieser Offenherzigkeit alle Springfedern kennen, die Moritz in Bewegung setzte, um mit seinen Vergnügungen zu wechseln und sich wegen seines scheinbaren Coelibats zu trösten. Der Prediger, dessen Sitten rein und einfach waren, konnte sich nicht enthalten, die Zähne zusammen zu beissen, als er erfuhr, welche Frauenspersonen bei der Nacht in das Zimmer des hitzigen Vertheidigers der reinen und seligmachenden Religion geführet würden. Ihm wurden selbst so merkwürdige Anekdoten in Absicht auf Moritzens Serail mitgetheilt, dass man, wie er sich ausdrückte, Mühe haben würde, sie zu glauben, wenn man sie

einſt, nach einigen Iahren im Himmelt aufgezeichnet finden ſollte. Auch nicht den mindeſten weitern Zug lieſs er über dieſes Geheimniſs der Wolluſt bekannt werden. Alles, was man erfahren hat, iſt dieſes, daſs Uitenbogard, nachdem er, als Prediger geglaubt hatte, Moritzen warnen und zur Beſſerung ermahnen zu müſſen, auch ſogleich bemerkt habe, daſs ſein Eifer miſsfalle. Moritz konnte das Uebermaaſs ſeines Unwillens nicht verbergen. Er warf, im erſten Anfalle des Zorns ſeinen Hut an die Erde, trat denſelben mit einer Art von Raſerei unter die Füſſe, wollte niemand, wer es auch ſey, ſprechen, und nahm den ganzen Tag weder Speiſe noch Trank zu ſich.

### *Koſten des Proceſſes.*

Es ſcheinet, daſs die Koſten dieſes berüchtigten Proceſſes ſich ſehr hoch beliefen. Die Richter empfiengen jeder zweitauſend vierhundert Gulden aus der Generalcaſſe, und hundert funfzig Gulden aus der

Caſſe einer jeden Provinz. Die Fiſkale, der Greffier und mehrere Andere wurden eben ſo reichlich bezahlt. Der Graf Ernſt Caſimir von Naſſau, welcher bei Gelegenheit der Utrechter Revolution die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte, erhielt vierzigtauſend Gulden für ſich.

*Confiſcation des Vermögens der Verurtheilten.*

Damit dieſe verſchiedenen Koſten konnten beſtritten werden, ſo wurde das Vermögen der Verurtheilten confiscirt. Iedoch die Verwandten dieſer Unglücklichen hielten um die Freiheit an, dieſes Vermögen, Kraft eines Privilegiums, welches ihnen dieſe Erlaubniſs zuſicherte, für die mäſſige Summe von achtzig Gulden wieder an ſich zu kaufen; und dieſes Geſuch verwirrte die Richter. Der König von Frankreich unterſtützte übrigens daſſelbe. Um nicht eine ſo ſchöne Frucht ihrer Arbeit zu verlieren, ſo fanden ſie für gut, die Verurtheilten des Verbrechens der belei-

digten Majeſtät ſchuldig zu erklären, eines Verbrechens, welches den Anſpruch auf das gedachte Privilegium aufhebet. Zufolge dieſer ſchönen Erfindung machten ſie länger als ein Iahr nachher bekannt, daſs es ihre Abſicht geweſen wäre, die Gefangenen um dieſes Verbrechens willen zu verurtheilen, obgleich man vergeſſen hätte, dieſes in der Sentenz zu bemerken. Die Staaten von Holland ſetzten ſo gar feſt, daſs man innerhalb ſechs Iahren keine Vorſtellung, die dieſen Gegenſtand beträfe, annehmen ſollte. Nie beſtätigte ſich die Bemerkung, welche Plinius machte, daſs nämlich diejenigen, die des Verbrechens der beleidigten Majeſtät beſchuldigt werden, daſſelbe nicht begangen haben, auffallender, als bei dieſer Gelegenheit.

### *Verſchiedene Urtheile über dieſe Prozeduren.*

Dieſe Prozeduren, ſo wie diejenigen des Conciliums, wurden von dem Engländiſchen Geſandten feierlich gebilliget, und

nur der eine Umſtand miſsfiel ihm, daſs man den Namen ſeines Herrn aus der Vorrede zu den Artikeln der *Synode* weggelaſſen hatte. Dieſer Fehler wurde indeſſen bald verbeſſert; man druckte alle Exemplare um, in welchen derſelbe ſich befand. Die Staaten dankten dem Geſandten für ſeine Aufmerkſamkeit, und verſprachen mit einer Wärme, die aufrichtig zu ſeyn ſchien, daſs ſie ſich dem Dienſte Seiner Majeſtät weihen würden. „Sehet da, ſagte der Geſandte, die Früchte der Revolution, die durch die Gnade Gottes, den Rath Seiner Majeſtät, und das glückliche Zuſammentreffen der Umſtände iſt bewirkt worden. Die Uebelgeſinnten haben endlich die Züchtigungen erfahren, die ſie verdienten.“ Man bemerkte noch, daſs der gröſſeſte Theil des Vokls ſich gegen die Verurtheilten erklärte. Dieſe Stimmung war kein Wunder, weil man ſich Mühe gab, die ſchändlichſten Gerüchte in Abſicht auf die Treue dieſer Unglücklichen in Umlauf zu bringen und zu un-

terhalten. Die Triebfeder, deren die Tyrannei ſich beſonders zu ihrem Vortheil zu bedienen wuſste, war der Vorwand der Religion. Die Rede betraf Gegenſtände, von denen das Volk nichts verſtand. Die Unterſchiede waren ſo unmerklich, daſs, als man dem Volke neue Prediger gab, es leicht war, daſſelbe glauben zu machen, was man wollte. Eine prunkvolle, feierliche Verſammlung von nationalen und fremden Geiſtlichen war recht dazu geeignet, den groſſen Hauffen zu blenden. Dieſer ſah die Leidenſchaften nicht, die die ganze Maſchine in Bewegung ſetzten; wie konnte er ſich für Leute intereſſiren, die von ſo ehrwürdigen, angeſehenen Männern, als Störer der Religion und Tugend gebrandmarkt wurden?

*Allgemeiner Unwille gegen die Richter.*

Als die erſten Anfälle des fanatiſchen Wahnſinnes nachlieſſen und die Deckmäntel, unter welchen man die Wahrheit

versteckt hatte, zum Theil weggezogen wurden, sahen sich die Urheber der blutigen Prozeduren den Wirkungen eines allgemeinen Unwillens und Abscheues ausgesetzt. Diesen auffallenden Triumph hatte hauptsächlich die Dichtkunst davon getragen. Obgleich die, unter dem Drama: „Palamedes“ sehr sinnreich versteckte, Geschichte des unglücklichen Barnevelt *) nicht mit der Kunst und Gewandheit behandelt ist, die man in der Folge von einem gebildetern Geschmack erwarten konnte; obgleich die Länge der Dialogen das Interesse der Handlung schwächet; so werden doch diese Fehler und Unregelmässigkeiten durch die treffenden starken Züge reichlich vergütet, die der männliche kräftige Pinsel der Poesie im Namen der Freiheit entwirft, um die Unschuld zu rächen und die Tyrannei zu züchtigen. Wärme, Nachdruck und

*) Dieses Drama kam 1625 sogleich nach Moritzens Tode heraus.

ſchöpferiſche Einbildungskraft kann man dem Dichter Vondel nicht abſprechen. Der Gebrauch, den er von ſeinen Talenten machte, brachte ſeinem Muthe einen unſterblichen Ruhm; und der Erfolg zeigte auf eine auffallende Art, was ſein Genie auf die allgemeine Meinung zu wirken vermögte.

Die durchdringenden Geiſſelhiebe, mit denen er die Urheber der ſchändlichen Prozeduren zu züchtigen den Muth hatte, trugen nicht wenig dazu bei, dieſe in Verachtung zu bringen. Bald konnten ſie ſich gar nicht mehr ſehen laſſen, ohne ſich dem bitterſten Spotte auszuſetzen. Es wird dem Leſer nicht miſsfallen, davon einige Beiſpiele zu erfahren. „Die Welt iſt ſehr boshaft“ ſagte eines Tages der Rechtsgelehrte Cornelius Boſch zu van Zanten, „man legt Ihnen Dinge zur Laſt, die ich nicht glauben kann. Man ſagt, daſs Sie nicht viel Verſtand hätten. Das kann aber nicht wahr ſeyn, da Sie

in Barnevelt einen Hauptverbrecher haben entdecken können, den, wie ich gewiſs verſichert bin, die gröſſeſten Rechtsgelehrten nicht in ihm würden gefunden haben. Auch wird behauptet, daſs Sie das Geld liebten. Man hat aber ſicher Unrecht, da Sie für zweitauſend vierhundert Gulden gethan haben, was ich für alles Gold — der ganzen Welt nicht thun mögte.„ Einem andern von den vier und zwanzig Richtern machte man wegen der Sentenz Vorwürfe. Er vertheidigte ſich mit der Behauptung, daſs man jederzeit das Urtheil ſolcher Perſonen, die daſſelbe zuſprechen befugt wären, billigen müſste. „Man muſs alſo, verſetzte die mit gegenwärtige Gattin des Grotius, das Urtheil des Caiphas auch billigen.“ „Ich habe viel Feinde, ſagte Broekhoven, einer von den Vvierundzwanzigen; allein wenn dieſe Grauſamen wüſsten, was ich leide, ſie würden Mitleiden mit mir haben.“ Viele von den Richtern ſtarben unter Gewiſſensbiſſen und mit der Angſt der Ver-

zweiſſelung. Muis, Balljuw von Dordrecht, ſtarb, von aller Welt verlaſſen. Niemand wollte ſeine Leiche begleiten, und der Haſs gieng ſo weit, daſs man ausſprengte, der Teufel hätte ſeinen Leichnam aus dem Grabe geholt. Reinier Pauw, bekannt für einen Spötter der Religion, wiewohl er ihren Namen miſsbraucht hatte, um die ſchändlichen Prozeduren, an denen er den gröſsten Antheil nahm, auszuführen, wurde von dem Unwillen aller verfolgt. Man beſchuldigte ihn, ſo wie auch Aarſens, eines Einverſtändniſſes mit falſchen Geldmünzern, und ſelbſt mit dem Feinde. „Vornehme und Geringe, ſagt einer ſeiner Zeitgenoſſen, hätten ihn, wie Gaſſenkoth, unter die Füſſe getreten, wenn nicht der Prinz von Oranien ihn in Schutz genommen hätte.“ Wer würde nicht den tragiſchen, aber ehrenvollen Tod des Barnevelt Moritzens ſchimpflichem Triumphe und dem Leben ſeiner, vom Gefühl eigener Schuld gepeinigter, Werkzeuge weit vorziehen?

*Der Statthalter von Friesland, Wilhelm Ludwig stirbt.*

Ohne Zweifel würde Moritz den Titel der Macht, die er wirklich besafs, sich beigelegt, und die Souveränität auf seine Nachfolger gebracht haben, wenn nicht, wie es scheint, die Mehrheit der damaligen, Statthalter ihn daran verhindert hätte. Derjenige von Friesland, von Groningen und Ommelande und von Drenthe besafs nur eine ziemlich eingeschränkte Gewalt. Konnte aber Moritz sich souverän nennen, während dessen zwei oder, wenn man Drenthe mit einrechnet, selbst drei Provinzen die republikanische Form und Rechte beibehielten? Auch versichert man, dafs der Graf Wilhelm Ludwig, da er sah, dafs in den übrigen Provinzen die Revolution mit weit gröfserer Leichtigkeit zu Stande kam, als er geglaubt hatte, versuchte, eine ähnliche Veränderung in den Provinzen, deren Statthalter er war, zu bewirken. Iedoch zu eben der Zeit, da er an Moritz schrieb, um mit demselben auf den

Fall, daſs dieſer unvermuthet ſterben mögte, ſeine Verabredung zu nehmen, wurde er ſelbſt von einem Schlagfluſſe getroffen, der ihn innerhalb weniger Tage der Welt entriſs. Er war ein Sohn Johanns von Naſſau, älteſten Bruders Wilhelms I. Prinzen von Oranien. Seine Gemahlin war Moritzens Schweſter, mit der er jedoch keine Kinder hatte. Den vereinigten Provinzen und beſonders der Provinz Frieſsland hatte er die gröſſeſten Dienſte erwieſen, und dieſe letztere durch eine geringe Anzahl von Soldaten glücklich zu vertheidigen gewuſst. Seine Abſichten und Unternehmungen erregten zuweilen Verdacht. Allein, ſey es, daſs derſelbe ungegründet war, oder daſs Wilhelm Ludwig keine Möglichkeit ſah, ein auf ſeine Freiheit ſo eiferſüchtiges Volk zu unterjochen, genug er benahm ſich mit ſo vieler Mäſſigung und Gelindigkeit, daſs ſein Verluſt allgemein bedauert wurde.

### *Moritz wird Statthalter von Groningen, Ommelande und Drenthe, und der Graf Ernſt Caſimir, von Frieſsland.*

Sein Tod ſpannte die ganze Aufmerkſamkeit der Frieſsländer. Die in den andern Provinzen vorgegangene Revolution war eine groſſe Lehre für ein Volk, das ſeine Freiheit liebte. Man kann ſich daher nicht darüber wundern, daſs mehrere Mitglieder der Staaten von Frieſsland und Groningen den Vorſchlag thaten, die Statthalterſchaft ganz eingehen zu laſſen. Moritz ſelbſt fühlte wohl, wie ſchwer es ſeyn würde, dieſe entlegenen Provinzen zu regieren. Er fürchtete den unruhigen, verdachtſüchtigen Geiſt des Volks. Es gelang ihm indeſſen, die Staaten von Groningen und Ommelanden, ſo wie auch Drenthe zu gewinnen, die ihm auch die Regierung übertrugen. Die Stadt Groningen behielt ſich dabei vor das ganze Recht, die Glieder ihres Raths zu wählen, welches ſie dem Grafen Wilhelm abzutreten ſich genöthigt geſehen hatte,

wieder haben zu wollen. Allein die Frieſsländer hielten zu feſt an ihrer Freiheit, als daſs ſie ſich Moritzen hätten ergeben ſollen. Sie hörten nicht einmal auf die Vorſtellungen des Grafen Heinrich Friedrich, der ebenfalls nach dieſer glänzenden Würde ſtrebte. Sie fürchteten ohne Zweifel, daſs, da derſelbe wahrſcheinlicher Erbe des Prinzen Moritz, ſeines Bruders, war, er einmal die ſämmtlichen Statthalterſchaften in ſeiner Perſon vereinigen mögte. Sie richteten ihre Wahl auf den Grafen Ernſt Caſimir von Naſſau, einen Bruder Wilhelm Ludwigs. Derſelbe Geiſt der Freiheit herrſchte in der Inſtruktion, die ſie für den neuen Statthalter anfertigten. Es wurde ihm zur Pflicht gemacht, den Staaten des Landes und ihren Deputirten die Ehre und Achtung zu erweiſen, die ihnen zukämen, und die Rechte der Souveränität auf keine Weiſe anzugreiffen. Er war ſchuldig, gemeinſchaftlich mit den Deputirten der Staaten ſich der Rechte, der Privile-

gien und der Vertheidigung des Landes anzunehmen. Er konnte nur zu Militärſtellen, die die Staaten nicht beſetzten, Subjekte ernennen, und ohne Bewilligung der Staaten durfte er weder die Beſatzungen verlegen, noch ihre Commandanten verändern. Man verbot dem neuen Gouverneur, ſo wie man es auch ſchon den vorigen unterſagt hatte, ſich liegende Gründe in der Provinz anzukauffen. Eine Clauſel, die in einer kleinen Provinz, wo der Beſitz eines liegenden Eigenthums Recht zur Regierung giebt, ſehr nöthig war. Ernſt Caſimir verſprach auch eidlich, die Entſcheidungen der Dordrechter Synode zu handhaben, die die Kirchenzucht betreffenden Artikel ausgenommen. So dienten alſo die der Freiheit in den andern Provinzen verſetzten Streiche nur dazu, die Staaten von Frieſsland deſto beſorgter für die Aufrechterhaltung der ihrigen zu machen. Moritz würde daher Mühe gehabt haben, wenn er in Frieſsland ſolche Veränderungen, wie in

den andern Provinzen, hätte treffen wollen; wie es nach einem damals laufenden Gerüchte ſeine Abſicht geweſen ſeyn ſoll.

Einige ſind der Meinung geweſen, daſs Moritz, um ſich für ſouverän zu erklären, nur den Ausgang der Böhmiſchen Unruhen hätte abwarten wollen. Die Proteſtanten dieſes Königreichs, müde, dem Hauſe Oeſtreich, oder vielmehr römiſchkatholiſchen Königen, unter welchen ihre Privilegien ungeſcheut verletzt worden waren, länger zu gehorchen, hatten angefangen, unter lobenswürdig ſcheinenden Vorwendungen Conföderationen zu formiren, und damit geendigt, daſs ſie der Herrſchaft Ferdinands II. abſchwuren. Sie ermunterten ſich durch das Beiſpiel der Niederlande, ohne zu bedenken, daſs die Belgiſche Republick den Fortgang ihres Verſuchs nur glücklichen Umſtänden, und beſonders ihrer Entfernung von Spanien zu danken hätte; da hingegen Böh-

men an die Erbländer der Kaiſers gränzte, und derſelbe eine ſtarke Armee bis vor die Thore der Stadt Prag könnte marſchiren laſſen. Barnevelt, der ſich noch an der Spitze der Regierung befand, als die erſten Funken dieſer Revolte aufſprühten, hatte dieſelbe laut getadelt; es ſey nun, daſs er ihren unglücklichen Ausgang vorherſah, oder auch, in ſofern der Waffenſtillſtand beinah zu Ende war, glaubte, die Republick müſſe ſich darauf einſchränken, ihr Territorium zu vertheidigen, ohne ſich in die Streitigkeiten eines entfernten Landes zu miſchen. Das Unglück dieſes Staatsbeamten veränderte das ſo weiſe Syſtem. Die Generalſtaaten, vielleicht aus einem gewiſſen Stolze, die Zahl der Republicken zu vergröſſern, vielleicht auch, um den Einfluſs der proteſtantiſchen Union im Reiche zu verſtärken, dachten im Ernſte darauf, den Rebellen beizuſtehen. Der Churfürſt von der Pfalz, der Prinz Moritz und der König von England verabredeten ſich,

die Fürſten der Union dahin zu bringen, daſs ſie ſich für die Böhmen erklärten. Da nach dem Abſterben des Kaiſers Matthias eine Art von allgemeiner Verſchwörung gegen Ferdinand entſtand, ſo eilten die Generalſtaaten, den Verſchworenen eine Unterſtützung von funfzigtauſend Gulden monatlich, ſo wie den Fürſten der proteſtantiſchen Union eine ähnliche Summe, zuzuſtellen. Nachdem die Böhmen lange unſchlüſſig geweſen waren, ob ſie ihrer Regierung eine republikaniſche, oder hingegen eine monarchiſche Form geben ſollten, ſo wählten ſie endlich das letztere. Sie richteten ihre Augen auf den Churfürſten von der Pfalz, Friedrich V. *), welcher ſeit langer Zeit nach dieſer gefährlichen Krone ſtrebte. Er war der Schwiegerſohn des Königs von England und ein Neveu des Prinzen von Oranien

*) Seine Mutter war Louiſe Iuliane, eine Tochter Wilhelms I, Prinzen von Oranien und Charlottens von Bourbon von Montpenſier. Der Churfürſt war alſo dem königlichen Hauſe von Frankreich verwandt.

und des Herzogs von Bouillon *). Man kann leicht denken, daſs die beiden Onkel nicht wenig beitrugen, den Ehrgeitz ihres Neveu anzufeuren; und daſs Barnevelt, der dieſen Plan miſsbilligte, eben dadurch ſeine Feinde nur mehr erbittern muſste. Man verſichert ſelbſt, daſs Moritz nur den glücklichen Erfolg dieſes Plans abgewartet hätte, um ſich für ſouverän zu erklären, überzeugt, daſs es keinen Titel gäbe, den man dem Onkel eines Königs verweigern dürfe. Gewiſs iſt es wohl, daſs die Böhmen hofften, daſs die Verwandtſchaft ihres neuen Souveräns ihnen groſſen Beiſtand von Seiten Englands und der vereinigten Provinzen verſchaffen würde, und daſs Moritz die Generalſtaaten dahin zu bringen ſuchte, der von den Spaniern bedroheten Pfalz zu

*) Der Herzog von Bouillon brannte vor Verlangen einen gekrönten Neveu zu haben. Er ſchrieb ſeinen Freunden in Frankreich: Daſs er in Deutſchland Könige machte, während deſſen Ludwig XIII. zu Fontainebleau nur Ritter kreire.

Hülfe zu eilen. Doch, um eben die Zeit, da Eifer für die Religion und Achtung für das königliche Haus den Engländern eine allgemeine Wärme für den neuen König von Böhmen einhauchten, sahen sie, daſs er von ihrem eigenen Monarchen schändlich verrathen wurde. Dieser immer schwache Fürst, auf dessen Allianz, und vielleicht Versprechungen der Churfürst seinen Ehrgeitz gegründet hatte, war der erste, der denselben verlieſs. Vom spanischen Hofe, der ihm immer zu einer Vermählung seines Sohns mit einer Infantin Hofnung gemacht hatte, lieſs er sich gewinnen. Unter dem Vorwande, daſs es Unterthanen nicht erlaubt sey, eine Krone zu verschenken, war er der Einzige unter allen protestantischen Fürsten, der seinem Schwiegersohne den Titel eines Königs verweigerte. Der französische Hof, aufgebracht gegen den Prinzen von Oranien, und regiert von einem an Spanien verkauften Günstling, (de Luines) gab auch unter diesen Umständen

das politiſche Syſtem Heinrichs IV. auf, und unterſtützte das Haus Oeſtreich. So konnte denn der neue Monarch, dieſer Schneekönig, wie man ihn nannte, weil ſeine königliche Würde nur einen Winter hindurch währte, nachdem er ſich die ſtärkſten Unterſtützungen beider Königreiche verſprochen hatte, kaum einen ſchwachen Beiſtand von den vereinigten Provinzen erhalten. Sie waren genöthigt für ihre eigene Sicherheit zu wachen, weil der Waffenſtillſtand beinah zu Ende war, und theils die Oeſtreichiſchen Niederlande eine anſehnliche Kriegsmacht auf den Beinen hatten, theils auch die noch nicht gedämpften innern Unruhen nicht erlaubten, daſs man das Land von Truppen entblöſste. Der Prinz von Oranien, ein gröſſerer Kriegsheld als Staatsmann, ſchmeichelte ſich unterdeſſen, daſs Furcht vor dem Könige von England die Spanier von einem Einfall in die Pfalz abhalten würde. Da es ihm aber nicht mehr möglich war, ſich über die Abſicht

einer Armee von zwei und dreissig tausend Mann zu täuschen, die sich in den Oestreichischen Niederlanden in Bewegung setzte, so erlangte man doch so viel, dass der König Iakob einigen reichen Engländern erlaubte, auf ihre Kosten zu werben. Sie brachten ein kleines Corps von zweitausend vierhundert Mann auserlesener Truppen zusammen, über welche der brave Ritter, Horatius Vere das Commando übernahm. Ehe indessen dieses schwache Hülfscorps sich mit der Armee der Staaten, die nur aus zwölftausend Mann Fussvolk und viertausend Mann Reuterey bestand, vereinigen konnte, so hatte schon Spinola, nachdem er Dietz in der Grafschaft Nassau eingenommen und geplündert, sich des grössesten Theils der Pfalz bemächtigt. Um das Maass des Unglücks voll zu machen, vernahm man beinah zu gleicher Zeit, dass der unglückliche Friedrich die grosse und entscheidende Schlacht bei Prag verloren habe, und auf einmal vom Throne geworfen und aus

ſeinen Erblanden verjagt ſey. Moritz war bis in die Nachbarſchaft von Weſel vorgerückt. Da er aber ein, von Velasco kommandirtes, Detaſchement Spanier vor ſich hatte, ſo glaubte er, es ſey genug, ſich den Spaniern zu zeigen, und es gerade ſo, wie im Cleviſchen Succeſſionskriege zu machen, damit der Waffenſtillſtand nicht gebrochen werde. Erſt einen Monat nach der Einnahme der Pfalz lieſs er drei - bis viertauſend Mann dahin marſchiren, unter welchen ſich die zweitauſend vierhundert Mann neugeworbener engliſcher Truppen befanden. Obgleich Friedrich Heinrich an der Spitze dieſes Corps ſtand, ſo waren doch die Chefs deſſelben beſtändig uneinig unter einander; und da ſie von den Fürſten der proteſtantiſchen Union ſchlecht unterſtützt wurden, ſo konnten ſie nichts ausrichten. Als der Winter ſich näherte, riefen die Staaten ihre Cavallerie zurück; und die übrigen Truppen cantonnirten in den Städten Mannheim, Heidelberg und Franken-

thal, die der Sieger nicht eingenommen hatte. Der ganze Nutzen dieſes Feldzugs beſtand in der Erbauung eines Forts auf einer kleinen Rheininſel zwiſchen Bonn und Köln, vermittelſt deſſen Moritz den Spaniern die Schiffarth auf dieſem Fluſſe abſchnitt. Die Staaten ſandten ein Detaſchement Cavallerie dem entflohenen Könige entgegen, der im folgenden Monate März mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern in dem Haag ankam.

*Die Remonſtranten werden verfolgt.*

So lieſſen ſich die vereinigten Provinzen zu einer Zeit, wo ſie auf dem Punkte ſtanden, mit Spanien in Krieg verwickelt zu werden, in Händel ein, von denen ſie nicht den geringſten wirklichen Vortheil erwarten konnten, und opferten ſich für ein Intereſſe auf, worauf nur in Monarchieen Rückſicht genommen wird. Seitdem die Truppen anfiengen zu marſchiren, beliefen ſich die auſſerordentlichen Ausgaben auf beinahe drei mal hun-

derttausend Gulden monatlich. Alle guten Patrioten, die dem alten System ergeben waren, seufzten über diesen Verlust. Statt daſs man den Staat durch weise und gemäſsigte Maaſsregeln hätte befestigen sollen, fuhr man fort, die Remonstranten zu verfolgen, und durch Unterdrückung derselben das Land zu entvölkern. Ungeachtet der, einem freien Geleite gleichgeltenden, Versprechung, die man den zur Synode geforderten Remonstranten gethan hatte, wollte man diese zwingen, ihren Kirchenämtern eidlich und auf immer zu entsagen; und da sie, einen Einzigen ausgenommen, diese tyrannische Zumuthung von sich wiesen, so verbannete man sie und lieſs sie über die Gränze führen, ohne ihnen auch nur zu erlauben, ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und von den Ihrigen Abschied zu nehmen. Man machte strenge Edikte bekannt, in welchen den abgesetzten Remonstranten verboten wurde, öffentlich zu predigen. Die Universität Leyden wur-

de von allen Profeſſoren und ſelbſt Studenten, die ſich geweigert hatten, die Dordrechtiſchen Artikel zu unterſchreiben, gereinigt. So gar die Lehrer an den lateiniſchen und holländiſchen Schulen und die Organiſten muſsten dieſe Artikel unterſchreiben. Einer von den letztern verlor ſeine Stelle, weil er geſagt hatte, er wolle die Dordrechtiſchen Artikel lieber in Muſik ſetzen, als unterſchreiben. Die Generalſtaaten machten ein Edikt bekannt, in welchem den Remonſtranten die öffentliche Uebung ihrer Religion unterſagt wurde. Dieſe Strenge entflammte ihren Eifer nur noch mehr. Sie wandten allerlei Mittel an, ſich der harten Inquiſition zu entziehen. In einer von ihren Verſammlungen lieſſen ſie den Prediger in bunten Kleidern, mit einem mit Gold umfaſsten Hute, und allen andern Markmalen eines Quakſalbers ein auf Biertonnen errichtetes Schaffot beſteigen. Vier Kompagnien Soldaten zerſtreuten die Verſammlung. Der Prediger hieſs Kamphuiſen. Da er

ſich nur mit genauer Noth gerettet hatte, ſo wollte er ſich nicht weiter wagen, und er erklärte, daſs dieſe Art zu predigen zu gefährlich ſey. Seine Partei ſtellte ihm vor, wie ehrenhaft es wäre, für die gute Sache alles zu wagen; allein Kamphuiſen, für den die Siegespalme eines Märtyrers wenig Reitz hatte, verlieſs die Remonſtranten, und verband ſich mit der Sekte der Rheinsburger. Von etwa zweihundert abgeſetzten Predigern wurden mehr als achtzig aus dem Lande verbannt. Mehrere nahmen die katholiſche Konfeſſion an. Eine groſſe Menge wollte ſich keiner beſondern Sekte beigeſellen. Die Häupter der Partei hielten indeſſen ihre Verſammlungen zu Antwerpen. Die heimlichen Predigten, welche ſie in den Gegenden von Rotterdam, Hoorn, und Leyden zu halten verſuchten, wurden oft geſtöret. Sie gaben zu manchem Auflauf Anlaſs. Mehrere Perſonen wurden an verſchiedenen Orten von den Soldaten niedergemacht; und Carleton nannte das:

„böſes Blut laſſen". Da die franzöſiſchen Truppen ſich nicht gutwillig zu dergleichen Expeditionen verſtehen wollten, ſo nahm man ſeine Zuflucht zu den Engländern und Schottländern, die dann oft die gröſſeſten Ausſchweifungen begiengen. Mord, Plünderung und Raub waren mehrmals die Spuren, die ſie zurückließen. Mehrere Baljuws auf dem Lande die man in Verdacht hatte, daſs ſie den Arminianismus begünſtigten, wurden abgeſetzt. Die Herren von Veenhuiſen und van der Myle, Barnevelts Schwiegerſöhne, wurden aus der Verſammlung der Edeln von Holland ausgeſchloſſen. Den letztern verbannte man ſo gar nach der Inſel Goree. Er hatte ſich durch ſeine Geſandtſchaften in Frankreich und Venedig, und beſonders durch ſeinen brennenden Eifer für Freiheit, Geſetz, Vaterland und Einigkeit ausgezeichnet. Einige Briefe, die er nach Frankreich geſchrieben, und in welchen er ſich über die Lage ſeines Vaterlandes und ſelbſt über den Prinzen von Oranien

ſreimüthig erklärt hatte, muſsten den Vorwand, warum er in Ungnade ſiel, abgeben; eigentlich aber fürchtete man ſeinen Muth und ſeine Entſchloſſenheit. Barnevelts beiden Söhne, von denen einer Forſtmerſter und der andere Gouverneur von Bergenopzoom war, wurden ebenfalls ihrer Stellen entſetzt.

*Louiſe von Colligny wird beſchimpft.*

Louiſe von Colligny ſo gar wurde beſchimpft, ob ſie gleich verwittwete Prinzeſſin von Oranien war, und von den Häuptern der ſiegenden Partei hochgeſchätzt wurde. Sie hatte es nicht für nöthig gehalten, den Umſtänden der Zeit nachzugeben; und dachte zu groſs und edel, als daſs ſie die Remonſtranten hätte verlaſſen ſollen, ſo lange dieſen weiter nichts vorgeworffen werden könnte, als daſs ſie unglücklich ſeyen. Ihr Vater, ihre beiden Gemahle und Barnevelt, den ſie den Vater des Naſſauiſchen Hauſes

nannte, waren unter ihren Augen Opfer des Religionsfanatismus geworden; und um desto weniger konnte sie einer Partei entsagen, die auf Sanftmuth und Duldung drang. Als sie eines Tages durch Delft fuhr, warf der Pöbel Gassenkoth nach ihrem Wagen, und belegte sie mit dem Namen der Arminianerin, zu welchem Worte noch ein anderes gefügt wurde, dass dem Charakter der angesehenen Frau widersprach, und mehr nachdrücklich, als anständig war. Seit der letzten traurigen Vorfälle war sie schwächlich und niedergeschlagen. Alles machte ihr Verdacht. Ihre Furchtsamkeit gieng soweit, dass sie sich einbildete, ihr Sohn, Friedrich Heinrich sey deswegen nach der Pfalz gesandt worden, damit er daselbst dem Ehrgeitze und der Sicherheit Moritzens aufgeopfert werden könne. Sie zog sich in ihr Vaterland zurück, und starb am 9ten October 1620 zu Fontainebleau.

*Auswanderungen.*

Die Ermordungen, Einkerkerungen, Geldstrafen und Verbannungen, denen sich die Remonstranten täglich ausgesezt sahen, brachten diese Unglücklichen zur Verzweiffelung. Sie kamen auf einen Gedanken, der den vereinigten Provinzen den Untergang hätte bringen können, wenn er ausgeführt worden wäre. Mehrere nahmen sich vor, ein Vaterland, in welchem sie beständig so heftig verfolgt wurden, zu verlassen. Gustaf Adolph, König von Schweden, und Friedrich, Herzog von Holstein, aufmerksam auf die politische Unklugheit, luden die Unglücklichen ein, sich in ihren Staaten niederzulassen. Der erstere zog ihrer viele in seine neue Stadt Gothenburg. Der andere liess ihnen Patente und Privilegien zustellen, damit sie eine neue Colonie aufrichten könnten. Im Iahr 1628 legten sie den Grund der Stadt Friedrichsstadt zwischen dem Eyderflusse und dem Flusse Trenn, nicht weit vom Meere. Aber, sey es, dass sie an

ihen vaterländischen Boden zu sehr gewohnt waren, oder die holsteinischen Sitter nicht annehmen konnten, oder auch, daß der Schritt, den sie gethan hatten, die Generalstaaten veranlassen mogte, sie santer zu behandeln, genug die Niederlassung am Eyderflusse hatte nicht den Erfolg, den man sich davon versprach.

*Mehrere gefangenen Arminianer entkommen aus ihrem Verhaft.*

Was bei der Härte, mit der man gegen die Arminianer verfuhr, am meisten empörte, war, daſs mehrere Prediger zu beschimpfenden Strafen verurtheilt wurden. Samuel Prinz und Johann Grevius wurden, weil sie es gewagt hatten, in ihr Vaterland zurückzukehren, in das Verbesserungshaus gebracht, wohin nur diejenigen, die sich entehrender Verbrechen schuldig machen, gebracht zu werden pflegen. Sie waren indessen, gleich mehrern andern, die dasselbe Loos getroffen hatte, so glücklich, die Wache zu hinter-

gehen und ſich zu retten. Sie verſchafften ſich Dietriche, mit welchen ſie ihre Stuben öfneten, ſtiegen auf das Dach und von demſelben auf einer ſchwarzgefärbten Strickleiter herunter. Eine recht finſtere Nacht verhinderte, daſs ſie nicht entdeckt wurden. Der Prediger Sapma, welcher ihnen dabei behülflich war, hatte ſich aus demſelben Hauſe in den Kleidern ſeiner Frau, die ihn beſuchte, eben ſo glücklich gerettet.

*Grotius entwiſcht aus ſeinem Gefängniſſe.*

Die Entwiſchung des Grotius aus ſeinem Gefängniſſe machte unter allen andern das gröſſeſte Aufſehen; ſey es nun, daſs die ſonderbare Art, in welcher ſie vorgieng, oder auch die Wichtigkeit der Perſon ſelbſt dies Aufſehen erregte. Da die Werke, an welchen dieſer Gelehrte in ſeinem Gefängniſſe arbeitete, eine ſehr ausgebreitete Lektür erforderten, ſo erlaubte man ihm, eine groſſe Menge Bücher von ſeinen Freunden zu borgen.

Man brachte ſie ihm gwöhnlich in einem geräumigen Kaſten, den der Commandant des Forts das erſte Iahr hindurch mit der ängſtlichſten Sorgfalt unterſuchte. Da er indeſſen nie etwas anders, als Bücher und Wäſche fand, ſo fieng er nach und nach an, den Kaſten ununterſucht hin und her bringen zu laſſen. Der aufmerkſamen Gattin des Grotius entgieng dieſe Nachläſſigkeit keineswegs. Sie theilte ihrem Manne ihren Plan mit. Er fieng an zu verſuchen, wie lange er es wohl, ohne ſich zu ſchaden, im Kaſten aushalten könnte. Für alle Fälle wurde geſorgt. Man wählte einen Tag, an welchem der Commandant abweſend ſeyn muſste. Grotius begab ſich in den Kaſten; er legte den Mund an das Schlüſſelloch, um friſche Luft athmen zu können, und lieſs die leeren Stellen mit Büchern ausfüllen. Die Soldaten kamen, um den Kaſten abzuholen. Die Vorhänge des Bettes waren ſorgfältig zugezogen, und die Kleider des Gefangenen, den

man für krank ausgab, lagen auf einem Stuhle. Die Soldaten trugen den Kaſten fort, und fluchten unterdeſſen, daſs derſelbe ſo ſchwer ſey. Sie ſagten ſelbſt einer zum andern, der Arminianer muſs wohl gar darin ſtecken. Die Frau des Grotius, welche ſie beobachtete, faſste das Wort kaltblütig auf. Ia wohl ſind arminianiſche Schriftſteller genug darin, ſagte ſie, um die Soldaten auf andere Gedanken zu bringen. Die Frau des Gefangenenwärters lieſs ſich ebenfalls hintergehen. Die Wärterin des Grotius, welche um das Geheimniſs wuſste, trug durch ihre Geiſtesgegenwart nicht wenig bei, allen Verdacht zu entfernen. Sie begleitete den koſtbaren Kaſten bis zum Schiffe, das denſelben nach Gorkum bringen ſollte. Als man daſelbſt angekommen war, wollte der Schiffer den Kaſten auf einem Schlitten fortbringen laſſen; allein die treue Wärterin letzte ſich dagegen, unter dem Vorwande, daſs zerbrechliche Sachen im Kaſten enthalten wären. Der

Der Schiffer ſtellte daher denſelben auf eine Tragbahre, um mit Hülfe ſeines Sohnes ihn fort zu tragen. Ietzt konnte Grotius ſich nicht enthalten eine Bewegung zu machen, die der junge Träger bemerkte. Es iſt etwas Lebendiges im Kaſten, ſagte er zu ſeinem Vater. Höreſt du, rief dieſer der Wärterin zu, was mein Sohn ſagt? Ia wohl, erwiederte ſie, ohne ſich aus ihrer Faſſung bringen zu laſſen, die Bücher haben Leben und Bewegung. Endlich wurde der Kaſten bei einem Kaufmann abgeſetzt, welcher Daatſelaar hieſs und ein Freund des Grotius war. Man öfnete ihn mit Zittern. Doch obgleich Grotius zwei Stunden lang eingeſchloſſen geweſen war, ſo empfand er doch nur eine kleine Ermattung, als er aus dem Kaſten heraus kam. Die Augenblicke waren zu koſtbar, um ſie zu verlieren. In der Kleidung eines Arbeiters, einen Maaſsſtab und eine Maurerkelle in der Hand, gieng Grotius mit dem Maurermeiſter Johann Lambertſon, ohne er-

kannt zu werden, über den Markt und über die Merwe, und so brachte ihn sein Führer zu Fusse bis nach Walwyk. Mit Sonnenuntergang kam er in dieser, den Erzherzogen, gehörigen Stadt an. Am folgenden Morgen brachte ein Wagen ihn nach Antwerpen. Er stieg bei Grevinkhoven und Episcopius ab; und nun schrieb er an den Prinzen von Oranien, an Friedrich Heinrich und an die Generalstaaten, um sein Betragen zu rechtfertigen. Er fügte hinzu, dass er ohne Gewaltthätigkeiten oder Bestechungen angewandt zu haben, sich durch eine ganz unschuldige List die Freiheit, dies grösste Glück, das ein Mensch besitzen könne, verschafft habe. Die Nachricht von seiner Entwischung verdross die neue Regierung auf das äusserste. „Ich dachte wohl, sagte Moritz, dass dieses schwarze Schwein uns betrügen würde". Man versichert, dass einige seiner Vertrauten, durch eine niederträchtige Rachsucht verleitet, vorgeschlagen hätten, man solle

die Gattin des Grotius feſtſetzen und gerichtlich gegen ſie verfahren. Ungefähr vierzehn Tage lang bewachte man ſie im Gefängniſſe. Sie wurde nicht eher loſsgelaſſen, bis ſie den Generalſtaaten eine dringende Vorſtellung hatte übergeben laſſen. Die Beſorgniſs, ſich ganz mit Schande zu bedecken, wenn man eine groſsmüthige Gattin, die von beiden Parteien mit Lobeserhebungen überhäuft wurde, ſtrafte, war der dringende Beweggrund, daſs man ihr die Freiheit wiedergab. Die heldenmüthige That dieſer Edeln, und ihre ſinnreiche Erfindung trugen die allgemeine Bewunderung davon.

*Grotius gehet nach Frankreich.*

Das nahe Ende des Waffenſtillſtandes veranlaſste Grotius, ſo wie mehrere Remonſtranten Brabant zu verlaſſen, und ſich nach Frankreich zu begeben. In Paris wurde er mit Freundſchaftsbezeugungen überhäuft; und der König gab ihm eine Penſion von tauſend Thalern. Der

erſte Gebrauch, den er von dem Anſehn machte, worin er am franzöſiſchen Hofe ſtand, war der, daſs er das Wohl ſeines Vaterlandes denſelben empfahl. „So undankbar, ſagte er, es auch immer gegen mich gehandelt hat, ſo werde ich doch nie aufhören es zu lieben. Ich werde es machen, wie Ariſtides, der die Götter anrief, daſs ſie es die Athenienſer nie mögten bereuen laſſen, ihn verbannt zu haben. Auch werde ich nicht vergeſſen, daſs Phocion, ehe er den Giftbecher trank, ſeinem Sohne empfahl, denſelben Athenienſern ſeinen Tod zu verzeihen“. Dem Prinzen Friedrich Heinrich erwieſs Grotius Dienſte, die derſelbe ihm ſehr verdankte. „Ich wünſchte, ſchrieb er, Ihnen wieder nützlich ſeyn zu können; aber Sie wiſſen, daſs bei der ietzigen Lage der Dinge weder ich, noch ihre übrigen Freunde etwas für Sie auszurichten vermögen. Ich will hoffen, daſs die Umſtände ſich mit der Zeit ändern, und ich Sie in unſerm Lande einmal wieder ſo

geſchätzt und glücklich ſehen möge, als ihre ſeltenen Eigenſchaften se verdienen". Ein anderer Gebrauch, den Grotius ſogleich von ſeiner Freiheit machte, beſtand darin, daſs er ſeine Unſchuld bewieſs. Er ſetzte die berühmte Apologie auf, die in den vereinigten Provinzen geleſen und bewundert werden wird, ſo lange ſie den Namen einer Republick behalten. Man weiſs, welche Mühe ſich die Regierung gab, dieſe Schrift zu unterdrücken, ehe ſie noch in den Niederlanden erſchien. Der zu Amſterdam aufgehaltene Druck derſelben wurde zu Hoorn fortgeſetzt und vollendet; und daher erſchien die Schrift erſt im November 1622. Um je ſchärfer ſie indeſſen verboten war, um deſto eifriger wurde ſie geſucht; und die erfinderiſche Gewinnſucht der Buchhändler wuſste dieſes brennende Verlangen nach derſelben ſo gut zu befriedigen, daſs in ganz kurzer Zeit eine Menge von Auflagen gedruckt werden muſsten. Man findet in dieſer Schrift eine Darſtellung der,

erſte Gebrauch, den er von dem Anſehn machte, worin er am franzöſiſchen Hofe ſtand, war der, daſs er das Wohl ſeines Vaterlandes denſelben empfahl. „So undankbar, ſagte er, es auch immer gegen mich gehandelt hat, ſo werde ich doch nie aufhören es zu lieben. Ich werde es machen, wie Ariſtides, der die Götter anrief, daſs ſie es die Athenienſer nie mögten bereuen laſſen, ihn verbannt zu haben. Auch werde ich nicht vergeſſen, daſs Phocion, ehe er den Giftbecher trank, ſeinem Sohne empfahl, denſelben Athenienſern ſeinen Tod zu verzeihen". Dem Prinzen Friedrich Heinrich erwieſs Grotius Dienſte, die derſelbe ihm ſehr verdankte. „Ich wünſchte, ſchrieb er, Ihnen wieder nützlich ſeyn zu können; aber Sie wiſſen, daſs bei der ietzigen Lage der Dinge weder ich, noch ihre übrigen Freunde etwas für Sie auszurichten vermögen. Ich will hoffen, daſs die Umſtände ſich mit der Zeit ändern, und ich Sie in unſerm Lande einmal wieder ſo

geschätzt und glücklich sehen möge, als ihre seltenen Eigenschaften se verdienen". Ein anderer Gebrauch, den Grotius sogleich von seiner Freiheit machte, bestand darin, dass er seine Unschuld bewiess. Er setzte die berühmte Apologie auf, die in den vereinigten Provinzen gelesen und bewundert werden wird, so lange sie den Namen einer Republick behalten. Man weiss, welche Mühe sich die Regierung gab, diese Schrift zu unterdrücken, ehe sie noch in den Niederlanden erschien. Der zu Amsterdam aufgehaltene Druck derselben wurde zu Hoorn fortgesetzt und vollendet; und daher erschien die Schrift erst im November 1622. Um je schärfer sie indessen verboten war, um desto eifriger wurde sie gesucht; und die erfinderische Gewinnsucht der Buchhändler wusste dieses brennende Verlangen nach derselben so gut zu befriedigen, dass in ganz kurzer Zeit eine Menge von Auflagen gedruckt werden mussten. Man findet in dieser Schrift eine Darstellung der,

durch die letzte Revolution umgeſtürzten Conſtitutionsgrundſätze. Die eigentlichen Urſachen von jener ſind nur leiſe berührt, oder auch verſchleiert worden. Moritz ſelbſt wird darin mit ſo groſſer Schonung behandelt, daſs de Haan ſich bei Grotius darüber beklagte, denjenigen nicht entlarvt zu haben, der, um ſich zu einer unumſchränkten Gewalt empor zu heben, die Rechte und Freiheiten des Landes unter die Füſſe getreten, und die älteſten und beſten Patrioten aufgeopfert hätte. Iedoch Grotius, ſey es, daſs er ſich mit der Hofnung ſchmeichelte, noch einmal ehrenhaft in ſein Vaterland zurückzukehren, oder daſs er den franzöſiſchen Hof, der des Prinzen von Oranien abſichtlich ſchonte, nicht beleidigen wollte, glaubte klug und vorſichtig handeln zu müſſen. Auch der Cardinal Richelieu gab, als er das Ruder der Regierung Frankreichs in die Hände bekommen hatte, dem Grotius zu verſtehen, daſs in Staatsangelegenheiten der ſchwächere Theil jedes-

mal Unrecht habe. Eine Behauptung, die die Denkart des Cardinals deutlich verrieth, aber *den* Mann, der an Tugend und Billigkeit glaubte, und für deren Rechte gelitten hatte, empören mufste.

durch die letzte Revolution umgeſtürzten Conſtitutionsgrundſätze. Die eigentlichen Urſachen von jener ſind nur leiſe berührt, oder auch verſchleiert worden. Moritz ſelbſt wird darin mit ſo groſſer Schonung behandelt, daſs de Haan ſich bei Grotius darüber beklagte, denjenigen nicht entlarvt zu haben, der, um ſich zu einer unumſchränkten Gewalt empor zu heben, die Rechte und Freiheiten des Landes unter die Füſſe getreten, und die älteſten und beſten Patrioten aufgeopfert hätte. Iedoch Grotius, ſey es, daſs er ſich mit der Hofnung ſchmeichelte, noch einmal ehrenhaft in ſein Vaterland zurückzukehren, oder daſs er den franzöſiſchen Hof, der des Prinzen von Oranien abſichtlich ſchonte, nicht beleidigen wollte, glaubte klug und vorſichtig handeln zu müſſen. Auch der Cardinal Richelieu gab, als er das Ruder der Regierung Frankreichs in die Hände bekommen hatte, dem Grotius zu verſtehen, daſs in Staatsangelegenheiten der ſchwächere Theil jedes-

mal Unrecht habe. Eine Behauptung, die die Denkart des Cardinals deutlich verrieth, aber *den* Mann, der an Tugend und Billigkeit glaubte, und für deren Rechte gelitten hatte, empören mufste.